<36632184950017

Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

PROTEKTORAT:
Se. Königl. Hoheit
GROSSHERZOG KARL ALEXANDER
von Sachsen-Weimar.

PROTEKTORAT:
Se. Königl. Hoheit
PRINZ GEORG
von Preussen.

EHRENPRÄSIDENT:
Se. Durchlaucht **Fürst von Bismarck**, Herzog von Lauenburg.

VORSTAND:

Dr. Erich Schmidt,
ordentl. Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Prof. A. v. Werner,
Direktor der Königl. Akademie der Künste zu Berlin.

Dr. M. Jordan,
Geh. Ober-Regierungsrat und Direktor der Kgl. National-Galerie zu Berlin.

SATZUNGEN:

§. 1. Jeder Litteraturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Litteratur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat in diesem Fall seine Erklärung einer beliebigen Buchhandlung oder der Geschäftsstelle des Vereins für Deutsche Litteratur in Berlin W., Steglitzerstr. 90, direkt zu übermitteln.

§. 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines Abteilungsbeitrages von Achtzehn Mark Reichs-Währung, der vor oder bei Empfang des ersten Bandes der Abteilung zu entrichten ist. (Für die ersten 4 Abteilungen, je 7 Bände umfassend, betrug derselbe 30 Mark für jede Abteilung.)

§. 3. Die Mitglieder erhalten in jeder Abteilung vier neue Werke aus der Feder unserer beliebtesten und hervorragendsten Autoren. Die Bände haben durchschnittlich einen Umfang von 20—24 Bogen, zeichnen sich durch geschmackvolle Druckausstattung und höchst eleganten Einband aus und gelangen in Zwischenräumen von 2—3 Monaten zur Ausgabe.

§. 4. Die Vereins-Veröffentlichungen gelangen zunächst nur an die Vereinsmitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder erst später und auch dann nur zu bedeutend erhöhtem Preise (der Band zu 6—8 Mk.) abgegeben. Der sofortige Umtausch eines neu erschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes, ist gestattet.

§. 5. Der Eintritt in den Verein kann jederzeit erfolgen. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Abteilung der betreffenden Buchhandlung beziehungsweise der Geschäftsstelle des Vereins anzuzeigen.

§. 6. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Kommerzienrat **Dr. Hermann Paetel** in Berlin selbständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

Jeder Band von Abteilung V an ist elegant in Halbfranz mit vergoldeter Rückenpressung gebunden.

☞ Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die Geschäftsstelle des Vereins in Berlin, W., Steglitzerstrasse 90, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen. ☜

In den bisher erschienenen XX Abteilungen gelangten nachstehende Werke zur Versendung:

Abteilung I

Bodenstedt, Fr. v., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

***Löher, Franz v.**, Kampf um Paderborn 1597—1604.

***Osenbrüggen, E.**, Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

***Reitlinger, Edm.**, Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze.

***Schmidt, Adolf**, Historische Epochen und Katastrophen.

***Sybel, H. v.**, Vorträge und Aufsätze.

Abteilung II

***Auerbach, Berthold**, Tausend Gedanken des Collaborators.

***Bodenstedt, Fr. v.**, Shakespeare's Frauencharaktere.

***Frenzel, Karl**, Renaissance- und Rococo-Studien.

***Gutzkow, Carl**, Rückblicke auf mein Leben.

***Heyse, Paul**, Giuseppe Giusti, Gedichte.

***Hoyns, Georg**, Die alte Welt.

***Richter, H. M.**, Geistesströmungen.

Abteilung III

Bodenstedt, Fr. v., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geistesleben der Thiere.

***Goldbaum, W.**, Entlegene Culturen.

***Lindau, Paul**, Alfred de Musset.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.

***Vambéry, Hermann**, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Abteilung IV

***Dingelstedt, Franz**, Literarisches Bilderbuch.

Büchner, Ludwig, Liebesleben in der Thierwelt.

Lazarus, M., Ideale Fragen.

***Lenz, Oscar**, Skizzen aus Westafrika.

***Strodtmann, Ad.**, Lessing. Ein Lebensbild.

***Vogel, H. W.**, Lichtbilder nach der Natur.

***Woltmann, Alfred**, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

Abteilung V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Theil.)

Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

***Werner, Reinhold**, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

***Lauser, W.**, Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Abteilung VI

***Lorm, Hieronymus**, Der Abend zu Hause.

***Schmidt, Max**, Der Leonhardsritt, Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

***Genée, Rudolf**, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

***Kreyssig, Friedrich**, Litterarische Studien und Charakteristiken.

Abteilung VII

*Weber, M. M., Freiherr von, Vom rollenden Flügelrade.

*Ompteda, Ludwig, Freiherr von, Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

*Das moderne Ungarn. Herausgegeben von Ambros Neményi.

Abteilung VIII

Ehrlich, H., Lebenskunst und Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper“ III. Theil.)

*Reuleaux, F., Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

Klein, Hermann, J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Abteilung IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekr. Werk.)

*Gottschall, Rud. v., Litterarische Todtenklänge u. Lebensfragen.

Abteilung X

*Preyer, W., Aus Natur- und Menschenleben.

*Jähns, Max, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

*Lotheissen, Ferdinand, Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Abteilung XI

*Gneist, Rudolf v., Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güssfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahr. 1859—1885.

*Meyer, M. Wilhelm, Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

*Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Abteilung XII

*Meyer, Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

*Herrmann, Emanuel, Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirthschaft.

*Büchner, Ludwig, Thatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper“ IV. Theil.)

Abteilung XIII

*Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

*Meyer, M. Wilh., Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

*Bodenstedt, Friedrich v., Erinnerungen aus meinem Leben. I. Band.

Abteilung XIV

*Falke, Jacob von, Aus dem weiten Reiche der Kunst.

*Herrmann, Emanuel, Sein und Werden in Raum und Zeit.

*Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichtliche Skizzen.

*Preyer, W., Biologische Zeitfragen.

Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Litterarisches (Der „Modernen Oper“ V. Theil).

***Bodenstedt, Fr. v.**, Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

***Hellwald, Fr. von**, Die Welt der Slawen.

***Spielhagen, Fr.**, Aus meiner Studienmappe.

Abteilung XVI

Büchner, Ludwig, Das goldene Zeitalter.

Brugsch, H., Steininschrift und Bibelwort.

Meyer, M. Wilh., Mussestunden eines Naturfreundes.

Sterne, Carus, Natur und Kunst.

Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers.

Henne am Rhyn, O., Die Frau in der Kultur-Geschichte.

Gottschall, Rud. v., Studien zur neuen deutschen Litteratur.

Falke, Jacob von, Geschichte des Geschmacks.

Abteilung XVIII

Werner, Reinhold, Auf fernen Meeren und Daheim.

Ullrich, Titus, Reisestudien.

Jähns, Max, Über Krieg, Frieden und Kultur.

Diercks, G., Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Abteilung XIX

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. I. Band.

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. II. Band.

Brugsch, H., Mein Leben und mein Wandern.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band.

Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.

Fitzner, Rud., Die Regentschaft Tunis.

Abteilung XXI

Falke, Jacob von, Aus alter und neuer Zeit.

Frenzel, Karl, Rokoko, Büsten und Bilder.

Wegener, Georg, Herbsttage in Andalusien.

Bezugs-Erleichterung.

Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, sich aus den früher erschienenen Abteilungen die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Ladenpreise von 6 bis 8 Mark** für den Band beschaffen zu können, haben wir bei einer **Auswahl** aus den mit einem * bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermässigung eintreten lassen, und zwar in der Weise, dass nach freier Wahl

10 Bände	anstatt	60— 80	Mark	jetzt	35	Mark kosten.
15 „	„	90—120	„	„	50	„ „
20 „	„	120—160	„	„	65	„ „
25 „	„	150—200	„	„	80	„ „
30 „	„	180—240	„	„	95	„ „
35 „	„	210—280	„	„	110	„ „
40 „	„	240—320	„	„	125	„ „

Herbsttage in Andalusien.

Herbsttage in Andalusien.

Von

Georg Wegener.

Mit 21 Vollbildern.

Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1895.

Meinen Schwestern

Else und Anna

gewidmet.

Inhalt.

Kapitel I.

Vorspiel.

Pfingstsonntag ist's und sonnige Frühe. Ich sitze im Pfarrgarten unter dem blühenden Flieder; tief hängen die Zweige herab und bewegen sich leise im laulichen, düfteschweren Luftstrom, so daß zuweilen ein Strahl der Morgensonne goldig über den Kies zu meinen Füßen zittert. Weiter hinaus aber liegt der warme Goldglanz voll auf den buchsbaumgefaßten Blumenbeeten. Zwischen den Baumwipfeln jenseits des Gartenzauns sehe ich den Turm des Dorfkirchleins; das gelbe Kreuz auf seiner Spitze zeichnet sich in schmalen Streifen gegen den blaßblauen Himmel ab, und in dem offenen Turmfenster schwingt eine Glocke: der helle Klang des ersten Geläuts zur Kirche zieht durch die stille Luft.

Das Gotteshaus ist nur klein und aus Fachwerk errichtet, — denn hier zu Lande wachsen weder Marmor noch Sandstein und auch die Thaler für einen gediegenen Backsteinbau nicht in jeder Gemeinde —, aber es ist sauber und freundlich, als lächelte der frische Sinn des jungen Pastors, der seit ein

paar Jahren sonntäglich darin predigt, schon aus seinen Mienen. Und das alte Pfarrhaus, das zu meiner Rechten den Garten mit dick wuchernder Epheuwand begrenzt, ist auch Fachwerk und Stil hat es wahrhaftig nicht; indes auch sein betagtes Angesicht sieht so warm und gemütlich aus, als wüßte es recht gut, was für ein zartes Menschenglück darin sein wohliges Nest findet. Wollt Ihr das Glück sehen? — Dort hinten am Ende des Gartens wandelt es unter einem großen Helgolander Strohhut über sonnige Wege. Die Frau Pfarrerin trägt ihr erstgeborenes Töchterchen spazieren. Ich will sie nicht stören, sie plaudern beide miteinander. Das Fräulein, mein wertes Nichtchen, verzichtet zwar im gewöhnlichen Sinn noch auf die edle Kunst der Rede, aber im Verkehr mit der Mutter ist dieser Umstand durchaus unwesentlich. Mutter und Kind sind in dieser Zeit ja nur erst scheinbar Zwei; nicht nur des Kindes Nahrung trägt die Mutter in sich, sondern auch sein Bewußtsein. Sie freut sich für das Kind und leidet für seine Seele, durch sie schaut es sich neugierig um in der neuen Welt, sie spricht mit ihm wie mit ihrem Herzen, eine esoterische Sprache, die kein Dritter versteht, um so besser aber die Zwei.

Die Glocke verhallt, wieder ist's sonnig still um mich. Wo aber sind meine Gedanken? — Es ist merkwürdig, wie sehr doch das Gesetz des Gegensatzes unsere Ideen-Verbindungen bestimmt! Gerade hier, wo alles um mich her und auch in mir so unendlich ruhevoll, so heimatfreudig ist, wo mich so recht innig das Bewußtsein erfüllt, wie sehr doch mein Herz mit all seinen Wurzeln in dem treuen Sandboden unserer Mark festhaftet und die bescheidenen Schätze liebt, die er uns darbietet, gerade jetzt, wo ich den Anlauf nahm, mich in eine würdig gedankenvolle Betrachtung über den Segen von Haus und Herd, von wackerer deutscher Amtsthätigkeit und traulich deutschem Familienleben zu vertiefen, geht mir die Sehn-

sucht durch und fliegt weit fort von hier. Weit fort, den beiden Störchen nach, die dort hoch im blauen Äther ihre ruhigen Kreise gegen Südwesten ziehen, kleiner und kleiner werdend; bald sind sie nur noch helle Punkte in der flimmernden Bläue, endlich versunken, untergetaucht in der Lichtflut. Mit ihnen, aber rascher noch als sie, fliegt die Sehnsucht gegen Süden; über die lieblichen Gauen unseres Vaterlandes eilt sie dahin, über das ragende Schneegebirge schwingt sie sich jauchzend hinweg, und nun breitet sich unter ihr das tiefblaue, unendliche Meer, auf dessen leis wogender Flut die Sonnenstrahlen funkeln von Morgen bis Abend, und die Sterne und der Mond mit magischem Glanze vom Abend bis zum Morgen. Endlich taucht in der Ferne rosig schimmerndes Gebirg aus den Wassern. Ist das die Küste eines Zauberlandes, die dort wie unkörperlich, in einem rötlichen Lichte, wie wir es in den Nordländern niemals sehen, über der dunkelblauen Flut schwimmt? Nein, ein Märchenland ist es nicht, so romantisch sein Name, Spanien, unsern Ohren auch klingt; mir indessen sind die Erinnerungen, die mich an dies Land knüpfen, doch wie Märchenträume, so rasch und bunt und wechselvoll zogen die Eindrücke, die es mir gewährte, einst an meinen Sinnen vorüber, so durstig, mit weit geöffneten, staunenden Augen sog ich einst sie ein, so fern, so fremdartig, so aller Verbindung mit meinem gegenwärtigen heimatlichen Leben bar erscheinen sie mir jetzt, als seien es wirklich nur Träume gewesen.

In phantastischer Großartigkeit ragt vor meinen Blicken ein scharfkantiger Felsberg empor, mitten aus der blauen Meeresflut aufschießend. Aber die Menschen haben den Wildling gezähmt; Festungswälle umgürten seinen Fuß, Riesenkanonen dräuen von seinen Flanken und von seinem Scheitel: Gibraltar ist's, das Felsennest, wo die Fänge des britischen

Seeadlers sich eingekrallt haben. — Eine lachende Stadt sehe ich dann, in farbenbrennende Gärten gebettet, eine Stadt voll Lebensglut und feiner Grazie, ganz wie die schlanken, feueräugigen Mädchengestalten, die durch ihre weißen Gassen wandeln, elastischen, tanzgewohnten Schritts, den beredten Fächer in der Hand und die rotblühende Rose im dunklen Haar: Sevilla. — Jetzt rauschende Musik und flammende Lichter in einem weiten Saale: die Königin von Spanien giebt einen Ball; dort schreitet sie mit funkelndem Haarschmuck im Rundgang durch die dichtgescharten Reihen, und eine stets mit ihr flutende Welle von Verneigungen antwortet dem leichten Nicken ihres Hauptes. — Nun wiederum bin ich in einer Berglandschaft von fürchterlicher Öde; erstorbenes, wie von Feuer versengtes Buschwerk umstarrt nur hier und da das kahle, graue Geklipp; Schwefeldampf treibt in erstickenden Wolken über die nackten Steinflächen, und ein roter Strom, wie rieselndes Blut zu schauen, rinnt durch die Felsenwüste. Die Kupferminen von Rio Tinto nennt man diese Gegend, die einem Maler von Dantes Hölle Motive liefern könnte. — Jetzt dagegen lehne ich in dem maurischen Fensterbogen am Erker der schönen Sultanin Lindaraja, unter mir draußen den blühenden Schloßgarten, drinnen die wundersam kunstvoll gewölbte Halle der „Zwei Schwestern“. In das flache, in ihren marmornen Fußboden eingelassene Becken fällt mit träumerischem Plätschern der Springquell zurück, und sein Wasser gleitet über die weißen Treppenstufen hinaus in den sonnenbeschienenen Löwenhof: Dies ist der Königspalast auf der Alhambra. — Horch! Wildes Volksgeschrei umbraust mein Ohr, und sprühende Farben blitzen: in der Arena unten tobt der Stier; soeben tritt langsamen Schrittes der Espada mit blutrotem Mantel und geradem Stoßdegen ihm gegenüber. — Der tolle Lärm verhallt, nur eine Guitarre

schwirrt einen Tanz mit schnellatmigem Rhythmus; ich sehe ein kleines Zimmer voll einfachen Hausrats; über der Jalousie des Balkons brütet die brennende Sonne, innen aber, auf dem fliesenbelegten Boden ist's kühl. In der Ecke brennt ein Nachtlichtchen in rotem Glase zu den Füßen des Hausheiligen, und auf den Fliesen bemüht sich die dunkelwangige, schlanke Morena aus Murcia, mir die Geheimnisse des Fandango beizubringen. — Auch die Guitarre verklingt, stille Mondnacht träumt über den Wipfeln des Palmenwaldes von Elche; langsam wiegen sich die schlanken, hohen Stämme, und nur die Nachtluft flüstert leise in den Fiederkronen. — —

Genug, genug, ihr Bilder! Ich weiß ja längst, was Ihr wollt; ist es doch nicht das erste Mal, daß ihr mich so verlockend umtanzt, wie begehrliche Gespenster, wie lebenshungrige homunculi, die zu wirklichem Dasein geboren werden möchten. Was habt ihr für eine Existenzberechtigung? Ja wenn ihr noch aus dem dunkelsten Afrika wäret, aus Borneo oder den schönen Ländern der Tschuktschen und Tungusen. Aber aus Spanien? Das liegt ja noch in Europa!

„Wirklich? Liegt es auch ganz gewiß in Europa?" flüstert mir da plötzlich die Stimme des Versuchers in meinem Innern zu. „Sieht es nicht nur auf dem Atlas so aus? Hast Du samt Deinen Freunden, wenn Ihr in Spanien von den Ländern jenseits der Pyrenäen redetet, nicht immer ganz unwillkürlich „Europa" gesagt und alle Fremden, die damals so zahlreich zu den Kolumbusfesten herbeigeströmt waren, einfach als „Europäer" zusammengefaßt, um damit dem Gefühl Ausdruck zu geben, als ob Ihr eben nicht ganz in Europa wäret? Bedenke, es giebt ja nicht einmal einen Baedeker für Spanien."

In der That, das ist ein bedeutsamer Umstand. Es giebt einen Baedeker und einen Meyer für Griechenland und die

Türkei, für die Pyrenäen-Halbinsel aber weder den einen, noch den andern. Ja es giebt sogar Baedekers für Syrien, Oberägypten, für Nordamerika, einschließlich der interessanten Gefilde von Alaska, Spanien aber scheint uns ferner zu liegen, als alle diese exotischen Landschaften. Und wenn wir recht zusehen, so müssen wir auch sagen, daß uns Deutschen Spanien von Herzen fremd zu sein pflegt. Wie viele unter uns schöpfen nicht so ziemlich die Gesamtheit ihrer geographischen Vorstellungen darüber aus Geibels Liede von den schattigen Kastanien, die da „rauschen an des Ebro Strand!“ Oder wer gründlicher ist, bildet sich wohl seine Vorstellungen von den Landschaften Spaniens nach dem Muster der Lieblichkeit Italiens. Schön, aber falsch! Kastanien habe ich verhältnismäßig wenig in Spanien gesehen. Der Charakterbaum des Landes ist die Kastanie jedenfalls nicht. Weit eher ist es die sogenannte „italienische“ Pappel, und zwar meist in ihrer besenartigsten Gestalt. An der Landschaft ist vielfach recht wenig von der gestaltenreichen, malerischen Schönheit Italiens zu sehen. Staubige Ödflächen dehnen sich viele Tagereisen weit, und zwar nirgends schlimmer als in den geradezu wüstenhaft dürren, völlig baumlosen Steppen des Ebro-Tieflandes; Geröllströme bedecken anderwärts die Flanken der kahlen, rauhen Gebirge, spärlich ist das Land bewohnt, noch spärlicher ist es bestellt; in Verfall liegen die Städte und Dörfer ganzer Landschaften. Auch das Volk ist in weiten Gebieten durchaus nicht von der naiven, lebensfreudigen Art des Italieners, sondern ernst, förmlich, verschlossen. Sogar wenn man Spanien im großen geographisch betrachtet, hat das Land etwas Uneuropäisches. Unähnlich der sonstigen beweglichen Aufgeschlossenheit des vielgegliederten Kontinents Europa liegt die Pyrenäen-Halbinsel mit starren Küstenlinien, wie ein viereckiges, massives Kastell, von schwer

zugänglichen Wallabstürzen umgürtet, in der See. Seine Ströme erschließen nicht wie sonst in unserm Erdteil das Land bis tief hinein in das Innere, sondern Stromschnellen unweit ihrer Mündung machen sie bis auf einen, den Guadalquivir, unschiffbar, gleich den Strömen des ähnlich gebauten Afrika, Steppen und salzige, abflußlose Seen liegen in seinem Bereich, wie im Innern Asiens.

Und doch lohnt sich ein Besuch des Landes trotz alledem reichlich! Die Schönheiten, die seine Natur hier und da gespart hat, häuft sie dort um so verschwenderischer auf. Es giebt Gegenden in Spanien — ich brauche nur den Namen Granada zu nennen — die unbedingt zu den schönsten des Erdballs gehören. Und fast immer besitzt die spanische Landschaft, gerade ihrer Fremdartigkeit halber, etwas, das mancher noch höher schätzt, als Schönheit, nämlich Charakter und Stimmung. Denken wir vollends an die geschichtliche Bedeutung der Halbinsel, so erscheint uns das Land kaum weniger denn Italien als ein klassischer Boden, geheiligt durch Kulturerinnerungen und Völkerschicksale bedeutsamster Art. Noch heute schürft der Bergmann der Sierra Morena in denselben Erzlagern, die einst den Phönizier bereits zum fernen Tharsis hinauslockten. Noch heute spannen sich kühne Römerbrücken über die Ströme Spaniens. Vandalen und Gothen, unsere Vorfahren, haben ihre Spuren zurückgelassen; die einen in dem Namen der schönsten Provinz des Landes, Andalusien, beide vielleicht in dem Blondhaar vieler Geschlechter des Volkes. In reicher Fülle umgiebt uns das köstliche Erbe der romantischen, geist- und schönheitvollen Mauren-Epoche, die unstreitig eine der feinsten Blüten in der Kulturentwicklung der Menschheit gewesen ist. Und auch als Schauplatz neuerer Geschichte fesselt das Land unser Interesse, einer Geschichte, die abstoßend und bewundernswert zugleich ist, ganz

wie der Nationalcharakter des Volkes. Hart ist dieser, fast finster erscheint er zuweilen, jede Leidenschaft entwickelt er sogleich bis zum Fanatismus, den Stolz bis zum unerträglichen Hochmut, die feierliche Haltung bis zur Donquixoterie, aber unleugbar ist doch ein kühner, vornehmer Wurf in ihm. Als Seebezwinger gewannen die Spanier zur bisherigen Welt eine neue hinzu, als eiserne Krieger hielten sie lange Zeit das westliche Europa in Furcht und Zittern; als geniale Künstler schufen sie Werke von unvergänglicher Größe. Ihre düstere Leidenschaftlichkeit, indem sie sich auf den Religionseifer warf, brachte unsägliches Elend über die Lande, am meisten vielleicht über das eigene; dafür hat ihre patriotische Glut aber auch im Beginn dieses Jahrhunderts den Heldenkampf gegen den Unterdrücker des Erdteils mit einer Zähigkeit durchgefochten, die ihnen nicht vergessen werden soll.

So ist es denn eine großartige Hinterlassenschaft, unter welcher der Wanderer in Spanien dahingeht. Wie Heldengesänge rauscht es um die alten Türme und Mauern, wie Zaubermärchen klingt es durch die Gärten und Säulenhallen, und über den Thorbogen mahnt, dem Auge unsichtbar, doch dem Geiste vernehmlich, die Inschrift: Tretet ein, auch hier sind Götter!

Ja, selbst der Gegenwart darf man schließlich ihr Recht nicht vorenthalten. Nicht alles ist Verfall, nicht alles nur Erinnerung. Auch im heutigen Spanien sind die Stellen zahlreich, wo ein frisches, zukunftverheißendes Leben emporblüht und unsere anerkennende Teilnahme fordert. Nicht allenthalben geben sich die Spanier steif und unbehaglich. Im Gegenteil, ihrer freundlich gemessenen Zuvorkommenheit gegen den Fremden, ihrer ritterlichen Gastfreundschaft wird jeder, der unter ihnen geweilt, mit Freude gedenken. —

Der Versucher spricht bekanntlich immer am beredtesten, wenn wir schon halb gewonnen sind; er erspäht mit so unheimlicher Sicherheit unsere schwächste Stunde, daß ich fast glauben möchte, Heinrich Heine hatte gar nicht so unrecht, da er den Mephisto in seinem „Faust“ als ein Weib darstellte. — Wohlan denn, ihr Erinnerungsbilder, drängt Euch herzu, ich will's versuchen, euch lebendig zu machen. Die freundliche Stille der Tage, die mich umgiebt, ist recht geeignet für solch ein Beschwörungswerk.

Und nun noch ein kurzes Wort zur Orientierung. Ich reiste im September 1892 von Berlin nach Genua, um daselbst an den Sitzungen des ersten Italienischen Geographen-Kongresses teilzunehmen. Von dort begab ich mich zu Schiff über Gibraltar nach Huelva im südwestlichen Andalusien, wo die spanische Regierung den vierhundertsten Jahrestag der Entdeckung Amerikas mit großartigen festlichen und wissenschaftlichen Veranstaltungen feierte. Die Zeitungen waren ja seinerzeit voll von diesen Dingen. Im Anschluß hieran besuchte ich dann einen großen Teil Spaniens, lediglich als Vergnügungsreisender, doch bemüht, Auge und Sinn weit aufzumachen. Ich will nun nicht die ganze Reise hier noch einmal nachwandern, sondern nur ihren schönsten Abschnitt, die Fahrten nach und durch Andalusien. Wer mich dabei begleiten will, gewappnet mit der weitherzigen Nachsicht gegen die Eigenheiten des Genossen, ohne die eine gemeinsame Wanderung immer unerquicklich wird, der soll mir von Herzen willkommen sein.

Hier meine Hand! Schlag ein, Leser, — auf gute Reisefreundschaft!

Spiegelberg in der Neumark.

Kapitel II.

An Bord der Fulda.

d. 28. September 1892.

Addio Genova la Superba! Noch einmal zeigst Du Dich in dem ganzen Glanz Deiner Schönheit, ehe Du Dich einhüllst in die bläulichen Schleier der Ferne; Deine zinnengekrönten Berge umgeben Dich in muschelförmigem Rund, so daß Du dasitzest, wie in majestätischem Thronsessel, und das blaue Meer küßt schmeichelnd der Herrin schimmernde Füße. Addio Italia! Deine wonnigen Ufer verglühen in leichtem Dunst, der nur hier und da ein kühn abstürzendes Cap, eine schön geschwungene Berglinie, eine weiße Stadt deutlich werden läßt; schon schwimmt die Küste Liguriens fern über den Wassern, mehr einer Fata Morgana, als etwas Wirklichem ähnlich. Ich gedenke der phantastischen Beschreibung eines Orientreisenden von den Träumen, in die ihn ein versuchsweiser Genuß des bekannten Haschisch versetzte. Er befand sich auf dem indischen Meere in äußerst stürmischer, unbehaglicher Fahrt; im Augenblicke aber, als das geheimnisvolle Narkotikon Gewalt über seine Besinnung gewonnen, erschien es ihm, als würde die

See wie auf Zauberschlag spiegelglatt, und sein Schiff durchschnitt ruhevoll und doch mit Vogelschnelle die glänzende Silberfläche, und diese ebenso kraft- wie anmutreiche Bewegung erfüllte ihn mit einem unsäglichen Entzücken. Heut verstehe ich diese Lust! Auch mir ist's ja wie in einem Märchentraum, daß ich jetzt so dahinfliege über die Wellen des Mittelmeeres, über die heilige Salzflut, auf der einst der Dulder Odysseus von Wunderinsel zu Wunderinsel irrte, welche die Kriegsflotten Karthagos und Roms getragen, wie die flinken Drachenschiffe abenteuernder Wikingskönige, dahinfliege auf dem kräftig schlanken Bau eines Schiffes mit deutscher Flagge.

So still liegt das Meer. Nicht bewegungslos ist es, aber nur eine leichte Kräuselung wellt die Fläche, die in der Nähe unseres Schiffs, tiefdunkelblau erstrahlt in wundervollem Gegensatz zu dem weißschäumenden Fahrwasser. Weiter hinaus wird das Blau lichter und lichter, aber doch zeichnet es sich am Horizont, an dem nun jede Spur von Land verschwunden ist, noch in klarem Rund gegen den blasseren Himmel ab. Nur an einer Stelle ist die scharfe Linie des Kreises durchbrochen; das ist da, wo gegen Südwest die Sonne sich zum Untergange neigt. Eine unbeschreiblich strahlende Straße von Licht führt hier über die See dahin und hinaus über die See, als leitete sie unmittelbar in die Sonne; und diese Strahlenstraße ist's gerade, die unser Schiff verfolgt. O es ist wundervoll, es ist berauschend üppig, in diesem leuchtenden Glanz auf Deck zu liegen, die Glieder gelöst in süßer Mattigkeit unter dem Kuß der schmeichelnd lauen Luft, während unser Schiff königlichen Ganges die Glätte durchschneidet und der Gang der Schraube nicht fühlbarer ist, als der Pulsschlag eines ruhig atmenden Körpers. Washington Irvings Alhambra, in der ich zu lesen begonnen, entsinkt mir, und mein Sinnen

ergeht sich halb unbewußten Fluges in den köstlichen Erinnerungen der letzten Tage. Soll ich ihm wehren? Herz, Du bist jung, Körper Du bist gesund, Seele Du bist frei, genießet sie, die Tage der steigenden Sonne, mischt sich doch ganz von selbst schon in ihre Lust ein leiser Hauch von Wehmut, als wollte er mahnen: atme im Licht, so lange es leuchtet, hinter den Bergen schon lauert auch Deiner die Nacht!

Läßt sich eine großartigere Einführung in die lichte Welt des Südens denken, als die Wanderung über den St. Gotthard? Freilich, man muß es verschmähen, den Berg wie ein Maulwurf zu durchkriechen. Um die Schönheit Italiens recht zu besitzen, muß man sie sich erwerben, auch heute noch muß man zu Fuß von Göschenen nach Airolo gehen.

Wie eine prachtvolle Symphonie in drei breiten Sätzen entrollt sich die Gegend. Zuerst ein kühnes, rauschendes Allegro, die Schöllenen. Aus schwindelnder Höhe stürzen die Felswände von beiden Seiten zu enger Schlucht zusammen; sie geben die stürmisch gerissenen Akkorde, zwischen denen sich als das in unerschöpflichem Wechsel und doch immer wieder in derselben Grundgestalt erscheinende Thema, als „unendliche Melodie", die in Wirbeln und Fällen zu Thal brausende Reuß hindurchzieht. Immer trotziger, leidenschaftlicher wird die Bewegung, bis in den schroffen Steilwänden der Teufelsbrücke, im Sprühregen des mächtigsten Sturzes der Reuß, ein großartiges Appassionato den Höhepunkt giebt. Nun folgt der vielbekannte und in der That auch zauberhafte Übergang in das sanfte, liebliche Andante oder Pastorale des Urserenthals mit seinen weiten, saftgrünen Wiesenflächen, seinen freundlichen Dörfern Andermatt und Hospenthal, an den Fuß der wald- und mattenbedeckten Berglehnen geschmiegt. Wo dann bei letztgenanntem Orte die Straße links abbiegt,

um in dem mehrstündigen Granitthal der Gotthardreuß bis zum Passe hinaufzusteigen, beginnt der letzte und vielleicht gewaltigste Satz der Symphonie: ein breitgetragenes, grandioses Largo, dessen Akkorde immer ernster und größer werden, bis auf der Höhe das Ganze in einer tiefen, mächtigen Harmonie ausklingt.

„Ein ödes Thal“ nennt das Reisebuch diese letzte Strecke, und vielfach hört man die Ansicht, daß mit Hospenthal die eigentlichen Reize der Wanderung vorüber seien. Wer aber ein Gefühl für die Größe einer erhabenen Einsamkeit besitzt, auf den muß gerade dieser Teil einen wunderbaren Eindruck machen. Ich durchschritt ihn in den späten Nachmittagsstunden; anfangs begegneten mir noch ein paar Wanderer, die letzte Hälfte ging ich ganz allein durch die schweigende Wildnis. Riesige Granitwände begleiten zu beiden Seiten das Thal, aber sie stürzen nicht jäh hernieder, sondern ungeheure Schutthalden, wahre Ströme von Granitblöcken, ziehen sich von ihren Flanken mit allmählich abflachendem Neigungswinkel herab und bilden, unten sich vereinigend, die Sohle des Thals. Hier ist von Wiesenwuchs keine Rede mehr; nur spärliche Kräuter und Moosbildungen umziehen die quaderförmigen Blöcke, zwischen denen langsam geschlängelt und weit voraus sichtbar die Straßenlinie emporzieht. Nicht düster ist deshalb die Gegend, nur ernst, ehrfurchtgebietend. Wir sind hier am Hochsitz des Urgesteins, und Schauer ergreifen den Geist, wenn er zurückzudenken versucht bis zu den Anfängen des Werdegangs dieser Felsen, bis zu den Fernen, wo sie zähflüssig dem Glutball der Erde entquollen. Der Tag neigt sich seinem Ende zu; von günstiger Stelle rückwärts schauend, gewahren wir in weiter, weiter Ferne einige zackige Gipfel, an deren höchsten Spitzen noch die Sonne glüht; dann verglimmt auch dieser Schein, kalt weht der Abendwind das Thal herab. Schneeflecke, wie

wir sie vorher hoch über uns an den Wänden gesehen, sind allmählich unserm Wege immer näher gerückt, jetzt liegen sie zu beiden Seiten der Straße. Mit der wachsenden Dämmerung wird die ungeheure Einsamkeit immer fühlbarer. Nun überschreiten wir auf gewölbter Steinbrücke, deren graue Formen sich für das Auge erst ganz in der Nähe von dem Grau des Hintergrundes loslösen, die schmale Reuß, die aus dem in einem Nebenthal verborgenen Lucendro-See herniederrauscht, und dann beginnt der breite Sattel der Paßhöhe. Die Wände des Thals sind weiter auseinander getreten und im Verhältnis zu uns niedriger geworden, die Blöcke aber immer riesenhafter, so daß die Gegend im Halbdunkel doch etwas Wildes bekommt. Der Gotthardpaß ist keine tiefe Scharte zwischen zwei Bergwänden, sondern ein breites Hochthal, auf dem die Straße mit sehr geringen Neigungen ihren Weg zwischen mächtigem Blockgeröll und einer Reihe kleiner Seen sucht. Es war Nacht geworden, ehe ich die letzte Höhe erreichte; dämmerhaft nur zeigte sich die Straße noch zwischen den phantastischen Felsen, und die plötzlich zu beiden Seiten auftretenden tiefschwarzen Seen machten einen fast schreckhaften Eindruck. Gerade an der durch ein trigonometrisches Mal gekennzeichneten höchsten Stelle der Straße begann ein kalter Regen herabzufallen. Schon aber leuchtete in geringer Ferne ein trauliches Licht, und wenige Minuten später saß ich am freundlichen Tische des Wirtshauses.

Am andern Morgen erfüllten weiße, sonnendurchleuchtete Wolken die Umgebung. In ununterbrochener Folge krochen sie von Italien her das Thal herauf und wanderten nach Norden; aber nicht am Erdboden, sondern ungefähr in der Höhe des ersten Stockwerks schwebten sie dahin, und unter der ebenflächig abgeschnittenen, hell glänzenden Decke breitete sich in scharfer Morgenklarheit das Fels- und Seengewirr

des Gotthardthals. Wenig später zerflatterte die Wolkenhülle, und in sonniger Helle lag das ganze gewaltige Hochthal da. Eine Aussicht auf ferne Schneegipfel hat man nicht; in felsiger Nacktheit, aber mit flachen Böschungen steigen die Berge ringsum an, eine Anzahl ziemlich gleich hoher Gipfel bildend, die aber alle verhältnismäßig nicht hoch über der Sohle sich erheben. Gerade dies indessen giebt den so wunderbaren Eindruck der Höhe unseres Übergangspunktes, man scheint gleichsam dem Himmel ganz nahe.

Noch ein kurzer Besuch des lichtgrünen, zwischen gletschergekrönten Felsenwänden träumenden Lucendro-Sees, dann schritt ich geflügelten Fußes hinunter nach Süden, nach Italien.

Wie soll man die Fülle festhalten, den tausendfachen Wechsel von Eindrücken auf der flugartigen Reise vom Gotthard nach Genua?

Das steil hinabstürzende Val Tremola hat bis Airolo noch ganz wilden Hochalpencharakter. Von dort abwärts aber vollzieht sich mit zauberischer Schnelligkeit der Übergang zu den Formen und Farben des Südens. In Stufensätzen schäumt der Tessin zu Thal; die Gotthardbahn muß, um diesen Weg mitzumachen, sich in ihren großartigen Kehrtunnels hinschrauben. Jede Stufe bedeutet für Klima und Vegetation des Thals einen außerordentlichen Sprung. Noch soeben, kurz oberhalb Airolos, haben wir in dem tiefdunklen Nadelgehölz bei Motta di dentro das erste Auftreten des Baumwuchses überhaupt seit der Höhe des Gotthard begrüßt; wenige, kaum zwanzig Kilometer weiter, und die Gehänge kleiden sich in den prachtvollen Schmuck der Kastanienbäume des Thals von Faido. Wieder wenige Kilometer, und Weinlauben, auf schmalen Granitsäulen aufgebaut, bedecken die Thalsohle. Das Tessinthal wird breiter und breiter, eine

südlich-üppige Fruchtfläche, aus deren dichtem Grün die schon ganz italienisch gebauten Ortschaften mit schlanken Campaniles hervorlugen; die Wände des Thals aber vereinigen damit noch die Großartigkeit alpiner Natur. Steil, riesenhoch steigen sie an, wunderbare Wasserfälle hängen von allen Seiten hernieder, bald in breiten Flächen über glattes Gestein herabgleitend, bald in weiten Luftsprüngen zu Silberstaub zerstiebend. Bei Bellinzona endlich betritt der Fluß die breite Anschwemmungslandschaft, die er selbst der Nordspitze des Lago maggiore abgewonnen hat. Die Bahn nach Luino folgt der Thalfläche, die unsere, nach Chiasso, steigt an der linken Felswand wieder zu neuen Höhen auf, um über den Monte Cenere hinweg den See von Lugano zu erreichen. Adlerhoch schweben wir lange Zeit über dem mächtigen Deltalande, das sich tief zu unsern Füßen ausbreitet in heißem, weißlichem Licht, und mit der Klarheit einer Reliefkarte springt uns die Plastik dieses ungeheuren Thaltrichters ins Auge, der, nach Süden geöffnet, so ganz geeignet ist, die Licht- und Lebensströme der italienischen Sonne aufzufangen und sie bis tief ins Innere der Alpenwelt hinaufzudrängen.

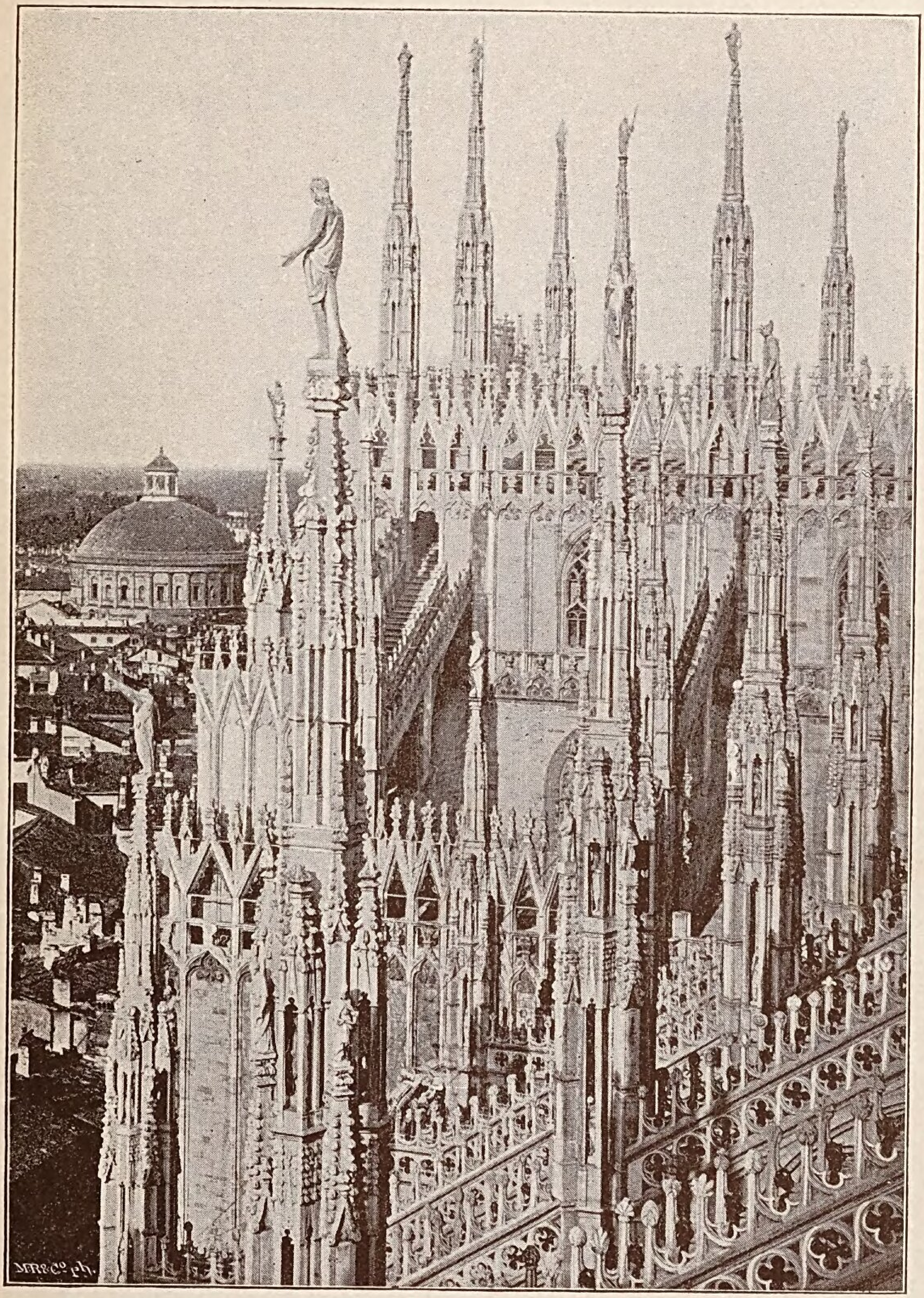
Nun folgen Lugano, Como — braucht es mehr als diese Namen, um die Phantasie mit den Bildern tiefblauer Seespiegel zwischen kühngeformten Bergwänden, üppigen Gärten und glänzenden Lusthäusern zu erfüllen? Wie auf Traumesflügeln eilen wir im goldenen Abendlicht daran vorüber; die Berge verflachen sich rasch, es ist nur noch wellige Moränenlandschaft, die wir jetzt durchfahren. Kühle, lombardische Nebel steigen aus den Wiesengründen; endlich dehnt sich, soviel in nächtlicher Dämmerung erkennbar, weite Ebene um uns her. — „Milano!“

Mailand ist eine blühende, glanzvolle Stadt. Für den aber, der sie zum erstenmal gesehen, versinkt in der Er-

innerung alles übrige in der Pracht des einen, des einzigen Bauwerks, der Marmordichtung der Kathedrale. Welch eine Größe im Innern, wo die ungeheuren und doch so kraftvoll schlanken Pfeiler wie gigantische Urwaldsstämme emporschießen und mit ihrem Geäst einen Raum von der Ausdehnung eines Marktplatzes überwölben! Die Wirkung dieser riesigen Hallen in ihrem stimmungsvoll gedämpften Licht, in dem einfachen, aber vollendeten Adel ihrer Formen, ist eine großartig ernste, heilige. Und welch ein Gegensatz dazu dann die lichte Herrlichkeit des Daches: Dieses geradezu märchenhafte Gewirr von Türmchen, Balustraden, Treppen, Statuen, Fialen, Rosetten, kurz allem, was die Phantasie der Gotik an zierlichem Schmuckwerk ersonnen hat, strahlend in dem Glanze des edelsten weißen Marmors auf tiefblauem Himmelsgrunde, dies alles ist durchaus irdisch, von einer berauschenden Lebensfülle und Daseinslust. Man sieht, der Künstler hat hier die schönheitempfängliche Seele mit Herrlichkeiten überschütten wollen. Dies Dach ist nicht nur die Bedachung des Innern, es ist Selbstzweck und darum auch in all seinen Teilen durch Gänge, Treppen und Balkone zugänglich. Während das Innere vonvornherein in seiner mächtigen Gesamtheit wirkt, bezaubert hier zunächst der Reiz der Einzelheiten in ihrem unerschöpflichen Wechsel und ihrer bis ins kleinste hinein sauberen Ausführung; sind doch sogar die Innenwände der Wendeltreppen mit Ornamentik in kostbarem Material bedeckt. Und doch hat der Eindruck nichts Spielerisches; die gediegene Schwere, die feste Fügung des Materials giebt auch den schlankesten Formen den Charakter von Kraft, und die anfangs verwirrende Masse der Einzelheiten gruppiert sich allmählich auch hier zu einem klaren Ganzen, sodaß wir zum Schlusse mit Bewunderung den einheitlichen Gedanken erfassen, der die überquellende Fülle beherrscht.

Eine kleine Gesellschaft von Italienern, einige Damen in rosa Kleidern und mehrere junge Leute, bewegte sich gerade lachend und plaudernd über die Marmorplatten des Hauptdaches. Eines der Mädchen, eine prachtvolle Figur, schritt, höher als die anderen, auf dem erhöhten Bordstein der Dachfirst einher. Die stützenden Hände ihrer Begleiter zurückweisend, ging sie festen, elastischen Schrittes, und prächtig hoben sich die schlanken Formen und lichten Farben ihrer Erscheinung gegen Marmor und Himmel ab; man sah es dem Leuchten ihrer Augen an, wie sehr sie sich der jungen Herrlichkeit ihres Körpers bewußt war, wie sie den ganzen Wunderbau unter sich nur empfand als einen würdigen Rahmen für ihre Schönheit. Und wahrhaftig, es harmonierte garnicht übel mit der heiteren Kraft und Üppigkeit dieses Baus, daß ein so blühendes Leben ihn schmückte und sich von ihm schmücken ließ.

Auch die flachen Fruchtebenen der Lombardei sind voll Reiz in ihrem betriebsamen Leben: die Mais- und Reisfelder, durchzogen von zahllosen weidenbesetzten Wasserläufen, den Adern der bewunderungswerten Berieselungsanlagen des Po-Landes, bestanden mit kugeligen Maulbeerbäumen, Wein- und Tomatengeländen und belebt von sauberen Ortschaften. Bald erscheinen am südlichen Horizont die Linien des Apennin: die Vorberge hell und kräftig gefärbt, übersät mit weißen Dörfern und Städtchen, die weiter zurückliegenden Gebirge in immer zarteren Lufttönen gehalten. Nun tauchen wir hinein in die liebliche Gebirgswelt. Vielgestaltig, aber in weichen Formen schlingen sich die Bergkonturen, malerische Städtchen mit prächtigen, hochgeschwungenen Brücken liegen in den Gründen, Klöster und Kapellen, leuchtend im Sonnenglanz, auf hohen Bergkegeln, als hätte sie eine geniale Künstlerlaune planvoll verteilt. Es ist etwas Vornehmes um



Vom Dach des Mailänder Doms.

ein Land, das in seinen Bauten ein festes, eigenartiges, altüberliefertes Stilgefühl besitzt, wie hier in Oberitalien. Bis in gewöhnliche Nutzbauten der Dörfer hinein läßt sich in einfachen aber geschmackvollen Formen die alte Renaissancekunst verfolgen.

Endlich erhebt sich vor uns auf hochragenden Berghöhen ein mächtiges Bauwerk: Castelle auf den höchsten Spitzen, dazwischen lange Mauern, über die Kämme hinlaufend, ein Anblick, der lebhaft an die Bilder von der großen chinesischen Mauer bei Nankou erinnert; das sind die Befestigungswerke von Genua. Wir durchfahren die westliche Vorstadt Sampierdarena; zwischen den Häusern hindurch blitzt hier und da schon die helle Fläche des mittelländischen Meeres auf, dann noch ein kurzer Tunnel, und in überraschender Großartigkeit liegt der Hafen von Genua vor uns.

Fast vierzehn Tage habe ich in Genua geweilt, Tage, die ich nie wieder aus dem Gedächtnis verlieren kann, nicht allein um der Stadt selbst willen, sondern auch infolge eines köstlichen Verkehrs mit geistig bedeutenden und liebenswürdigen Menschen. — Genua ist stolz, reich und wunderschön, mag man nun von der Kuppel von Santa Maria in Carignano über den gewaltigen Hafen mit dem so charakteristischen Leuchturme hinüberschauen oder von dem riesigen Molo Galliera, dem vor kurzem aus dem Nachlaß der Herzogin von Galliera, mit einem Aufwande von zwanzig Millionen erbauten äußeren Hafendamme, auf die amphitheatralisch aufsteigende Stadt blicken, mag man die aus Palästen bestehenden Straßen Garibaldi und Balbi wandeln oder die engen Gassen am Hafen mit ihren kleinen Garküchen und offenen Kramläden und dem unendlich reizvollen menschenwimmelnden Getriebe durchstreifen. Die alte Nebenbuhlerin Venedig kann

gewißlich mit Genua an Schönheit der Lage und Pracht der Architektur wetteifern, aber sie ist eine gebrochene, lebensmüde Stadt, Genua dagegen voll Kraft und Feuer, strotzend von Leben bis ins kleinste Geäder. Freilich, wir ausländischen Gäste des ersten italienischen Geographenkongresses haben die Stadt auch kennen gelernt, wie es nicht jedem Besucher vergönnt ist: nicht als Fremde, sondern als Empfänger einer großartigen Gastlichkeit. Nicht mit dem Baedeker in der Hand durchwanderten wir die alten stolzen Adelspaläste: in üppigem Kerzenglanz schimmerten uns die goldenen Gemächer. Was war das für ein Abend im Palais des Municipiums, da uns die Stadt in ihren wunderbaren Prunkräumen selbst zu Gaste lud; oder noch mehr im Palazzo Reale, wo der Herzog von Genua, der Bruder des Königs, unser Wirt war, doppelt sympathisch für uns Deutsche, da er vollkommen fließend und augenscheinlich mit Behagen deutsch mit uns plauderte. Wenn man hier aus dem blendenden Gewühle heraustrat auf die breite Terrasse, und nun unmittelbar zu Füßen die Lichtermassen des nächtlichen Hafens sich ausdehnten, und rechts über der Flut die weißlichen Arkaden des Palazzo Andrea Doria sichtbar wurden, man konnte sich in ein Fest Fiescos zurückversetzt fühlen und die Wünsche dieser Brust verstehen. Der Kampf um die Herrschaft dieser Stadt, das war kein Sturm in einem Wasserglase, das war doch mehr.

Wie schön ist auch die sonnige Meerfahrt von Portofino bis Voltri gewesen; die ganze Küste rollte sich auf, wie ein perlenbesätes Diadem, in dessen Mitte Genua der funkelnde Diamant war. Am innigsten aber haftet mir im Herzen ein Abend im Carlo Felice-Theater. Es war hier allerdings nicht allein der wunderbare Farbenglanz des prachtvollen Raumes, nicht allein die Musik von Verdis „Othello“, nicht die mächtige Stimme und das vorzügliche Spiel Tamagnos,



Der Hafen von Genua.

was dies bewirkte, sondern etwas viel Schöneres, als alles das. Es war der Genuß eines Mädchenantlitzes dort oben in der zweiten Logenreihe, von seltsamer, ich möchte fast sagen, tiefer Schönheit. Ein Gesicht, das etwas Leidenschaftliches, Heroisches gehabt haben würde, wenn nicht noch der blühende Liebreiz früher Jugend eine entzückende Weichheit darüber gegossen hätte. Doch wie ohnmächtig ist das Wort in der Wiedergabe des Schönsten, was es auf Erden giebt, eines vollendeten Menschenantlitzes! Ja wie wenig würde selbst die Kunst des Malers hier ausgereicht haben, denn gerade der Reichtum des wechselnden Ausdrucks vollendete den Reiz der Form. Anders erschien das Gesicht, wenn es in stillem Sinnen sein klassisch edles Oval herniederwandte, anders, wenn es aufmerksam den Vorgängen auf der Bühne folgte, sodaß die prachtvolle Linie des Profils mit der schlanken Nase, den vollen, köstlich geschwungenen Lippen und dem runden Kinn sich darbot, anders und am herrlichsten, wenn das Mädchen, in die Tiefe der Loge zurückgelehnt, mit einem wunderbar träumenden Ernst im Zauber der Töne weit, weit von hier fortgeführt zu sein schien. Dann schwebte das schöne Antlitz, leicht geneigt wie das der ludovisischen Juno, mit den aufwärts gerichteten Blicken auf dem dunklen Hintergrunde wie eine Erscheinung, wie herabgestiegen aus dem köstlichen Gemälde eines alten italienischen Meisters. —

Doch genug nun mit den Erinnerungsträumen. Es ist Nacht geworden und Mondscheinzauber liegt wunderbar auf dem Meere, — gegenwärtige Schönheit fordert ihr Recht!

Kapitel III.

Mittelmeerfahrt.

Kühl und doch weich streicht mir die Nachtluft über die Stirn, ich stehe einsam am äußersten Ende des Schiffes; das Hinterdeck ist leer, ich gewahre niemand als mich allein. Auf der dunkelstahlblauen Meeresfläche, die sich schrankenlos nach allen Seiten dehnt, flimmert die Silberstraße des Mondlichts, das noch nicht voll, aber in der klaren Luft doch mit wunderbarer Kraft herabströmt. Ein eigentliches Meerleuchten zeigt sich deshalb nicht; nur zeitweilig tauchen am Vorderteil des Schiffes kleine leuchtende Punkte auf, wie ins Wasser gefallene Sterne, und schwimmen rasch an der Schiffswand vorüber. Das Kielwasser hinter uns, von der unsichtbaren Schraube mächtig zerwühlt, schimmert wie ein mattleuchtender Streif, ganz ähnlich der Milchstraße oben am Himmel, nur daß es in Bewegung ist: unter der Oberfläche, dicht hinter der Schraube, schießen unablässig hellere, doch verschleierte Strahlen durch das Wasser, wie Blitze innerhalb einer Wolke. Wirkliche Blitze dagegen sind es, die fern am südlichen Horizont

aufzucken, wo eine dunkle Wolkenbank steht. Meist ist es das breite Zucken des Wetterleuchtens, aber auch die feine Linie eines wirklichen Strahles zeichnet sich zuweilen ab. Vergebens späht indessen das Ohr nach einem Donner; viel zu fern von unserm Frieden vollzieht sich das majestätische Schauspiel. — Welch eigentümliches Bild, das still durch die Nacht dahingleitende Schiff vor mir! Seine Lichter werfen einen matten Schein von winzigem Umkreis auf die dunkle Flut. Von weitem wird es nur aussehen wie ein einziger heller Punkt, der langsam über das Dunkel dahinschwebt. Und doch weiß ich, welch eine kleine Welt es umfaßt. Ein paar Schritte, und ich bin in prachtvollen, von elektrischem Lichte strahlend erhellten Räumen, ausgestattet mit den tausend Einzelheiten eines vollendeten Komforts und erfüllt mit lebendigen Menschen, die fühlen, denken, plaudern, lachen und träumen, wie ich. Gleicht das Schiff nicht unserer Erde, die ja auch, als ein Stern von anderen Sternen aus anzusehen, mit uns allein einsam dahinschwimmt durch den Ocean des Weltraums? Nur daß keiner von den Passagieren auf ihr weiß, woher er gekommen ist und wo er landen wird — vielleicht schon vor Morgengrauen.

Der glückliche Mensch hat so selten Veranlassung, sich klarzuwerden, in wie tiefer Einsamkeit wir eigentlich alle, jeder für sich, über die Erde wandeln. Auf Reisen aber empfindet auch er, was es bedeutet, ein Individuum, eine geschlossene Welt zu sein. Zwar weiß er, daß daheim liebe Gedanken ihn suchen, aber diese Gedanken irren doch nur in eine ungefähre Richtung, und er vermag nicht zu rufen „Hier, hier bin ich ja!“ Und dann überkommt ihn das Bewußtsein, wie selbst bei körperlicher Gegenwart auch der innigste Verkehr der Liebe von Herz zu Herz im Grunde kaum etwas anderes ist, als das sehnsüchtige Zurufen zweier Gefangener

in benachbarter, unsichtbarer Zelle. Wohl findet er auf seiner Wanderung in manchem Orte freundliche Leute, mit denen er fröhliche Stunden verlebt, die ihm mit Handschlag ein aufrichtiges Wohlergehen wünschen. Aber das Abfahrtssignal erschallt, er muß sie mit all den lieblichen Bildern hinter sich zurücklassen wie ein Traumbild am Morgen, und nichts geht wirklich mit ihm, als was immer bei ihm ist, sein einsames Ich. Und mit tiefer Gewalt erfaßt es ihn, daß er so einstens alles hinter sich lassen muß, um allein und einsam zu wandern, wer weiß es, wohin?

Ist es nun traurig, daran zu denken? O gewiß, es kann sehr traurig sein; auf so wundersamer nächtlicher Meerfahrt in Mondenpracht ist es das aber nicht. Da ist es märchenhaft geheimnisvoll; so süß, wie jene Art von Träumen, von denen man während ihrer Dauer das leise Bewußtsein hat, daß man träumt. In tiefer Einsamkeit, sei es auf klarer, weitschauender Bergeshöhe, im rauschenden Walde oder auf weiter Meeresfläche, durchzuckt uns zuweilen wie eine überweltliche Ahnung die Gewißheit, dies unklare, fragmentarische Dasein hier ist unser wahres nicht, wo wir eigentlich und wirklich zu Hause sind, wo wir in ruhevoller Klarheit, in tiefer Befriedigung gelebt haben und wieder leben werden, wenn der bunte, wunderliche Traum ausgeträumt ist, in dem wir schweben. Es giebt noch ein anderes, da werden wir in Wahrheit schauen, was hier nur als halberfaßte, rasch verschwindende Bilder an uns vorüberzieht, da werden wir tief und voll uns von Herz zu Herzen verstehen und lieben. Und dies wundersame Heimatsgefühl macht das Herz stillselig wie ein Kind im dunklen Zimmer vor der Weihnachtsbescherung. —

Jetzt schlägt die Glocke elf, ein langgezogener Ruf erschallt vom Mastkorb: „Alles wohl!“ melancholisch ausklingend. Die elektrischen Lichter auf Deck erlöschen. Nun denn, wenn wirklich

„alles wohl" an Bord, so können wir ja mit sicherer Hoffnung „Gute Nacht" wünschen. —

Der Inhalt des nächsten Tages, des 29. September, war die Reise an den Balearen vorüber, die wir nördlich umfuhren. Gegen Mittag lag Majorka vor uns mit steilen, mächtigen Felswänden, finsteren Aussehens, von Wolken umkränzt. Ein Gewitter hing an ihnen, und die fliegenden Regengüsse fuhren manchmal auch über unser Schiff. Gerade unmittelbar an der Nordküste Majorkas zieht, wie eine tief krenelierte Mauer, die Hauptgebirgskette der Insel entlang mit Höhen, denen unseres Riesengebirges ähnlich und steil gegen das Meer abstürzend. Sie ist aber nicht nur ein einziger Kamm, sondern in mehrfachen Linien, durch immer zartere Lufttöne unterschieden, sahen wir die Bergreihen nebeneinander hinziehen. Majorka war schon hinter dem Horizont unseres Schiffes versunken, als Ibiza auftauchte. Diese Insel lag in Sonnenglanz vor uns. Sie zeigt viel weichere Formen und viel geringere Höhen. Auch hier zieht eine Küstenkette, die Richtung derer von Majorka fortsetzend, am Nordrande entlang. In steilen, dürren, gelben Wänden stürzen die Ufer ins Meer, stellenweis auffallend an die Mergelwände der Insel Rügen, bei Göhren etwa, erinnernd. Die Berghänge sind mit einem spärlichen Baumwuchs nur gleichsam bestreut; häufig starrt auch das weißgraue Gefels in dürrer Nacktheit empor. Die mit dem Glase deutlich erkennbaren Schichten ziehen in flachen Sattelwellen dahin; Höhlen, oft von bedeutender Größe, statten die Steilwände mit malerischen Schattenwirkungen aus. Wundervoll geradezu zeigte sich die Westspitze, wo die Küstenkette abbricht, das Land in weiten Bogen bis zu der südlicheren Parallelkette zurückspringt, und der Blick nun hineindringt in die weite Thalmuschel zwischen

beiden, die mit Ortschaften überstreut ist. Vor der Bai lagert ein Gewirr von Klippen und Inseln, schräg aus dem Meere aufsteigende Schollen, die jäh auf der andern Seite abstürzen und mit ihren rötlichen Steilwänden im Lichte der Abendsonne einen köstlichen Glanz werfen. Alle überstrahlt aber an phantastischer Schönheit der Fels der Isla del Vedra im Hintergrunde; eine wilde, doppelgipflige Kalkklippe von anscheinend 4—500 m Höhe, die mit steilen, nackten, weißgrauen Wänden, den Fuß in eine Geröllhalde gehüllt und, soviel wir sehen konnten, ohne jede Vegetation, aus dem brandenden Meere sich emporbäumt. Das in der schnellen Bewegung perspectivisch sich fortwährend verschiebende Bild der bald sich lösenden, bald für das Auge zusammenwachsenden Inseln, der Unterschied in den kräftigen, tiefen Farben der näheren, den leichteren Tönen der ferneren Felsgebilde, war unendlich reizvoll und fesselte aller Augen, bis das Ganze, auch die Isla del Vedra, wiederum hinabgetaucht war hinter die Rundung der Erde. Und nun zog unser Schiff in „seliger Öde" über die strahlende, beinahe unwahrscheinlich blaue Fläche dahin.

Freilich dauert eine völlige Einsamkeit nie lange auf diesem befahrensten aller Meere. Auch im Dämmer der Nacht sieht man wohl gelegentlich in geringer Entfernung die dunkle Masse eines fremden Schiffs schattenhaft vorübergleiten; bei Tageslicht aber ist der Gesichtskreis nur selten ganz leer. Fremde Segel glänzen fern und nahe und schwimmen oft in reizvollster Beleuchtung an uns vorbei. Die erfreulichste Begegnung auf der ganzen Fahrt war uns der Anblick eines stolzen weißen Dampfers mit schwarz-weiß-roter Flagge, der in geringer Entfernung unsern Weg kreuzte; es war ein zweites Schiff unseres Lloyd, von der ostasiatischen Linie; die Musikchöre spielten auf beiden Schiffen und Taschentücher wehten lustige Grüße herüber und hinüber.

Am andern Morgen dehnte ich mich noch wohlig in meiner Kabine und blinzelte durch das Fenster auf die blauen Wogen, als Professor H., ein Mitglied der kleinen Freundesschar, die gleich mir mit der „Fulda“ von Genua nach Spanien fuhr, mich mit dem freundlichen Rufe aufscheuchte: „Kommen Sie rasch herauf, die Küste von Spanien ist da! Soeben fahren wir um das Kap de Gata.“ Und nicht umsonst hatte er zur Eile getrieben. Was nun erschien, war so eigenartig schön, daß jeder Augenblick des Genusses kostbar wurde. Dies Vorübergleiten der spanischen Küste, die in einem ganz merkwürdigen, zarten violettrosa Duft über den blauen Wassern schwebte, hatte etwas Märchenhaftes. Die „Fulda“ fuhr westlich von der Punta de las Sentinas in ungefähr 3—6 Seemeilen Entfernung an der Küste entlang. Indem sie dadurch von der geraden Linie nach Gibraltar abwich, verlängerte sie ihren Weg um etwa 12 Meilen, sie gewann aber mehr als das dadurch, daß sie hier die starke Strömung von Gibraltar her vermied. Und wir Fahrgäste gewannen am meisten. Wir fuhren bald so nahe, daß wir die Häuser der Ortschaften, die Bogen der Brücken, die weißen Mauerstreifen zwischen den Gärten, die Baumgruppen darin unterscheiden konnten. Wie drolliges Spielzeug sah das alles aus! Bald wieder blieben wir ferner, sodaß ganze Städte nur wie schimmernde Flecke, und ihre Kulturumgebung — in der Regel eine Oase in kahler Steppe — wie ein kleines grünes Läppchen am Fuß der Bergwände erschien. Dafür erfaßten wir aber wiederum die ganze Plastik des Küstenlandes mit einer prachtvollen Klarheit.

Die Küstensierren zogen eine nach der andern vorbei. Zuerst die Sierra de Gador mit wallartiger, wenig bewegter Kammlinie, dann die Sierra Contraviesa, die Sierra de Almijara u. s. w.; nach der vortrefflichen Vogelschen Vierblattkarte von Spanien, die bei Justus Perthes in Gotha erschienen ist,

konnte ich alles sehr gut verfolgen. Es war bemerkenswert, daß die Gestaltung der Sierren nach Westen immer bewegter wurde. Die schräg auffallende Sonne arbeitete durch Licht und Schatten das Relief der Flanken wirkungsvoll heraus; sie erschienen tausendfach in Hohlformen gegliedert, deren Kanten nach Westen zu ebenfalls immer schärfer wurden, sodaß der Anblick schließlich der Splitterung einer Kiesel-fläche glich. Hinter und über der Kammlinie der Sierra de Gador und der Contraviesa erhob sich nun aber noch ein mächtiges, dunkles Etwas, eine riesige, jedoch wolkenumschleierte Kette. Das war also die Sierra Nevada! die Krone von Kumuluswolken, die sie sich selbst um den Scheitel gelegt, verhüllte ihren Anblick die ganze Fahrt über; nur ab und zu erschien über den Wolkenhaufen, in kaum vermuteter Höhe, ein finsteres Haupt, wie ein schwarzer, massiger Block anzusehen, mit einigen blitzenden Schneeflecken besetzt, wahrscheinlich der Mulhacen, Spaniens höchster Gipfel. Erschreckend allerdings ist die furchtbare Kahlheit der Gebirge. Die Sierra de Gador ist noch weit kahler, als die Höhen des Ligurischen Apennin; sie schien eben gänzlich vegetationslos, ein Wall von ödem Geröll. Steil fällt hier großenteils die Küste ins Meer, so-daß die Straßenlinie, die man durch das Glas verfolgen konnte, stellenweis hoch den Berg hinaufsteigen muß, um zu scharfe Böschungen am Ufer zu umgehen. Weiter nach Westen lagerte sich dann eine mehr oder minder breite Küsten-verflachung den Gebirgsketten vor. Diese Küstenfläche, durch die Sierren gegen den Nordwind geschützt, voll ausgesetzt dem Strahl der afrikanischen Sonne, ist der Sitz der üppigsten sub-tropischen, ja tropischen Vegetation, die in Europa vorkommt. Hier gedeiht, wie z. B. in der Oase von Motril, das Zucker-rohr, ebenso die Dattel in Fülle, und die Felsenwände kochen den glühenden Wein von Malaga.

Es ist uraltes Kulturland, was hier vor uns lag; bis zu den Phöniziern vermag ein Teil dieser Ortschaften, die bald lang hingezogen an der Küstenlinie, bald mehr zusammengedrängt und weiter ins Innere hinaufgreifend, herüberglänzten, ihren Ursprung zurückzuverfolgen. Einige, wie Adra, Malaga, tragen noch heute in geringer Umwandlung ihren uralten phönizischen Namen. Sie blühten bereits, als an der Stätte der „ewigen" Roma im Schilf des Tiber noch die Ureltern der Wölfin hausten, die später Ammendienste bei Romulus und Remus verrichten sollte. Aber auch aus den glücklichen Tagen der Römerherrschaft bewahrt das Land noch bedeutsame Reste, und die Spuren der maurischen Zeit vollends sind wie von gestern. Einsam am Ufersaum ragen die alten arabischen Warttürme, die Atalayas, reizvoll auf vorspringenden Hügeln die ritterlichen Kastelle, die Burg von Rabita de Albuñol, das Castillo de Ferro, und wie sie alle heißen. Dort jenes Städtchen ist Almuñecar, wo der kühne Sohn des Moawija, Abderrachman, der Omaijade, zum erstenmal den Boden Spaniens betrat. Unfern davon erscheinen auch, weithin sichtbar, die Ruinen des alten Schlosses von Torrox, wo er die erste Aufnahme fand. Er ist eine der interessantesten Persönlichkeiten der Weltgeschichte, dieser Mann, den der furchtbare Gegner seines Geschlechtes, der Abassiden-Kalif Manßur, selber bewundernd als den „Falken des Koreischiten-Stammes" bezeichnet hat; ein Typus jener Eroberer-Naturen, in deren Wesen sich Fatalismus und persönliche Aktivität in merkwürdiger Weise mischen. Die Herrschaft der Omaijaden ist zertrümmert, die Angehörigen und Anhänger der Familie werden wie wilde Tiere allenthalben gehetzt und getötet, er selbst eilt als irrender Flüchtling in Verkleidungen von Land zu Land bis in den äußersten Westen Nordafrikas, aber im Herzen lebt ihm der stolze Glaube an seinen Stern,

an eine Prophezeiung aus der Jugend, an die königliche Bestimmung seines Geschlechts. So faßt der flüchtige Bettler, dessen Machtmittel beschränkt sind auf die Anhänglichkeit eines einzigen Dieners und — auf die Kraft seines Willens und seines Genies, den Plan, hier am Westmeer, auf dem erst vor wenigen Jahren den Ungläubigen entrissenen Boden des früheren Westgotenreichs, den Thron der Omaijaden wieder aufzurichten. Und nun sehen wir, was ich anfangs betonte: Aus seinem Fatalismus schöpft er zwar die unerschütterliche Zuversicht, das Werk müsse gelingen, weiter aber nichts; daneben ist er die vollste Verkörperung des Grundsatzes „Hilf dir selbst". Mit eiserner Thatkraft, mit spähender Umsichtigkeit, mit nie ruhender Wachsamkeit nutzt er jede Gelegenheit aus, die ihn zu seinem Ziele führt. Heldenhafte Waffenthat und geniale Diplomatie, List, Treubruch und blutige Gewalt, ein ganzes Leben voll Sturm und Drang, führen ihn in der That dazu, die Herrschaft zu errichten, die binnen kurzem unter dem Namen des Kalifats von Cordoba die Welt mit ihrem Glanz erfüllen sollte.

An derselben Meeresküste aber, unmittelbar östlich von Almuñecar und Torrox, erblicken wir auch die tiefe Spalte in der Folge der Sierren, in der die Straße von Motril zur Ebene von Granada hinüberzieht. Den Bergsattel, auf dem sie die Ausläufer der Sierra Nevada überschreitet, nennt man noch heut el ultimo suspiro del Moro, den „letzten Seufzer des Mauren". Hier ist der Schauplatz, auf dem sich der Schlußakt des Dramas der muhammedanischen Herrschaft in Spanien abspielte; von hier aus blickte Boabdil el Chico, das verweichlichte Kind einer in Ästhetik erschlafften Epoche, zum letztenmal auf Granada hinab, auf dies irdische Paradies, das seine Väter hier gegründet, um sich dann nach kurzem Aufenthalt im Exil der Alpujarrenthäler am Südfuß

der Sierra Nevada — wir sehen auch deren Gegenden von hier aus — über dasselbe Meer zu derselben Küste zurückzuziehen, von der sein Volk vor nahezu achthundert Jahren gekommen war.

Die Sierra Contraviesa, die Sierra Almijara haben ihre Flanken auch höher hinauf in etwas spärlichen Baumwuchs gekleidet; stellenweis, in muschelförmigen Eintiefungen, zeigen sich sogar waldartige Bestände, wahrscheinlich vorwiegend Korkeichen, und hier zieht sich dann auch die Besiedelung hoch hinauf. Eingebettet in die grünen Flecke, liegen weit zurück in rötlicher Ferne die Bergstädte Albuñol, Sorbilan, Gualchos und andere, deren Name wahrscheinlich manches Heldenlied in jener Gegend meldet, die aber unsere Karte nicht mehr zu identifizieren gestattet. Es müssen kühne, interessante Felsennester sein, und es wäre schon wert, einmal einen einsamen Streifzug durch sie zu unternehmen.

Malaga, die bedeutendste Siedelung des Küstenlandes, die einzige, die durch Eisenbahn mit dem Innern verbunden ist, glitt ziemlich fern an uns vorüber; ein Teil der Stadt lag anscheinend unten am Meere, ein anderer auf steil abfallendem Gefels. Da der Name natürlich allen an Bord geläufig war, so wirkte ihr Anblick besonders erfreulich; mit vergnügtem Kopfnicken zeigte einer dem andern die weißliche Häusermasse: es war doch hübsch, daß man Malaga gesehen hatte!

Gegen drei Uhr nachmittags fesselte ein neuer Gegenstand die Aufmerksamkeit und drängte die Schauenden am Vorderteil des Schiffes zusammen. Im Südwesten, gerade vor uns, wuchsen aus dem Meere zwei blaßblaue Inseln hervor, eine, die nördliche, scharfkantig, in drei Absätzen von Süden her ansteigend, dann mit geschwungenem Rücken nach Norden

fortstreichend, um hier mit jähem Steilabfall zu endigen. Es war der Fels von Gibraltar, die europäische Säule des Herakles. Die andere Insel, die afrikanische Säule, erschien von hier aus etwa ebenso hoch, aber nicht so scharfkantig, sondern als ein massiger Doppelbuckel. Die Gebirge in ihrer Nachbarschaft sind so niedrig, daß die beiden Berge zunächst wie Inseln erschienen; erst später vereinigten sie sich mit dem auftauchenden Lande. Der Anblick der Thorpfeiler des Mittelmeeres, die rasch immer mächtiger vor uns emporwuchsen, war in der That bedeutend. Das also, genau derselbe wie heut, war der Anblick, der vor drei Jahrtausenden das Herz des phönizischen Schiffers höher schlagen ließ, wenn die viele Monden lange, große Westfahrt sich dieser stolzen Ferne, dem Austritt in den westlichen Ocean, näherte. Zwar der wetterergraute Kapitän war wohl frei von überflüssiger Romantik. Hatte er doch die Fahrt nach dem silberreichen Tharsis mehr als einmal gemacht. Er kannte hinter jenem Felsthore nicht nur das üppige Gades, sondern auch noch fernerhin Küsten und Inseln weit hinauf bis zum nebligen Norden, und wußte vor allem, daß sie dem Wagemutigen Gelegenheit zu reichem Gewinn boten. Aber unter seiner jungen Mannschaft mochte doch mancher sein, dem die Phantasie noch voll war von den Wundergeschichten seiner Heimat, der mit ehrfürchtigem Staunen die beiden riesigen von Götterhand emporgewälzten Berge nun vor sich liegen sah, an denen seine kühnste Vorstellung vom Erdenrund bisher Halt gemacht, und dem der Gedanke doch das Herz beklemmte, daß er es nun wagen sollte, weiter hinauszudringen als der Gott, in eine mythische Ferne.

Wie viele Blicke haben seitdem mit brennendem Interesse die Gestaltung dieses Felsenthors sich eingeprägt, dessen äußere Großartigkeit der inneren Bedeutung in so unge-

wöhnlichem Maße entspricht. Als ein riesenhafter Wall in Hufeisenform legt sich die Folge der Sierren Südandalusiens, die bis zur entgegengesetzten Richtung herumbiegend in den Gebirgen Marokkos und Algeriens fortstreichen, vor das Westende des Mittelmeeres. An seiner innersten Stelle aber, gerade als wäre dieses Hufeisen zu gewaltsam zusammengepreßt, ist es geborsten, und zwischen den aufstarrenden Splittern flutet die Welle des Ozeans hinein, jener unaufhörliche Wasserstrom, der verhindert, daß das Binnenmeer unter der verdunstenden Kraft der Sonne zusammenschmilzt, wie das Kaspische Meer, oder wie es einst dem alten asiatischen Mittelmeer geschehen ist, von dem uns nur noch das öde, verlassene Bett, die Wüste Gobi, entgegenstarrt. Dabei ist diese Meeresenge aber flach genug, um den eiskalten Tiefwassern des Ozeans den Eintritt zu wehren; nur die wärmeren Oberflächenschichten dringen herein, und so kann das Mittelmeer zu jener Schale voll warmen Wassers werden, dessen Temperatur gerade der mittleren Jahreswärme dieser Breiten entspricht. Während es also im Sommer die allzugroßen Sonnengluten mildert, wärmt es doch andererseits im Winter und schafft so das wundervolle Klima der Länder, „wo die Zitronen blühn, im dunklen Laub die Goldorangen glühn“.

Noch einen dankbaren Blick zurück auf die Wellen dieses Meeres, die uns so weich und freundlich bisher getragen! Sie sind erinnerungsreich, wie die keines zweiten auf der Erdoberfläche. Was Europa unter den Erdteilen, das ist das Mittelmeer unter den Meeren: eine verhältnismäßig kleine Individualität, aber durch geographische Vorzüge zu einer Hauptrolle für die Entwickelung der Menschheit berufen. Zu der klimatischen Bevorzugung, die beide teilen, tritt eine zweite, die in der wunderbaren Vielgestaltigkeit ihrer Formen besteht. In reichstem Wechsel drängen sich die Teile des Mittel-

meers in die benachbarten Ländermassen ein; eine Fülle von Inseln überstreut seine Flächen, so daß dies Meer besonders geeignet war, die verschiedenartigsten Erzeugnisse des organischen Lebens an seinen Ufern zur gegenseitigen Bereicherung in Austausch zu bringen und die an einzelnen Punkten entstehende Kultur von einem Ende zum andern zu tragen. Hochbegabte Völker fanden diese Gestade, nutzten ihre Vorzüge und schufen sich auf ihnen eine Lebensblüte, so reich an kraftvollen Thaten, tiefen Gedanken und harmonischen Schönheitsformen, wie keine andere in der Geschichte der Menschheit. — Und wenn auch mit dem Sturz des mächtigen Reiches, das alle die Einzelgebilde der alten Mittelmeerkultur zu einer Einheit, zu einem Mittelmeerreich κατ᾽ ἐξοχὴν, zusammengefaßt hatte, der Glanz dieser Kultur zu Trümmern zerfiel, das Mittelmeer und seine Gestade hörten darum nicht auf, ein Schauplatz des vielgestaltigsten, ereignisreichsten Lebens zu sein. In kaleidoskopartiger Buntheit drängen sich für die rasch darüberhinfliegende Erinnerung die historischen Bilder aus der mittelmeerischen Welt: die abenteuerlich glänzenden Schicksale von Arabern, Normannen und Kreuzrittern; Ostroms unter endlosen Kämpfen gefristetes, seltsames, goldstrotzendes, verzopftes Dasein; die idealistisch unsinnigen und doch so großartigen Römerzüge der deutschen Kaiser, die sich vergeblich bemühen, ein Glied der Mittelmeerwelt an die der Nordsee zu knüpfen; das langsame, aber sichere Emporwachsen der wunderlichsten Bildung europäischer „Zivilisation“, des Papsttums, das den Versuch macht und zum Teil vollbringt, von neuem die ganze Welt unter Rom zu einigen; die glanzvolle Geschichte der großen italischen Handelsrepubliken u. s. w., u. s. w. — ich will hier nicht Geschichte erzählen, überhaupt keinerlei Wissenschaft treiben, sondern nur andeuten, was einem auf flüchtiger Reise flüchtig durch den

Kopf geht, wenn man sich einer so bedeutsamen Stätte gegenübersieht, wie der Straße von Gibraltar. Bis vor kurzem war sie das einzige Thor, durch welches jene reiche Welt des Mittelmeers mit dem freien Weltmeer in Verbindung treten konnte; und wenn es heut nicht mehr so ist, so hat dieser Umstand nur noch ihren Glanz erhöht, da sie es zum Eingang einer noch viel weiter führenden Weltstraße machte. Alle Achtung vor dem Genie des Volkes, das es verstand, sich an diesem Felsen einzunisten; es muß für den Engländer ein unbeschreiblicher Stolz sein, wenn er das Bild der Festungswerke von Gibraltar sich allmählich vor seinen Blicken aufrollen sieht. —

Die afrikanische Säule trat, als wir näher kamen, zunächst zurück vor dem Fels von Gibraltar, weil sie viel weiter nach dem Innern der Meerenge zu gelegen ist, während uns dieser gleich an ihrem Eingang mit seiner ungeheuren, fast senkrechten östlichen Steilwand entgegenspringt. Gibraltar ist auf der Karte eine schmale Halbinsel, die mit nordsüdlicher Achse vom Festlande sich vorstreckt. Dem Auge erscheint es jedoch noch in kurzer Entfernung als eine Insel, denn die schmale Landzunge La Linea, die den Kalkberg mit dem felsigen, aber niedrigen Festlande verbindet, ist so flach, daß sie erst bei großer Nähe hinter den Wellenkämmen sichtbar wird. Die schmutzig-graue riesige Felsmauer der Ostseite, die sich dem vom Mittelmeer Kommenden zunächst darbietet, ist durchaus unzugänglich, da sie fast senkrecht aufsteigt; eine merkwürdige, sandfarbene Schutthalde zieht sich in der Mitte derselben vom Meeresspiegel bis zu fast drei Viertel der Höhe hinauf, alles übrige ist eine jäh abstürzende kahle Felswand. Rechts unten an der Schutthalde gewahrte man ein Häufchen kleiner Baracken, soviel mir bekannt, eine Ansiedlung ausgewanderter Katalanen, die sich hier unter englischen Schutz gestellt haben. Sonst sind an den Abhängen keinerlei

Baulichkeiten zu sehen; auch Festungsanlagen fehlen, da sie an dieser unzugänglichen Flanke des Felsens überflüssig sind. An diesen Abhängen haust unter dem Schutz der Garnison, aber in Freiheit, der kleine Affentrupp, der bekanntlich gegenwärtig die einzige Vertretung dieser Tiergattung in Europa ausmacht. Oben über die scharfe Kante des Felsens, deren höchster Punkt bis zu 425 Meter ansteigt, schaut die Signalstation herüber, von der aus unser Nahen jedenfalls längst hinabgemeldet ist. Durch das Glas gewahrt man auch auf dem vordersten Vorsprunge des obersten Kammes eine der beiden Riesenkanonen, mit denen neuerdings die Festung versehen worden ist, und die ein Gewicht von 101 Tonnen und ein Kaliber von 45 Zentimeter haben und 988 Kilogramm schwere Geschosse schleudern sollen; sie nahm sich trotz ihrer augenscheinlich ungeheuren Größe aus wie eine winzige Fliege auf dem Rücken eines Elefanten.

Wir bogen nun um die südlichste, von Höhlen unterminierte und mit einem Leuchtturm geschmückte Spitze, die den stolzen Namen Punta de Europa führt. Von hier sieht der schräg von Westen aufsteigende, jäh nach Osten abfallende Felsen am wildesten aus. Noch ein paar Schraubenschläge, und endlich lag Stadt und Festung Gibraltar vor uns. Die Böschung, mit der die ungeheure Felsscholle hier auf der Westseite ansteigt, ist ziemlich bequem; das Augenmaß, das ihr einen Winkel von zwanzig Grad gab, sah wahrscheinlich noch zu steil. Die oberen Teile des Felsens sind von Zickzackwegen überzogen, von Mauerwerk abgeteilt und in der Nähe des Kammes mit verschiedenen Festungsbaulichkeiten, der Signalstation, O'Haras Tower u. s. w., gekrönt. Einige große graue glatte Flächen, die schon von weitem ungefähr auf der Mitte seiner Höhe ins Auge fallen, sind zementierte Regenfänger, denn das Wasser ist eine Kostbarkeit in Gi-

braltar. Unten an den Fuß und ein gut Stück hinauf schmiegt sich die Stadt; gegen Punta de Europa hin sieht man zuerst nur einzelne, weitläufig verteilte Gebäude in sehr schönen Gärten mit großwipfligen Bäumen, weiter zur Landzunge eine dichte Masse weißlicher Häuser, um ein altes maurisches Kastell geschart, dessen Erbauung noch dem Tarik zugeschrieben wird. Die weite Bucht war von Schiffen belebt. Unter ihnen lag auch der stattliche weiße Kreuzer „Prinzeß Wilhelm" von unserer Flotte, der dazu bestimmt war, in den nächsten Tagen zur Teilnahme an den Columbus-Festlichkeiten nach Cadiz und Huelva abzugehen.

An Bord der „Fulda" herrschte freudige Aufregung, die Photographie-Amateure montierten ihre Waffen, die Musik spielte lustige Weisen, während unser Schiff langsam an den von den letzten Strahlen der Abendsonne vergoldeten Wällen vorüberglitt.

Die deutsche Konsulatsbarke führte uns ans Land, in den alten Hafen, der an der Wurzel der Halbinsel noch außerhalb der Festung liegt. Von hier konnte man den mächtigen, 400 Meter hohen nördlichen Absturz des Gibraltarfelsens zur flachen Linea gut beobachten. Dieser Absturz ist vielleicht noch steiler, als der östliche, in seinen unteren Teilen anscheinend völlig senkrecht; er ist also gerade an der einzigen, einem Landangriff ausgesetzten Stelle am leichtesten zu verteidigen. Hier ist die Stelle, wo die berühmten Felsenbatterien in mehreren Stockwerken übereinander in den Stein gemeißelt sind. Aber die Engländer haben außerdem noch die Hälfte der vorgelagerten flachen Landzunge mit Wall und Gräben verschanzt. Im Bereich dieser Anlagen befindet sich auch am Fuß des Felsens die vor kurzem entdeckte starke Quelle, deren Wasser durch Röhren in die Stadt geleitet

wird. Wo an der spanischen Küste das höhere Land wieder beginnt, liegt auf einem Felshügel das spanische Städtchen San Rocque; über die Bai hinüber schimmert das flach gelegene Algeciras, nach dem sie den Namen trägt.

Durch schwer befestigte Thoranlagen rasselten wir zu Wagen über das rauhe Pflaster in die Stadt zum Hotel Royal, das als das beste gilt. Es erwies sich nicht als besonders großstädtisch; desto mehr nachher seine Rechnung. Doch einstweilen lag dies ja noch im Schoß der Götter, und frohen Mutes wanderten wir, des Gehens froh nach so langer Fahrt, durch die abendlich dunklen Straßen. Der Anblick des inneren Gibraltar war dadurch gerade überraschend, daß er so wenig Fremdartiges hatte. Die Engländer haben dem Orte durchaus das Gepräge eines nordischen Städtchens gegeben. Die schmalen, sparsam beleuchteten Gassen mit niedrigen Häusern, die Mehl- und Vorkosthandlungen, die Wollkramläden mit ihren spießbürgerlichen, gräulich ausstaffierten Schaufenstern, die kleinen Bonbongeschäfte und dergl., das sah alles so heimatlich wie bei uns in irgend einer Kleinstadt aus; wäre man nicht auf Schritt und Tritt dem rotröckigen Militär begegnet, und hätte sich vor allem nicht von Zeit zu Zeit durch Nebengassen ein seltsam großartiger Blick auf die riesige Felsfläche eröffnet, die in grauem Mondlicht über der Stadt in den Sternenhimmel emporstieg, man hätte glauben können, plötzlich in ein Landstädtchen Pommerns oder Schlesiens zurückversetzt zu sein. Auf einem freien Platz am Hafen spielte eine Militärkapelle, und feierabendliche müßige Gruppen schlenderten durch die Gassen. Um halb zehn ertönte ein scharfer Kanonenschuß. Dies ist das Zeichen zum Schließen der Stadtthore; wer die Zeit versäumt hat, muß unerbittlich draußen bleiben. Morgens verkündet ein gleiches Signal wieder das Öffnen. Der Zeitpunkt dieser Schüsse ändert sich

etwas nach der Jahreszeit. Gibraltar befindet sich gewissermaßen stets in latentem Kriegszustande mit Spanien; daher ist das ganze Leben der Stadt stark militärisch geregelt. Der längere Aufenthalt von Fremden ist nur nach umständlichen Formalitäten erlaubt, die Spanier aber, die vom Festlande herüber kommen, um Lebensmittel zu verkaufen, müssen abends die Stadt wieder verlassen. Andrerseits ergreifen auch die spanischen Behörden freundschaftlichst jede Gelegenheit, um die lästigen Mitbewohner ihrer Halbinsel zu chikanieren. Bedeutet doch deren Anwesenheit nicht nur einen steten Fleck auf der Ehre des Landes, nicht nur eine schmerzliche Machtbeschränkung an der seestrategisch wichtigsten Stelle ihres Landes, sondern auch einen sehr unerfreulichen Vorschub für den zeitweilig höchst großartigen Schmuggelhandel. Den Großbedarf an Lebensmitteln bezieht Gibraltar daher nicht vom Festlande, sondern über die Meerenge hinweg aus dem marokkanischen Tanger; täglich sieht man in breiten, flachgehenden Schiffen die Viehtransporte von dort herüberkommen, die dem Engländer sein unentbehrliches Beefsteak sichern.

Unser Besuch in Gibraltar war nicht ganz befriedigend, da uns das Interessanteste, die Besichtigung der Festungsanlagen und der Besuch der oberen Teile des Felsens mit ihrer berühmten Aussicht versagt blieb. Man war damals mit großartigen Um- und Neubauten beschäftigt, die im Laufe der Zeit durch die Umwälzungen im Belagerungs- und Befestigungswesen notwendig geworden waren, und das Geheimnis dieser Anlagen wurde so streng gewahrt, daß selbst den englischen Offizieren, die nicht unmittelbar mit den Arbeiten betraut wurden, der Zutritt verboten war. So reisten wir denn schon am anderen Tage weiter.

Kapitel IV.

Hinüber nach Afrika.

„Good morning, Sir!“ rief mit kräftigem Tone und einem festen, vollen Händedruck der famose alte Kapitän des Passagierdampfers, der uns von Gibraltar nach Tanger hinüberführen sollte. Es war ein bescheidenes und bejahrtes Schiffchen, nur bestimmt für den Reise- und Marktverkehr zwischen diesen beiden Städten, ganz anders als das schwimmende Prachthotel des Norddeutschen Lloyd, das wir gestern verlassen, aber sein Leiter empfing uns mit der gütig herablassenden Kordialität eines Mannes, der sich Herr eines imponierenden Besitztums weiß und in demselben empfängt. Aus der strammen Haltung des Leibes und Kopfes, aus der breiten Behaglichkeit seines Stimmtons sprach das stolze Bewußtsein: dies sind Old Englands Wellen, auf denen man jetzt zu Gast ist, meine Herren!

„Ein gutes Schießgewehr, Sir, das Ihr da an der Seite habt,“ fuhr er fort, auf meine lederne Feldflasche deutend, „trifft immer, wie?“

„Well, Sir, aber es muß geladen sein.“

Die tausend Falten und Fältchen um die kleinen, aber hellen Augen in dem kupferfarbigen Gesichte des Kapitäns kniffen sich noch mehr zusammen, als er, ohne ein überflüssiges Wort zu verlieren, mit unnachahmlicher Geberde andeutete, daß auf seinem Schiffe kein Mangel leichter abzustellen sei, als gerade dieser. Und so saß ich bald mit dem alten Geheimrat G., dem letzten von der Genueser Schar, der bis hierher mit mir zusammengeblieben, bei einer guten Flasche spanischen Roten auf dem Oberdeck und überließ mich dem erhebenden Bewußtsein, zwischen mir und dem Nordpol ganz Europa zu wissen.

Das Schiff hielt sich zuerst ziemlich nahe der spanischen Küste, die sich als ein niedriges, rundwelliges, baumloses Hügelland zeigte, gelblich an Farbe von den überall sich ausdehnenden, abgeernteten oder brachliegenden und von der Sommersonne verbrannten Äckern. Lange Streifen silbergrauer Aloë säumten die Felder, und hier und da schimmerten einzelnstehende, weiße Gehöfte aus einem Gebüsch von grünem Feigenkaktus. Einen romantischen Zug brachten nur die auch hier häufigen alten Warttürme an der Küste hinein, die jetzt größtenteils als Zollwachtstätten gegen den Küstenschmuggel dienen. Gegenüber lag Afrika, der alte, geheimnisvolle Erdteil, und die seltsame Großartigkeit seiner Ufergestaltung enttäuschte die halb ehrfürchtige Neugier nicht, mit der unsere Blicke hinüberflogen. In mächtigen Formen türmte sich jetzt das Gegenstück des Felsens von Gibraltar, die afrikanische Herkules-Säule, der Gebirgsstock des Djebel Musa, in trotzigen, kahlen, schwärzlichgrauen Kalkschroffen vor uns empor. Er ist nicht ein so wild und jäh aufschießender einzelner Riesenfels, wie Gibraltar, sondern mehr ein massiver Stock, aber nahezu ähnlich individualisiert, wie jener, und in seiner rauhen

Massenhaftigkeit und seiner doppelt so großen Höhe vielleicht noch imponierender als der Genosse*). Seine Gestaltung vergleicht man am besten mit der eines aufgeklappten und in ostwestlicher Streichrichtung aufgestellten Fächers, sodaß er

*) Es ist mir wohlbekannt, daß von vielen Seiten, beispielsweise von einer Autorität wie Heinrich Kiepert, nicht dieser Berg, sondern der Fels von Ceuta für die afrikanische Herkulessäule der Alten angesehen wird. Nach der horizontalen Zeichnung der Karte hat diese Annahme auch ohne Zweifel viel Bestechendes: Ceuta liegt Gibraltar gerade gegenüber, wie dieses unmittelbar am Ausgang ins Mittelmeer, und ist gleich ihm eine Felsinsel, die nur durch eine flache Landzunge mit dem Festlande verbunden wird. Trotzdem entscheide ich mich unbedingt für den Djebel Musa, seitdem ich die Gegend selbst gesehen. Litterarisches Studium kann die Frage nicht allein lösen, denn die maßgebenden geographischen Schriftsteller des Altertums, Strabo, Pomponius Mela, Skylax, Ptolemäus u. a., sind bereits genau so zwiespältiger Ansicht darüber wie wir heut. Thatsächlich befanden auch sie sich ja bereits in der Notwendigkeit des Konjekturierens, wie man besonders an den Hin- und Her-Erwägungen Strabos deutlich erkennen kann: es galt auch für sie, eine uralte Schiffersage wissenschaftlich zu lokalisieren. Wie man aber in kultur heller Zeit diese Lokalisierung vorgenommen, darauf kommt es nicht an, sondern darauf, welche natürlichen Gebilde in der Phantasie der ältesten Seefahrer diese Sage erzeugt haben. In der That wird der Ausgang des Mittelmeers von zwei großartigen Thorpfeilern eingefaßt und dem Schiffer weithin sichtbar gemacht. Aber das Pendant von Gibraltar ist für das Auge des Reisenden nicht der Fels von Ceuta; dieser, nur 194 m hoch und noch dazu weich und eindruckslos geformt, kommt neben dem Gibraltarfelsen nicht zu ebenbürtiger Geltung und wird vollends erdrückt durch die hinter ihm sich erhebende Masse des Djebel Musa. Letzterer allein ist es, der auf afrikanischer Seite landschaftlich ebenso die Aufmerksamkeit auf sich konzentriert, wie Gibraltar auf der europäischen. Die Araber haben, sobald sie hierher kamen, derselben Empfindung dadurch Ausdruck verliehen, daß sie in diesen beiden Bergen die Namen der großen Eroberer beider Küsten, des Musa und seines Unterfeldherrn Tarik (Gibraltar = Djebel al Tarik), verewigten. Nur im Djebel Musa also können auch die alten phönizischen Schiffer die südliche Säule ihres Melkart gesehen haben.

also von der Flächenseite, von Norden her, gesehen, sich in breitem Kreisbogen wölbt, je mehr man nach Westen fährt, um so mehr sich aber verschiebt und verschmälert und schließlich, von der Kante gesehen, wie eine spitze Pyramide emporragt. Westlich an ihm vorbei konnte man tief in das marokkanische Land hineinschauen, das noch immer so verschlossene. Lange, parallele, südnördlich gerichtete Bergzüge schienen aus dem Innern heranzuziehen; in weiter und in weitester Ferne ragten phantastisch gezackte, hellfarbige Gipfel empor, deren Zugehörigkeit nicht mehr zu erkennen war.

Jetzt näherten wir uns europäischerseits Tarifa, der südlichsten Stadt unseres Kontinents. Der weiße, an einen kahlen, sonnigen Hügelhang gelehnte Häuserhaufe mit seinen flachen Dächern machte bereits einen völlig afrikanischen Eindruck. Bei den westlichen Häusern der Stadt löst sich von der Küste noch eine flache, sandige Landzunge los, in eine niedrige Felsplatte endigend, auf der ein Leuchtturm steht. Das ist der südlichste Punkt Europas, die genau auf dem 36. Breitengrade gelegene Punta Marroqui. Mit blendenden Schaumkronen strudelten die Meereswellen um die letzten, abgesplitterten, von grünen Algen überzogenen Felsklippen unseres Erdteils, und so fremdartig, so uneuropäisch auch das ganze sonnenglühende Bild der Landschaft vor uns war, so grüßten wir doch mit warmem Gefühl und einem begeisterten Glase die mütterlichen Gestade. Und dann erfüllte mächtige Freude das Herz: vor uns dehnte sich, unermeßlich, der atlantische Ozean. Unser Schiffchen wandte sich nach Südwesten, um quer über den Mündungstrichter der Meerenge hinweg die Bucht von Tanger zu erreichen; frisch fuhr der atlantische Westwind durch das Tauwerk, das kleine Segel wurde flatternd aufgezogen, und unser Fahrzeug sprang wie ein mutiges Roß durch die sprühenden Wellen. Mehr als je überkam mich die

berauschende Lust, die uns erfaßt, wenn sich uns die Thore einer fremden und fremdartigen Welt, an deren Wundern die Phantasie seit Kindertagen herumgetastet, nun wirklich aufthun sollen. Wir hatten ja jetzt Europa und seine Kultur hinter uns gelassen; vor uns lag der Orient, lag die Welt der tausend und einen Nacht. In der That, so sonderbar es eigentlich klingt, hier am westlichen Meere, also in occidentalerer Lage als fast alle Gebiete des „Abendlandes“, hat sich in dem unabhängigen Maurenstaat Marokko in außerordentlicher Ursprünglichkeit ein Gebilde jener vor 1000 Jahren den größten Teil der mittelmeerischen Welt umfassenden semitisch-muhammedanischen Kultur erhalten, an die wir immer vorzugsweise denken, wenn wir den Orient dem Occident gegenüberstellen. Und man braucht nicht erst in das schwer zugängliche Innere, in die Residenzen Fez oder Marokko hineinzudringen, um das zu finden; das nationale Bewußtsein und vor allem der religiöse Stolz der Bevölkerung hat auch den Seestädten, hat selbst dem so eng an einer Hauptstraße des europäischen Welthandels gelegenen Tanger den arabischen Charakter sehr rein bewahrt. Alle Kenner, die ich zu Rate gezogen, versicherten mir, daß Tanger weit orientalischer sei als z. B. Algier, Konstantine, Konstantinopel, Brussa, Smyrna, zum Teil selbst als Kairo.

Da Gibraltar, wie bemerkt, in seiner Lebensmittelversorgung größtenteils auf den Verkehr mit Tanger angewiesen ist, hatte ich schon dort Mauren in ihrer Landestracht auf der Straße gesehen. Auch hier im Schiffe hatten wir deren. Ein schlanker, kräftiger Bursche mit flatterndem Haik, dem weißen hemdartigen Obergewand, mit rotem Fez, nackten Waden und krummer Nase im bräunlichen Gesicht, war es gewesen, der das Segel aufzog und sonst allerlei Matrosendienste that. Einige andere Mauren, kleine ärmliche Händler,

die vom Frühmarkt in Gibraltar zurückkehrten, hockten auf dem unteren Deck am Steuer, in weite dunkelbraune geflickte Kutten gehüllt und Strohpantoffeln an den bloßen Füßen. Arme, Beine und das Gesicht waren bräunlich, hager und sehnig. Ich schaute über das Gitter gelehnt auf sie herunter, und wir starrten uns eine Weile gegenseitig an wie Wesen aus zwei einander fremdartigen Welten, zwischen denen es keine Brücke des Verständnisses giebt. Dann langte der eine von ihnen aus der Tiefe seiner zipfelförmigen Rückenkapuze einen großen gelben Apfel und biß mit den blitzend weißen Zähnen so herzhaft hinein, daß es ein sehr behaglicher Anblick war. In demselben Augenblicke mein Lächeln gewahrend, grinste auch er vergnügt, und wir nickten uns beide zu; die Brücke war gefunden, die uns beide als Menschen derselben Erde zeigte: das innige Verständnis und die Teilnahme für des Daseins zarte Freuden; wir konnten Freunde werden und wurden es auch. Ich stieg hinunter und schüttelte Muhammed die bräunliche Rechte, und mit unserem beiderseits ziemlich fragwürdigen Spanisch führten wir eine Unterhaltung. Ich erkundigte mich sogleich beiihm, ob er Hadschi wäre — das ist der Titel, den jeder Muhammedaner annimmt, wenn er die Pilgerfahrt nach Mekka ausgeführt hat —, was er mit großer Genugthuung bejahte. Er machte mich dann darauf aufmerksam, daß das Gebirgsland drüben an der Küste das Gebiet der Anghieras sei, der Sitz jenes bekannten Aufstandes gegen die marokkanische Regierung in Tanger, von dem während des Sommers unsere Zeitungen voll waren, und der damals noch im Gange war. Er wies mir auch seinen flachen Strohkorb, dessen Boden voller Kupfer- und kleiner Silbermünzen war, und erklärte mir den Wert der zierlichen marokkanischen Geldstücke, und endlich rückte er mit dem reellen Beisatz seiner Zuneigung, dem schüchtern und

schmeichelnd verbindlich vorgetragenen Anerbieten heraus, meine Sachen an Land besorgen zu dürfen.

Inzwischen näherten wir uns der Rhede von Tanger. Die Stadt liegt an einer schönen, halbkreisförmigen, nach Norden offenen Bucht, und zwar, wie das bei so vielen, ähnlich gelegenen Städten Nordafrikas, z. B. bei Arzén, Algier, Bougie, Bôna, Bizerta, der Fall ist, an der Innenseite des westlichen Horns derselben, also an der Stelle, wo die Bai am meisten gegen die Weststürme geschützt ist. Hier baut sie sich, wie ebenfalls so viele ihrer Schwesterstädte, sehr malerisch auf, mit ihrer blendend weißen Häusermasse die Gehänge hinansteigend. Den Gipfel des Hügels nimmt die „Kasbah“ ein, die Burg von Tanger, und eine Moschee; beide, bis auf das schlanke Minaret der letzteren, baulich wenig aus der Masse hervorstechend. Schon waren wir bemerkt worden, und sechs bis sieben Boote näherten sich, um uns auszuschiffen. Hier hätte ich mir Eduard Hildebrandts Palette gewünscht! Im Hintergrunde die blendend weiße, flachdachige Stadt, vorn das blau und grünlich schimmernde Meer und auf demselben in leuchtendem Sonnenglanz die phantastisch bunten Trachten der heranrudernden maurischen Bootsleute, ihre roten Feze oder weißen Turbane und ihre weißen, blauen, roten und braunen Gewänder, alles in den einfachen, grellen, breiten Farben, die die europäische Kleidung nicht anzuwenden pflegt. Ich hatte mich schon auf viel Geschrei gefaßt gemacht, aber das Halloh, das bei Ankunft der Bootsleute entstand, überstieg alle Vorstellungen. Wie eine Horde enternder Seeräuber stürmten sie geradezu das Schiff, überschwemmten es bis in alle Winkel, wo sich etwa Gepäckstücke aufhalten konnten, und während ein Teil in unser Gesicht hinein sich in allen möglichen Sprachen mit Hotelanerbietungen überschrie, begann der andere, ohne eine Autorisierung abzuwarten, alles, was von



Tanger.

Kisten und Koffern vorhanden war, pêle mêle in die Boote zu schleppen. Ich persönlich konnte der Sache mit großer Gemütsruhe zusehen, denn mein Mohammed hatte meine sämtlichen Sachen bereits beim Nahen der Herren mißtrauisch in einen Winkel zusammengerückt und verteidigte sie nun grimmig wie eine Henne ihre Küchlein, abwartend, wohin ich mich wenden würde. Und das Bild war wirklich des Zusehens wert. Es waren meist junge schlanke, zum Teil bildhübsche und kräftige Kerle mit blitzenden Augen, raschen Bewegungen und einer feurigen Mimik. Einer von ihnen, noch ein sehr jugendlich, aber energisch aussehender Bursch mit kuhn gebogener Nase, schien eine Art Befehlshaberschaft auszuüben; er hatte sein Boot zuvorderst an die Landungstreppe gedrängt, und unter scharfen arabischen Kommandorufen ließ er durch seine Rotte fast alles vorhandene Gepäck in sein Schiff bugsieren. Darüber erhob sich unten auf dem Wasser wütendes Gezänk. Die Koffer wurden zum Teil heraus und in andere Boote gerissen, ein Sturmangriff der Mannschaft eroberte sie wieder. Endlich fanden wir in den bedenklich schwankenden Fahrzeugen schließlich selber noch Platz und fuhren der hölzernen Landungsbrücke zu.

Unmittelbar oberhalb des Landungsstrandes erhebt sich ein hohes, weißgetünchtes Gemäuer in zwei übereinander liegenden Terrassen: die Hafenbatterie, gespickt mit etwa zwei Dutzend dicht nebeneinander gedrängter Kanonen. Auf der unteren Terrasse die großen, riesige, alte Vorderlader, auf der oberen etwas kleinere desselben Systems. Der Anblick war formidabel — aber freilich, er schien auch das Gefährlichste an der ganzen Einrichtung zu sein. Unter den Kanonen der Batterie befindet sich der Eingang zur Stadt. Man durchschreitet zuerst eine von Pfeilern getragene niedrige Halle; hier ist die Zollstätte. In der Mitte auf einem Teppich hockte

die hohe Zollbehörde: zwei bejahrte Mauren mit großen Turbanen, langen, weißen Bärten und einem feierlichen, regungslosen Ernst, wie er der Richter der Unterwelt würdig gewesen wäre. Ehrerbietig breiteten die Träger unsere Koffer vor ihnen auf dem Fußboden aus. Ein stummer Wink der Hand: wir mußten öffnen. Damit aber war auch das amtliche Gewissen befriedigt; ein zweiter Wink, nur durch ein kaum merkliches, hoheitsvolles Neigen des Hauptes angedeutet, und wir konnten wieder zuschließen und passieren. Durch ein paar schmale Gassen mit weißgetünchten kahlen Wänden und schrecklichem Pflaster kletterten wir hinauf in unser nur wenige Minuten entferntes Hotel, ein treffliches Gasthaus, mit europäischem Komfort, einer großen Bibliothek und einem Wirte, der sogar deutsch sprach.

Wenn ich jetzt des wundervollen Abends wieder gedenke, wo ich aus dem offenen Fenster des unvergleichlich gelegenen Hauses über die weite Bucht von Tanger hinausblickte, unter mir die flachen Dächer der ersten afrikanischen Stadt, die mein Fuß betreten, weiterhin den von Booten und Schiffen belebten Hafen mit den Trümmern des alten Schutzdammes, — den einst die Engländer gebaut, da sie Tanger besaßen (1662—1684), und den sie gewissenhaft wieder zerstörten, als sie es aufgaben —, und an den Hafen anschließend in schönem Bogen den weißen Strand der Bucht von Tanger in jenem Abenddufte, der jedem schönen Landschaftsbilde eine so wunderbare Stimmung, eine so mild gedankenvolle Tiefe giebt; wenn ich mir den Klang der in langsamen Atemzügen auf den Strand rauschenden Wellen des Atlantischen Ozeans zurückrufe und im Geiste die fernen, dämmerigen Bergzüge gegenüber wieder sehe, von deren Abhängen ein Haufe winziger Lichter herüberschimmert — das Lager der gegen die Anghieras aufgebotenen Truppen: dann fühle ich von neuem das tiefe

Bedauern, wie wenig wir doch von all solcher Herrlichkeit, die wir selbst im Innern besitzen, mitteilen können. Nur andeuten, nur verlorene Einzelheiten herausgreifen können wir, ja eigentlich nur sagen: es war doch so schön und so reich! Und es war auch wirklich, als wolle die Natur vor mir in diesen Tagen ihr ganzes Orchester spielen lassen; denn wieder ging, nun schon fast in voller Rundung, der Mond rötlich glühend am Himmel auf, und dann, über den Dunstkreis des Horizonts emporgetaucht, goß er das silberne Licht aus, das gerade hier auf den weißen Häusern der Stadt und in der klaren Luft einen wahrhaft zauberischen Glanz hatte. Mein Schlafzimmer lag auf der anderen, dem Hafen abgewandten Seite des hoch über die Umgebung aufragenden Hotels. Hier stieg unmittelbar vor mir die Stadt terrassenförmig empor bis zu dem Turme der Moschee. Ich weiß nicht, wie tief in die Mondnacht hinein ich auf diese sanft beglänzten Dächer geschaut, auf denen sich hier und da Frauengestalten bewegten, schleierlos, aber doch von dem zarten Licht soweit umschleiert, daß sich die willige Phantasie die schönsten Bathseba-Gestalten aus ihnen zurechtmachen durfte. Melancholisch eintönige Gesänge ertönten von fern und nah, und rechts über den letzten Häusern erschien dunkelblau der nächtliche Ozean.

Am andern Morgen um $^1/_2$5 Uhr weckte mich ein nie gehörter Klang. Die Muezzins riefen zum Gebet. Um weder das Glockenläuten der Christen noch die Posaunen der Juden nachzuahmen, hat Muhammed es der Menschenstimme anvertraut, die Gläubigen zum Gottesdienste zu mahnen, und die schlanken Türmchen, die an den Moscheenbauten so charakteristisch sind, dienen dem Rufer oder besser dem Sänger zum Gebet als Standort hoch über der Stadt. Und wahrlich, wenn man immer so prächtige Männerstimmen zur Verfügung

hat, wie ich sie hier hörte, so ist diese Idee ebenso schön, wie sie würdig ist. In langgezogenem, wohllautendem, recitativartigem Gesange drangen die vollen, klaren Töne durch die frische Morgenluft hernieder, wohl fünf Minuten lang. Fernere Stimmen mischten sich hinein, und der harmonische Zusammenklang hatte ganz den poesievollen Reiz eines fernen, tiefen Geläuts.

Allerdings, was nun folgte, war weniger anmutig. Der Morgengruß der menschlichen Sänger weckte das Gewissen der Hähne und gab das Zeichen zu einem wahren Höllenskandal. O, diese Hähne von Tanger! Es konnte ihrer ja keine Hunderttausend in der Stadt geben, aber sie verstanden es durchaus, den Eindruck davon hervorzubringen, indem sie alle in sämtlichen Stadtvierteln auf einmal losbrachen und nun eigentlich den ganzen Tag sich nicht wieder beruhigten. Und mit was für Stimmen! Ich habe derartiges bisher nicht gehört: die Hähne von Tanger krähen nicht, sie blöken! An Schlaf war nicht weiter zu denken. Aber freilich, es erwies sich bald, daß sie doch nur einen kleinen Teil des Lärmorchesters ausmachten, das in Tanger vom frühesten Morgen bis tief in die Nacht hinein entfesselt ist. Licht, Gewühl, Lärm, das sind die drei Charakteristika des ersten Eindrucks, den das orientalische Treiben gewährt.

Während wir unsern Kaffee nahmen, rief uns das wütende Getöse, das vom Hafen herauftönte, ans Fenster. Dort wurden Viehtransporte für Gibraltar vorbereitet. Die damit beschäftigten, im Wasser herumwatenden Leute erschienen in der Entfernung kaum handhoch, aber ihr Geschrei klang herauf, wie aus nächster Nähe, und ließ befürchten, daß sie sich die Kehlen abzuschneiden wünschten. Namentlich ein kleiner Mensch mit rotem Fez schalt am Ufer mit einer so rasenden Gestikulation und mit so gellender Stimme zu einem zur Abfahrt gerüsteten

Schiff hinüber, daß man den Vorgang kaum anders deuten konnte, als ihm werde hier seine ganze Rinderherde von Seeräubern gewaltsam entführt. Aber das Getöse war die beiden nächsten Morgen genau dasselbe; es gehört zum Geschäft.

Weißblendend lag jetzt die Stadt im Morgenglanze da, so grell beleuchtet, daß man der Schutzbrille bedurfte. Die kleinen, würfelförmigen, dicht aneinander gepackten Häuser öffneten ihre Räume nach größtenteils unsichtbaren, engen, viereckigen Höfen; nach außen kehrten sie nur kahle getünchte Mauern. Auf den mit Balustraden versehenen Dächern gewahrte das Glas wieder zahlreiche Frauen, mit Wäscheaufhängen beschäftigt; leider machten sie in der Morgenklarheit ganz und gar nicht mehr den Eindruck jener Bathseba-Gestalten von gestern Abend. Die große Batterie trug heute einen noch idyllischeren Charakter als gestern, denn auf den Kanonen wurden bunte Betten gesonnt.

Wir hatten das Glück, gerade einen Sonntag hier zu erleben; Sonntag und Donnerstag sind die Markttage. So gingen wir denn mit unserem Führer, einem gewandten Araber, Mohammed Shut geheißen, der trefflich Französisch sprach, noch in früher Morgenstunde zum „Soko", dem großen Marktplatze. Schon der Gang durch die Hauptstraße dahin gewährte in der That ein durchaus fremdartig originelles Bild, so bunt und vielgestaltig, daß die Erinnerung nur wenig Einzelheiten noch mit Sicherheit festhält. Die holprige, ziemlich steil ansteigende Straße wimmelte von phantastisch gekleideten Menschen in den verschiedensten Gesichtsfarben, vom Neger aus dem Sudan, vom dunkelbraunen Bewohner der Oasen südlich vom Atlaswall bis zu dem ganz hellgelblichen Typus des vornehmen Arabers. Die Trachten wiesen eine viel reichere Abwechselung auf, als unsere europäische Uniformierung zuläßt.

Braun, weiß, blau, gelb und rot schienen die Hauptfarben der Kleidung, die bald eine mönchsartige Kutte, ein einfaches Gürtelwams, ein lose flatterndes Hemd oder eine Art schön gefalteter Toga war, letztere bei besonders vornehmen Personen ein Überkleid von einem weißlichen, seidenartig durchschimmernden Stoffe. Auf den Köpfen trug man mächtige Turbane, bunte Feze, oder nur den Schmuck des krausen Haares, an den Füßen breite gelbe Pantoffeln. Die zahlreichen Juden waren meist kenntlich an einem langen dunklen Kaftan, ähnlich wie sie ihn bei uns in Polen tragen, und einem schwarzen Käppchen. Schmerzlich ist der Anblick der Weiber, die, bis auf die Augen in eine mißfarbene Leinwandhülle vermummt, wie graue Gespenster in dem Gewühl umherschleichen. Und sie hätten es doch wegen des Seelenfriedens der Männerwelt meistens kaum nötig, sich zu diesen wandelnden Kartoffelsäcken zu machen, mit denen man sie treffend verglichen hat. Viel eher noch die schlanken Jüdinnen, für die dies Gesetz nicht gilt, und die man häufig in den schmalen Gäßchen und den niedrigen Hausthüren ihres Viertels erblicken kann; deren schalkhaft lächelnde Angesichter mit der scharfgeschnittenen schmalen Nase und den großen, nachtdunklen Augen waren in der That mehrfach von ganz gefährlicher Schönheit.

Die Straße ist besetzt mit Läden und Werkstätten: kleinen offenen Gelassen, in denen der am Boden hockende Eigentümer fast den ganzen freien Raum ausfüllt. Doch sieht man auch schon europäischer eingerichtete Magazine mit Glasthür und Ladentisch. Auch die oft geschilderten öffentlichen Briefschreiber oder Advokaten sahen wir. In einem schmutzigen Raum zu ebener Erde, den man an sich für einen Gänsestall gehalten haben würde, hockte ein alter, halbblinder Schulmeister mit schmierigem gelbem Turban und brachte einer Schar von acht bis zehn um ihn herumsitzenden kleinen schmutznasigen

Buben Koransprüche bei. Die kurzgeschorenen Köpfe der Kinder, ihre Stirnen und Augenwinkel waren vielfach mit Schorfen bedeckt und von schwarzen Fliegenschwärmen umsummt. Der Pädagog schien auch zugleich ziemlich taub zu sein, denn die einzige Unterhaltung, zu der wir ihn durch unsern Cicerone bewegen konnten, bestand darin, daß er eine Prise von uns nahm. Mitten in diesem Gewühl liegt an der Straße eine Moschee, baulich unbedeutend. Auf einigen Stufen steigt man zu ihrem Eingang hinan; doch muß sich der Europäer hüten, dies zu thun, will er nicht Gefahr laufen, auf der Stelle niedergeschlagen zu werden: diesen Platz hält sich der Fanatismus der Araber von der Befleckung durch die Ungläubigen frei. Je näher wir dem Markte kommen, um so stärker wird das Gewühl. Tische mit allerlei Waren, Früchten, Back- und Zuckerwerk begleiten die Straße, und mit lauten Rufen sucht der Eigentümer die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Immer dichter drängen sich die Passanten und unter ihnen die kleinen Esel, die hier fast durchgängig zum Lastentragen verwendet werden. Marktware aller Art, Reisig, Holzkohle tragen sie in ihren geflochtenen Sattelkörben, die zu beiden Seiten des Rückens herabhängen; die Treiber stacheln sie mit kleinen spitzen Stäben an. Bei der Enge der vielfach gewundenen Straße ist es oft schwer, an den breitgeladenen Tieren vorüberzukommen, und von allen Seiten tönt das zum Achtunggeben rufende: Balagh, Balagh! Große, wagerecht getragene Büschel riesigen Rohres, das die Juden zum bevorstehenden Laubhüttenfest brauchen, bedrohen unser Augenlicht. Endlich drängen wir uns mit einer dichten Masse durch ein niedriges Bogenthor, und nun liegt der große „Soko“ vor uns, eine breite, freie, sanft ansteigende Erdfläche außerhalb der Stadtmauer, bedeckt von dem unbeschreiblichen Gewühl eines arabischen Marktes. Da hocken am Boden

stumm und fast bewegungslos die dichtgedrängten Reihen von Verkäuferinnen und Verkäufern, in flachen Körben vor sich ihre Waren, Brotgetreide, Eier, Früchte aller Art, auch weißes Seesalz. An kleinen Tischen, oder längs der Stadtmauer auch in besser konstruierten Buden, giebt es frisch gemachtes Backwerk in Öl getaucht, Rosinen, Zuckerwerk. Auch der Hanf, aus dem das Haschisch bereitet wird, wurde in grünen Bündeln von Arabern mit langen hängenden Ohrlocken, vom Rande der Sahara herstammend, feilgeboten. An anderer Stelle wurden die bekannten minderwertigen marokkanischen Bronzearbeiten vor den Augen des Käufers getrieben. Ein abgesonderter Teil des Soko ist der besondere Frucht- und der Fischmarkt. Riesengurken, Melonen, Granatäpfel, Weintrauben, Kaktusfeigen lockten hier unser Auge. Sie hätten das freilich noch erfolgreicher gethan, wenn nicht alles von unglaublichen Massen von Fliegen überdeckt gewesen wäre. Zwischen all' diesen Herrlichkeiten wälzte sich ohne Unterlaß schreiend und feilschend die Menge, so daß es häufig schwer war, bei einander zu bleiben. Hier drängte sich einem von hinten ein Eselskopf unter dem Arme hindurch, dort geriet man in das leidenschaftliche Kreuzfeuer zweier ihre verschiedenen Preisanschauungen entwickelnden Handelsparteien hinein. Dazwischen umher schleppten sich die Bettler, Krüppel mit entsetzlichen Armstümpfen, Blinde mit grauenhaft leeren Augenhöhlen. Weiter oben lagerte gerade eine Karawane von Mekkapilgern, die sich vorbereitete, durch die Sahara nach Timbuktu zu ziehen. Ihre zahlreichen Kamele lagen wiederkäuend am Boden, die Männer saßen hämmernd und flickend oder die Mahlzeit bereitend vor ihren kleinen dunklen Zelten. Auch Schlangenbeschwörer sahen wir, die mit Streicheln und einer einförmigen betäubenden Tamburinmusik ihre kleinen, umherraschelnden Geschöpfe zu hypnotisieren schienen und sich

dann scheinbar in die Zunge beißen ließen. Zauberkünstler riefen aus Strohbüscheln durch bloßes Kauen des Strohs und Hineinhauchen erst Rauch, dann eine helle Flamme hervor. An anderer Stelle produzierten sich Gaukler, von denen einer, ein alter Mann mit einem wunderlichen Kittel aus buntem, bettgardinenartigem Kattun und, wenn ich nicht irre, einer Strohperrücke und einem falschen Bart, besonders das Entzücken des dichtgescharten Publikums erregte. Er stellte eine Art Hanswurst oder „August“ vor, der die Leistungen der anderen nachzuahmen suchte und dabei natürlich unglaublich komische Unfälle erlitt, sich z. B. beim Kopfstehen jämmerlich den Schädel stieß, und was dergleichen unwiderstehliche Scherze eines allgemein menschlichen Humors mehr sind. Es war ganz wie bei uns! Nur das war nicht wie bei uns, daß die Zuschauer sich nicht in einem rohen und wüsten Drängen herumstießen, sondern sich ohne Schwierigkeit aufs zweckmäßigste ordneten. Den Vorrang hatte man den Kleinsten gegeben, den Kindern, die an der Erde hockten; die nächsten Reihen der Erwachsenen hinter ihnen hockten ebenfalls, die äußersten standen, so daß ein hübsches Amphitheater gebildet worden war, und es war ein wahres Vergnügen, diese häufig recht lebendigen und gescheuten und von einem so harmlosen und herzlichen Vergnügen verschönten Gesichter zu beobachten. Überhaupt muß ich sagen, daß ich trotz all des Lärms und der Heftigkeit der Geberden nie und nirgends eine wirkliche Rohheit bemerkt habe. Am interessantesten auf dem Soko war für mich das Bild eines Märchenerzählers, der in der Mitte eines sitzenden Zuhörerkreises stand und mit schwingend hin- und herbewegtem Körper und in etwas singendem Tone seine arabischen Geschichten vortrug. Nach je ein paar Sätzen schlug er mit der Hand ein kleines Tamburin und gab dadurch dem Vortrage einen etwas rhythmischen, über die gewöhnliche

Prosa erhobenen Charakter. Was er erzählte, weiß ich nicht, aber höchst anziehend war der Anblick des Publikums, das mit großen andächtigen Augen und ernsten Gesichtern unverwandt an ihm haftete.

Gegen Mittag erklommen wir in ziemlicher Sonnenglut die „Kasbah“. Sie ist ein regelloser Gebäudehaufen, der sich auch in der Nähe durchaus nicht unter der übrigen Häusermasse besonders hervorhebt. Auch im Innern der Höfe war nichts Bemerkenswertes an Baulichkeiten zu gewahren. Langweilig weißgetünchte, kahle Wände, schlechtgepflasterte Gassen, öde Plätze! Auf den Stufen eines der Portale, die ins Innere der Palasträume führen, saß mit gekreuzten Knieen, in feiner, gelblichweißer Gewandung und mit wohlgepflegtem Silberbart, der Sekretär des Paschas und hielt öffentlich Gericht ab. Neben ihm hockte, anscheinend als Beisitzer, in bunterer Tracht ein jüngerer Bruder des Paschas von Tanger, wie dieser, wenn ich nicht irre, Bruder des Sultans; eine brutal kräftige Gestalt mit tiefschwarzem Haar und Bart und dicken, sinnlichen Lippen. Vor den beiden erschien ein Jude mit langem Kaftan und sprach unter fortwährenden tiefen Verbeugungen hastig auf den Gerichtshof ein. Ein Wink des Weißbärtigen ließ ihn dann zur Seite treten; drei Leute in grauen Zipfelkapotten schritten vor und verneigten sich alle zugleich mit gekreuzten Armen. Es schien, als ob der Jude sie auf Zahlung verklagt habe. Mit lebhafter, entrüsteter Geberde verfocht einer von ihnen ihre Sache. Ein Zeuge wurde nötig, wie uns der lauschende Führer erklärte. Der Richter gab zwei an der Mauer lehnenden Soldaten den Befehl, mit dem einen der drei Männer in die Stadt hinunter zu gehen und ihn gleich mitzubringen; die Sitzung wurde so lange vertagt, und die Parteien traten zurück in eine kleine Gasse. Während

der Sekretär bei der ganzen Handlung die strengste Würde bewahrte, verbarg der Prinz seine Langeweile nicht im mindesten; mit ironischem Lächeln um den Mund warf er von Zeit zu Zeit augenscheinlich ungeduldige oder moquante Bemerkungen dazwischen.

Unweit dieses Portals lernten wir auch gleich eine andere Seite der marokkanischen Rechtspflege, die Staatsgefängnisse der Kasbah, kennen. Wir betraten nach Unterhandlung mit dem Aufseher einen kleinen schmutzigen Raum, in dessen Wand sich in halber Manneshöhe eine Öffnung von der Größe eines Kinderkopfes, mit glatt abgescheuerten Rändern, zeigte. Durch dieses Loch hindurch sahen wir, wenn wir uns bückten, eine große niedrige Halle, deren Decke von Holzpfeilern getragen war: den gemeinsamen Aufenthaltsort der Gefangenen. Diese lagen, standen oder hockten auf Stroh in großen und kleinen Gruppen in dem Raume umher. Teilweise waren sie an den Füßen mit Ketten belastet, konnten aber innerhalb der Halle umhergehen. Der marokkanische Staat sorgt bei seinen Gefangenen lediglich für dies freundliche Obdach; bezüglich der Verpflegung gestattet er sich keinerlei Eingriffe in das Recht der Persönlichkeit: d. h. wer auch in der Gefangenschaft die Angewohnheit, etwas zu essen, beizubehalten wünscht, der mag sich von seinen Verwandten und Freunden in der Stadt verköstigen lassen. Auch steht es ihm frei, sich durch Flechtarbeiten etwas zu verdienen. Sobald unsere Anwesenheit an der Öffnung bemerkt worden war, eilte daher eine große Anzahl der Leute herzu, und stopfte, soviele ihrer Platz dazu fanden, eilig eine Menge kleiner Bastkörbchen und Täschchen durch das Loch hindurch, um sie uns mit einem Schwall unverständlicher Bitten zum Kaufe anzubieten. Gern erwarben wir einige der grellgefärbten, aber sauber geflochtenen Sächelchen. Als wir jedoch das Geld den begehrlich geöffneten braunen

Händen überantworten wollten, legte sich die Obrigkeit ins Mittel. Der Aufseher erklärte voll Würde, er selbst pflege diese Gelder in Empfang zu nehmen und für die Leute zu verwalten. Da dieser Herr dabei die Buchung der Beträge und ihrer Empfänger durch ein beneidenswertes Gedächtnis zu ersetzen schien, und da er ohne Zweifel zugleich wiederum der Lieferer der Lebensmittel ist, so zweifle ich nicht, daß er den Gefangenen die Sorge um einen möglichst raschen und vollständigen Verbrauch ihres Arbeitsverdienstes recht erleichtern wird.

Nachmittags ritten wir mit unserem Führer hinaus, um das Lager der gegen die Anghiera zu Felde liegenden Truppen aufzusuchen. Es war jetzt von der Küste abseits weiter in die Berge hinein verlegt worden. Prächtig ritt es sich auf dem Sandstrande der schön geschwungenen Bai von Tanger. Dieser ist daher auch der beliebteste öffentliche Reitweg für Ausländer und Einheimische; täglich sahen wir hier das hübsche Schauspiel der eleganten, längs der Brandung dahinbrausenden Tiere und der oft höchst malerischen Kleidung ihrer Reiter. Auch unsern Führer, der ein schönes Pferd ritt, packte hier plötzlich die eingeborene Lust und der Ehrgeiz, er gab unversehens seinem Gaul die Sporen und raste wie ein Toller vor uns hin und her. Der Kerl ritt famos und hielt sich ungeachtet seiner losen Strohpantoffeln trotz einem Jockey in den Bügeln. Um so mühseliger wateten unsere Tiere dann durch den weichen Sand der Dünenregion. Hinter dieser kam ein welliges, baumarmes Gelände, mit Gras und Zwergpalmen bewuchert. Als wir in diesem nach längerem Ritte eine kleine steinerne Bogenbrücke erreichten, die einen Fluß übersetzt, hörten wir stürmisches Pferdegetrappel hinter uns: eine stolze Kavalkade von Arabern galoppierte heran und an uns vorüber. Es war der Bruder des Paschas, den wir auf der

Kasbah gesehen hatten, und der mit seinem Gefolge zum Lager ritt. Wie die braunen, bunt gekleideten Gestalten auf ihren feurigen Rappen und Schimmeln, die weißen Mäntel flatternd und die Waffen im Sonnenschein blitzend, so dichtgedrängt heranjagten, langsam in einer langen Kette über die Brücke ritten und jenseits wieder im Karriere davonstürmten, das gab ein Bild voll prächtiger Farbe und Eigenart.

Das Lager selbst fanden wir in einer grasbedeckten Thalung. Es war ein sehr weitläufig angelegtes Rechteck von unregelmäßig geordneten Zelten. In der Mitte lag der stattliche Pavillon des Paschas von Tanger. Von militärischer Thätigkeit war nicht viel zu gewahren; hier zerrieb sich ein Krieger sein Getreide auf einer Handmühle, einem flach ausgehöhlten Steine, auf dem er mit einem kleineren runden umherfuhr; dort kochte ein zweiter seinen Abendschmaus; ein dritter breitete seinen Teppich vor dem Eingang seines Zeltes aus, kniete darauf nieder und verrichtete mit gekreuzten Armen, das Antlitz gegen Mekka gewendet, seine Abendandacht. Mitten durch das Lager sprengte ein großer Kerl, auf dem Hinterteil eines ganz kleinen Esels sitzend, so daß seine langen Beine das Gras streiften, mit wildem Geschrei daher. Ein Unkundiger hätte glauben können, er habe einen verräterischen Überfall des Feindes bemerkt und rufe die Kämpfer zu den Waffen; in Wirklichkeit suchte er aber nur einen Käufer für seinen Esel.

Auf dem Rückweg kamen wir bei einem Berberdorfe vorbei, einem dichtgedrängten Haufen niedriger Hütten, die auf einer kleinen Erhebung lagen, aber zwischen üppig wuchernden Kaktushecken fast gänzlich vergraben waren. Der Anblick reizte uns, einen Blick in das Innere zu werfen, und trotz der dringenden Abmahnung des Führers — die Bevölkerung

dieser Dörfer sehe es sehr ungern, wenn Fremde und Ungläubige ihren Wohnsitz beträten; auch die bissigen Hunde seien zu fürchten —, ritten wir hinein, soviel nur, daß wir immer den Rückweg noch im Auge behielten. Auf dem lehmigen, uneben ansteigenden Pfade war aber auch nicht viel mehr zu sehen, als von außen, denn übermannshohe Opuntien-Wände umschlossen auch hier die Häuser wie Wälle, so daß nur die dunklen, soviel ich sah, strohgedeckten Häuser darüber hinwegschauten. Keine Menschenseele war bemerkbar. Plötzlich fuhr ein Hund mit grimmigem Gebelfer aus einer Hecke hervor. Zwar hielt er sich zunächst noch in vorsichtigem Abstand, aber sein Lärmen lockte von allen Seiten Bundesgenossen herbei, und die Situation wurde kritisch. In allen Mittelmeerländern bilden ja bekanntlich die oft raubtierartig wilden Hunde eine keineswegs zu unterschätzende Gefahr für den Reisenden; das hat sich seit der Zeit, wo der selige Odysseus nur durch Steinwürfe des göttlichen Sauhirten vor den Zähnen der eigenen Hirtenhunde gerettet wurde, in nichts geändert. Es war daher einigermaßen ungemütlich, daß ausgesucht in diesem Augenblicke mein Maultier auf den Einfall kam, sich mitten auf der Straße umzulegen, gerade als ob es im Komplott mit seinen Landsleuten handelte. Glücklicherweise vermochte ich dabei mit beiden Füßen den Boden zu gewinnen und machte unverzüglich mit ein paar Jagdhieben dem Tiere klar, daß es sich denn doch in der Person geirrt. Erschrocken sprang es auf, ehe die Köter heran waren, saß ich wieder im Sattel und hatte meine Beinkleider in verhältnismäßiger Sicherheit, denn den mit einer Gerte bewaffneten Reiter pflegen sie zu respektieren.

Inzwischen aber erschienen nun auch vor uns auf der Straße einige dunkelgesichtige, unfreundlich blickende Dorfbewohner. Der Führer beschwor uns, umzukehren, und so

führten wir denn, während er mit den Leuten parlamentierte, unter wildem Hundegebell unsern Rückzug durch. — Wir haben damals diesem kleinen Vorfall keinerlei Wichtigkeit beigelegt; jetzt indessen, nach den mehrfachen Europäermorden in Marokko, die schon auf offener Landstraße und ohne jede Provokation erfolgt sind, beurteile ich ihn etwas anders und finde, daß wir ziemlich unbesonnen gehandelt hatten.

Mein Gefährte war am Abend dieses ereignisreichen Tages ein wenig ermüdet, sodaß ich nur allein einer liebenswürdigen Einladung des Herrn Ingenieurs R. auf sein Landhaus vor der Stadt Folge leisten konnte. Wir hatten heut früh unsere Karten bei dem Gesandten, Grafen Tattenbach, abgegeben. Dieser selbst war zwar leider erkrankt, doch fanden wir bereits bei unserer Rückkehr vom Soko im Hôtel die Karten des Herrn R. und zweier anderer Herrn von der Gesandtschaft vor, die sich in seinem Namen uns in liebenswürdigster Weise zur Verfügung stellten. Am Abend hatte Herr R. einen Kawaß ins Hôtel gesendet, der, mit einem Stock und einer Laterne bewaffnet, uns zu ihm führen sollte. Denn selbst in Tanger galt es nicht für rätlich, zu später Stunde allein durch die Straßen zu gehen: mehr als einmal sollten derartige Versuche durch einen hinterrücks geführten Knüttelschlag auf den Schädel quittiert worden sein. Es dunkelte bereits, als ich den weitläufigen Baumgarten auf der Höhe landeinwärts hinter dem Soko betrat, in dem das Haus lag. Bereits hier kam mir der Eigentümer, ein großer, breitschulteriger Mann, mit kräftigem Willkommensgruß entgegen. Voller Erwartung trat ich über die Schwelle; hier aber blieb ich einen Augenblick überrascht stehen. Ich war aus dem Dunkel des Gartens in einen großen, hell erleuchteten Raum, eine Art Mittelhalle des Hauses, gelangt, die mit Phantasie und Geschmack zu einem ganz prächtigen

Bilde gestaltet war. Hölzerne Balustraden sonderten rechts und links kleinere Abteilungen des Zimmers ab, die verschiedenartig, aber äußerst behaglich möbliert waren. Schwere bunte Teppiche deckten den Fußboden, und an den Wänden, auf den Sesseln, Divanen, Truhen u. s. w. prangte eine Fülle kostbarer marokkanischer Gewebe, Teppiche, Shawls, Kissen u. s. w., aufs feinsinnigste verteilt und angeordnet. Maurische Waffen und Geräte hingen, standen und lagen dazwischen und vermehrten den originellen Eindruck des Raums, der europäische Eleganz und orientalische Üppigkeit in merkwürdiger Weise vereinigte. Inmitten des Saals, vom Licht übergossen, stand die anmutige junge Hausfrau, eine schlanke Blondine mit stolz profiliertem Gesicht; das schlicht anschließende, crêmeweiße Kleid umschlang ein goldener Gürtel. — Ohne Zweifel entging ihr der Eindruck nicht, den das ganze glänzende Bild auf den Ankömmling machte, denn mit einem feinen Lächeln reichte sie mir die Hand. Rasch aber wußte ihr Gespräch jedes Gefühl des Fremdartigen zu zerstreuen, und bald empfand ich mit herzlichem Behagen, daß ich hier an der Schwelle Afrikas in einem echt deutschen Hause war. Es wurde ein in jeder Hinsicht gemütlicher Abend. Herr R. war Ingenieur des damaligen Sultans und genoß, wie mir schien, sogar eine besondere Vertrauensstellung bei ihm. Dies hatte ihm die Gelegenheit zu sehr interessanten Reisen bis tief in das schwer zugängliche Innere Marokkos gegeben. Er konnte infolgedessen nicht nur trefflich erzählen, sondern hatte dabei auch einen erstaunlichen Reichtum an wertvollen marokkanischen Erzeugnissen, Waffen, Schmucksachen und Geweben gesammelt. Nur ein kleiner Teil war zur Dekoration verwertet, das übrige lag aufgehäuft in schönen alten Truhen und Schränken. Der Sultan selbst hatte dem Hausherrn sehr wertvolle Waffen geschenkt, der Herrin aber ein kost-

bares maurisches Jäckchen von weißer Seide mit Goldstickerei. Sie mußte es auf meine Bitten anlegen, und es stand der schönen Frau ausgezeichnet. Schließlich klangen die freundlichen Stunden in deutschen Volksliedern, die wir zum Klaviere sangen, stimmungsvoll aus, sodaß es mir ganz seltsam war, als ich nun wieder einsam in der späten Nacht nach Hause wanderte, und, das Herz noch voll von der süßen Melancholie unserer heimatlichen Weisen, mich plötzlich wieder in die Fremde zurückversetzt fand. Der Kawaß schritt stumm mit seiner Laterne voran, Mondlicht lag über der schweigenden Hügelfläche vor der Stadt, die Grabsteine des maurischen Friedhofs, an dem wir vorübergingen, schimmerten in mattem Weiß, und aus der Ferne klang das leise Rauschen des atlantischen Meeres. Über den Soko, dessen Fläche jetzt ganz verödet war, kamen wir an das bereits geschlossene Stadtthor.*) Der Kawaß pochte mit seinem Knüttel dagegen; langsam öffnete eine schwarze Gestalt den Thorflügel, wir schlüpften hindurch und schritten nun durch die stillen, menschenleeren Gassen abwärts. Das Licht der Laterne tanzte zitternd auf dem Pflaster und den kahlen Hauswänden. Plötzlich fiel aus einer Nebengasse vor uns ein Lichtschein auf unseren Weg. Eine Anzahl weiblicher Gestalten, auch um diese Stunde auf der Straße tief vermummt, kam hinter den Häusern hervor, jede von ihnen ein Licht in der Hand tragend. Unhörbaren Schrittes glitten sie so eine Weile vor uns her und sahen in ihren weißen Hüllen und in der wunderlichen Beleuchtung ordentlich spukhaft aus. Lautlos und eben so plötzlich verschwanden sie wieder in einer Quergasse. Jetzt ertönte aus weiter Ferne ein arabischer Gesang, schwermütig

*) Man sieht dies Thor im Hintergrund der beigefügten Abbildung des Soko.

klagend wie in unendlicher Trauer. Dann verklang auch dieser, und die tagüber so lebhafte Stadt erschien wie ausgestorben.

Vier Tage weilte ich auf marokkanischem Boden, und jeder von ihnen war ungefähr so reich an bunten Bildern, wie der geschilderte. Wie gern hätten wir daher den Aufenthalt noch ausgedehnt, aber die bevorstehenden Festlichkeiten in Huelva forderten gebieterisch unsere Abreise. Wir beklagten diese Notwendigkeit um so mehr, als der vierte Tag, in dessen Morgenstunden wir mit einem spanischen Dampfer nach Cadiz abgehen sollten, der Geburtstag Muhammeds war. Ohne Zweifel hätten wir sehr interessante Volksfestlichkeiten mitangesehen, besonders, was ich so gern kennen gelernt hätte, eine „Fantasia", d. h. eines jener glänzenden Reiterspiele, in denen die Araber seit alters Meister sind. R. Fitzner hat sie in seiner „Regentschaft Tunis", einem der letzten Bände des Vereins für Deutsche Litteratur, lebensvoll beschrieben. So kann ich dem Leser nur ein in Tanger beschafftes Bild einer solchen, auf dem Soko gerittenen Fantasia vorlegen.

Am Morgen dieses letzten Tages fuhr ich, von einem fürchterlichen Krach geweckt, aus meinen Träumen. Ehe ich mir klar darüber werden konnte, was geschehen, erfolgte ein zweiter Krach von einer Gewalt, daß ich bis in mein Bett die Erschütterung spürte. Was war denn los? Es mußte unmittelbar vor dem Hause sein! Erst eine dritte Detonation ließ mich darüber klar werden, daß die große Batterie unter meinen Fenstern lebendig geworden war. Machten etwa die Anghiera einen Angriff auf die Stadt? Das wäre ja großartig! Mit gleichen Füßen sprang ich aus dem Bett und eilte ans Fenster. Nichts Feindliches war zu sehen; nur aus der vierten Kanone fuhr eine dicke Pulverdampfwolke, und ein schauderhafter Knall sprengte mir fast das Trommelfell.



Der große Soko in Tanger.

Nun merkte ich wohl, diese Schießerei war dazu bestimmt, den Geburtstag des Propheten geschmackvoll einzuleiten; und da mich ein fünfter Schuß überzeugte, daß man unbedingt die ganze Batterie durchschießen würde, so schlüpfte ich wieder in mein Lager zurück, barg mich verzweiflungsvoll in die Kissen und hielt aus. Ohne Frage hatte ich die Gefährlichkeit der Kanonen von Tanger doch schnöde unterschätzt, denn mußte ich nicht in jedem Augenblick erwarten, daß eine oder die andere von der ungewohnten Anstrengung platzte? — Diesmal hielten sie es zwar noch aus, doch folgte jetzt den Kanonaden ein ganz unglaublicher Lärm von allen Seiten der Stadt, ein Schreien, Pfeifen, Johlen, ein langgezogenes Winseln und Trillern in den höchsten Tönen, als sei das wilde Heer losgelassen. Am besten vergleiche ich das Getöse mit dem ohrenzerreißenden Lärm auf einem großen Bahnhof, auf dem von verschiedenen Seiten gleichzeitig mehrere ankommende Lokomotiven durcheinander heulen. Und solange wir noch in der Stadt weilten, hörte das Gelärm nicht auf. Ganze Banden schienen mit allerlei Instrumenten durch die Gassen zu ziehen; man konnte vom Hôtel aus ihren Weg am Klange verfolgen. Wie man uns sagte, waren es Umzüge von Familien und Verwandten, die die Beschneidung eines Knäbleins feierten. —

Draußen lag der kleine Dampfer schon rauchend auf der Rhede, die Koffer waren geschlossen, und ich schrieb noch ein paar Zeilen nach Hause, da klopfte mir eine Hand auf die Schulter:

„Guten Tag, Herr Doktor!"

„Na aber — Herr Professor N.! Nun wird's Tag; wo kommen Sie denn hierher? Direkt aus den Pyrenäen?

„Gottbewahre, aus der Sahara!"

Es war einer der genueser Freunde, der auch nach Huelva

wollte, sich aber in Italien schon von uns getrennt hatte, um vorher noch die Ostpyrenäen zu besuchen. In Marseille jedoch hatte ihn der Anblick eines zur Abfahrt bereitstehenden Dampfers gereizt; rasch entschlossen war er statt dessen nach Algier herüber gefahren, hatte dort das Land mit der Eisenbahn, die ja jetzt bis unmittelbar an den Rand der Wüste, bis zur Oase Biskra, führt, in verschiedenen Richtungen durchzogen und war nun mit einem französischen Dampfer längs der Küste über Oran nach Tanger geraten. Ein Zufall führte ihn gerade in unser Hôtel. Natürlich schloß er sich uns nun sofort zur Weiterfahrt an.

Ich erwähne diese Begegnung, weil sie vorbildlich war für eine ganze Reihe ähnlich überraschender Wiedersehen, die mir auch später noch den Genuß meiner Reise so sehr vermehrt haben. In jenen Tagen schwärmte eben eine ganze Schar von europäischen Festgästen in allen Teilen Spaniens und der Umgegend umher; alle lernten sich untereinander kennen, und überall, in Sevilla, Cordoba, Granada, kurz wohin nur eine berühmte Örtlichkeit die Schritte der Reisenden lenkt, traf man sich von neuem und begrüßte sich lustig.

Kapitel V.

Cadiz.

Tanger, die weiße Stadt, versank hinter uns, und gewiegt von der langatmig daherrollenden Woge des Weltmeers näherten wir uns wieder der europäischen Küste. Seit der Höhe von Kap Trafalgar, berühmten Angedenkens, einem ins Meer vorspringenden, doch nicht sehr bedeutend gestalteten Vorgebirge, glitten wir längs des Strandes dahin. Bis dahin hatte das spanische Land mir stets einen gebirgigen, zum Teil sehr wilden Anblick geboten; jetzt näherten wir uns der breiten Tieflandsbucht des Guadalquivir, dem einzigen größeren Flachlande Spaniens, das in Verbindung mit dem Meere steht. Niedriger wurden die Berge, sie wichen weiter von der Küste zurück in bläuliche Ferne, und endlich zog sich nur noch ein langer, gelblicher Sandstrand mit flachem Hinterlande neben uns dahin. Mit lebhafter Begier spähte das Auge nach dem ersten Anblick der uralten Meeresbeherrscherin Cadiz. Gewaltig hatte sich mir ja das stolze Panorama Genuas eingeprägt, ebenso Gibraltars kühne Lage, und auch Tanger

bot ein eindrucksvolles, fernwirkendes Bild. Ähnliches erwartete ich daher von Cadiz. Aber während noch der Blick in die Ferne hinausglitt, um rechtzeitig die erste bedeutsame Ankündigung der Stadt zu erkennen, lagen plötzlich, gar nicht mehr so weit vom Schiffe, wie aus der Tiefe des Meeres emporgetaucht, in langgestreckter flacher Linie die gelblichen Häusermassen von Cadiz bereits vor uns. So niedrig erhoben sie sich über die Flut, so wenig war von dem Grunde, auf dem sie standen, zu gewahren, daß es von weitem wirklich schien, als schwämmen sie, Venedig vergleichbar, auf der Meeresfläche selbst. Rasch gliederte sich beim Näherkommen das helle Bild; die Kuppel einer beherrschenden Kathedrale in der Mitte gab dem Ganzen ein charakteristisches Gepräge, gewaltige Kaimauern zeigten sich, und über ihnen, in weitgestreckten kasernenartigen Fronten, militärische Gebäude.

Wir fuhren an der ganzen Stadt vorüber, um von Nordwesten her in die hinter ihr gelegene Bai einzubiegen. Die Lage von Cadiz ist allerdings fast eine schwimmende. Es kann einem dabei die trotzige Gestalt des alten Konquistadors Balboa einfallen, der mit seiner Standarte bis zum Gürtel in den Großen Ozean hineinläuft, um durch diese naiv symbolische Handlung das frisch entdeckte Weltmeer mit allem, was drinnen ist, für die Krone Kastilien in Besitz zu nehmen. Gerade so drängt sich diese Seestadt, schon sowieso im äußersten Südwesten Europas gelegen, weit hinaus vom Festlande in die Meereswellen hinein.

Die Phönizier haben mit der Entdeckung der günstigen Lage dieser Örtlichkeit für einen großen und sicheren Handelsplatz dasselbe geniale Geschick bewiesen, das ihre Gründungen in den meisten Fällen auszeichnet. Wo irgend angängig, legten die schlauen Kaufherren ihre Emporien in der Weise an fremden Küsten an, daß sie einen vor

Stürmen geschützten Hafen und leichten Zugang zum Innern hatten, aber gleichzeitig auch vor einem plötzlichen Angriff der Eingeborenen sicher waren, für die Gelegenheiten, wo diese merkten, wie arg sie übers Ohr gehauen wurden und dabei etwa auf den Gedanken kamen, sich der Herrlichkeiten des phönizischen Marktes auf eine einfachere Weise zu versichern, als durch das lästige Bezahlen. Auf nahen Küsteninseln also oder schmalen Landzungen liegen die Phönizierstädte gern, gerade wie das heimische Tyrus selbst.

Cadiz ist ganz ähnlich wie Gibraltar auf einer schmalen Halbinsel erbaut, nur daß diese kein hochragender Felsen ist, sondern einer kleinen, flachen Nehrung sehr ähnlich sieht, jedoch nicht durchweg von Sand gebildet, sondern mit solider Unterlage von gewachsenem Gestein. Die Wurzel der Halbinsel ist nur wenige hundert Meter breit und daher leicht zu verteidigen. Auf ihrem äußersten Vorsprung, also am Eingang der Bucht, gründeten die Phönizier mehr als 1000 Jahre vor Christus — die gewöhnlich angegebene Zahl 1100 wird nach den Daten des trojanischen Krieges und der Irrfahrten des Odysseus berechnet und kann daher nur bescheidene Ansprüche an Zuverlässigkeit machen — den Ort Gadêr, d. h. der ummauerte Raum; die Griechen machten daraus Gadeira, die Römer Gades. Der hieraus entstandene heutige Name Cadiz hat somit etwa dieselbe etymologische Bedeutung wie unser -gard in Stargard, Mömpelgard, Belgrad, Nowgorod (Naugard) und Hratschin. Die Doppeleigenschaft einer Festung und Handelsstadt ist dem Orte durch die ganze Geschichte geblieben. Der Festlandteil an der Wurzel der Halbinsel ist seit langem durch einen Kanal zur Insel, der Isla de Leon, umgeschaffen; bei der großen Belagerung durch die Franzosen im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wurde auch die Halbinsel selbst noch einmal mit einem Graben durchschnitten.

Mehrere starke Forts hüten heute die Stadt an der Land- und Seeseite. Den Eingang in die vordere Bucht deckt das auf einer der Stadt noch vorgelagerten Felsenklippe gelegene Fort San Sebastian. Zwei andere bewachen, einander gegenüberliegend, den Eingang in die innere Bucht, in deren Hintergrund sich das erste Schiffsarsenal Spaniens, la Carraca, befindet. Unweit davon, noch auf der Isla de Leon, liegt der Ort San Fernando mit seinem berühmten meteorologischen Observatorium, dessen Mittagslinie als Nullmeridian der spanischen Landesaufnahme gilt.

Unser Einzug in die Bai von Cadiz war festlich stolz. Prächtig lag die Fläche der breiten Bucht im Sonnenschein da, reich bedeckt mit den Kriegsschiffen verschiedenster Nationen, die sich hier bereits zu der großen Festfahrt der Königin von Cadiz nach Huelva versammelt hatten, sowie mit Ozeandampfern und kleinen Küstenfahrzeugen aller Gattungen. Gerade als wir um das Fort San Sebastian herumbogen, löste sich von der Hafenbatterie ein Rauchwölkchen los, ein scharfer Schuß ertönte, gefolgt von einer Reihe anderer. Es waren Salutschüsse, die ein paar neu angekommenen fremden Kriegsschiffen galten. Diese erwiderten den Gruß, und so ankerten wir unter feierlicher Kanonade auf der Rhede, die noch ziemlich weit vom Kai entfernt liegt. Mit einer Art freundlicher Würde rüsteten wir uns für die Entgegennahme der weiter zu erwartenden Höflichkeiten.

Einstweilen allerdings hatten wir unsere Rechnung noch ohne Berücksichtigung einiger mehr interessanten, als liebenswürdigen Eigenschaften unserer Wirte gemacht.

Es giebt einen Begriff, den man cosas de España, „spanische Chosen", nennt; er ist sehr berühmt und läßt sich am besten durch Beispiele klar machen.

Wenn Du in Spanien eine Eisenbahn zu benutzen wünschst,

lieber Leser, so kannst Du in der Regel sicher sein, daß der Zug von der Kopfstation mindestens eine Viertelstunde später abgeht, als der Fahrplan behauptet. Auf eine halbe Stunde bitte ich Dich nicht mit Sicherheit zu bauen, denn damit bin ich selbst einmal hineingefallen; dafür aber kommt er um so regelmäßiger etwa zwei Stunden später an seinem Endpunkte an. Du darfst Dich auch nicht wundern, wenn er unterwegs ein paar Mal einen vergeblichen Anlauf nimmt, um über einen Berg zu kommen, oder wenn ihm auch wohl mitten im Felde die Kohlen ausgehen. Dies ist eben eine cosa de España. Reisest Du aber mit der Post, so laß es Dich nicht zu sehr befremden, wenn Dein Kutscher bei einem Flußübergang nicht über die Brücke, sondern daneben durchs Wasser fährt. Fragst Du ihn nach dem Grunde, so wird er Dir mit ruhiger Miene die Antwort geben, weil diese Brücke sonst einfallen würde. Forschest Du weiter, seit wann das so sei, so wird er Dir ebenso ruhig antworten, seit zwei Jahren. Solltest Du aber etwa auch noch fragen, warum sie denn nicht ausgebessert werde, so wirst Du wahrscheinlich ein Gesicht zu sehen bekommen, als hättest Du von ihm zu wissen gewünscht, weshalb er nicht lieber einen lenkbaren Luftballon kutschiere.

Oder Du bist — sagen wir, in Madrid — von einem spitzbübischen Wirt aufs himmelschreiendste übervorteilt worden und wendest Dich als energischer Mann augenblicklich an den nächsten Straßenpolizisten. Du findest hier auch das wohlthuendste Verständnis: „Dies ist ein empörender Fall, mein Herr“, sagt er mit flammender Entrüstung, „aber wir kennen den Kunden bereits, es ist hohe Zeit, einmal ein Exempel zu statuieren. Ich bitte Sie, mir sogleich nach dem Polizeibureau zu folgen; Sie werden unverzüglich Ihr Recht erhalten.“ Billigerweise bist Du entzückt von diesem Entgegenkommen und folgst ihm beruhigt zur nächsten Straßenecke, wo

er Dich einem Amtsbruder nach längerem privaten Gespräch übergiebt, zur Weiterbeförderung. „Bitte, mein Herr, wie liegt also die Sache?“ fragt der zweite Beamte höflich, und Du mußt ihm die ganze Angelegenheit noch einmal erzählen. „O! o!“ sagt er kopfschüttelnd, „dies ist unrecht, nun wir wollen sehen, was sich thun läßt“, und damit übergiebt er Dich an der folgenden Straßenecke unter ähnlichen Verhandlungen einem dritten Kollegen. „Sie wünschen, mein Herr?“ eröffnet dieser im Weiterwandeln die Unterhaltung, und mit einer Stimmung, die „nahe an Ungeduld grenzt“, wie Mark Twain sagen würde, mußt Du auch ihm Deinen Vortrag halten. „Hm, hm“, sagt er und zeigt Dir die Treppe zum Bureau, bleibt selbst aber unten. Im Amtszimmer findest Du bei dem Polizeileutnant bereits Deinen edlen Wirt, der Dir mit höhnischem Schmunzeln zunickt: „Beklagen Sie sich doch, Herr, beklagen Sie sich! Sie werden ja sehen, was dabei herauskommt!“ Und in der That, nach abermaligem Vortrag Deiner Beschwerde — Dir ist bereits zu Mut, als seist Du ein Fremdenführer in einem Fürstenschloß oder ein Schauspieler am Adolph-Ernst-Theater — wird Dir eröffnet, Du müssest eine formelle Klage aufsetzen; die Verhandlung darüber würde sich dann immerhin einige Monate hinziehen, und es sei wünschenswert, wenn anders Du die spärlichen Aussichten auf Erfolg nicht verlieren wolltest, Dich während dieser Zeit nicht aus der Stadt zu entfernen. Und unter dem Hohngelächter Deines Wirtes verläßt Du die Stätte der irdischen Vorsehung.

Dies alles sind cosas de España; mit einem Worte das, was uns „spanisch vorkommt“. Ich will dem guten Lande kein Unrecht thun und nicht behaupten, daß es immer und überall so zuginge, aber all das Erzählte und noch manches andere ist von mir und meinen Freunden selbst erlebt

worden, und der Spanier selber leugnet die Existenz der cosas de España auch gar nicht; er gebraucht das Wort vielmehr mit Seelenruhe gelegentlich selbst, es erscheint ihm als interessantes Schönheitspflästerchen seiner edlen Nation.

Wir lagen auf der Rhede im Angesicht der hübschen Stadt, die Abendsonne glänzte freundlich winkend auf den stattlichen Häusern mit ihren Miradores, den hier üblichen Ausgucklauben auf den Dächern, aber wir durften nicht aussteigen, weil erst der Choleradoktor kommen sollte. Eine Stunde und mehr verrann thatenlos, die Sonne stieg schließlich ins Weltmeer hinab, mit südlicher Raschheit umhüllte Dunkel die Umgebung, und bald war Cadiz nur noch ein finsterer Gebäudeklumpen mit einigen spärlichen Lichtflammen. Alle Anmut des Empfanges war damit schon ausgelöscht: es ist niemals erfreulich, in Finsternis an einem fremden Ort einzutreffen. Endlich kam die Dampfbarke mit dem Doktor, einem schwarzbärtigen, schwarzgekleideten Manne, der die ganze Verantwortlichkeit seiner Stellung in seinem stilvoll ernsten Gebahren ausprägte. Dieser Mann ging in die Kajüte, musterte die Papiere der Reisenden — diese selber nicht — und schrieb dann jedem ein Patente de Sanidad, welches uns amtlich bescheinigte, daß wir zu dieser Stunde keinerlei sichere oder verdächtige Anzeichen von Cholera gezeigt hätten. Hierauf durften wir uns ausbooten lassen. Nachdem wir mit einiger Lebensgefahr den schlüpfrigen Kai erklettert, sahen wir uns auf einer breiten, unsicher erleuchteten Plattform, die im Hintergrunde von einigen düsteren Gebäuden begrenzt war. Um uns herum tobte im Zwielicht eine wilde Horde von Bassermannschen Gestalten, die uns mit allerhand Anerbietungen überhäuften. Leider machten auch wir aber zunächst die betrübende Erfahrung eines jeden Reisenden, der ein neues

Land betritt, nämlich daß die Eingeborenen anscheinend gar nicht ihre eigene Sprache reden, die man zu Hause so sorgfältig gelernt hat. Schließlich, ohne daß wir ergründeten, warum, waren uns unsere Gepäckstücke entrissen und mit anderen zu einem Haufen auf der Mitte des Platzes aufgespeichert worden. Zwei ernst blickende, bewaffnete Persönlichkeiten bewachten ihn, stumm hin- und herschreitend; sie beschränkten sich darauf, jeden Versuch, uns wieder in Verbindung mit unserm Eigentum zu setzen, durch ein in wortloser Gebärde ausgesprochenes „Zurück!" zu verhindern, so daß wir uns vorkamen wie Tamino in der „Zauberflöte". Schließlich bahnte sich mit einem Eingeborenen eine Verständigung an, und es gelang, zu ermitteln, daß die Sachen zuerst der Zollrevision unterworfen werden müßten; wo, wann, von wem, das wußte niemand, die Soldaten erst recht nicht. Nachdem dies eine halbe Stunde gedauert, ohne daß irgend eine Autorität erschien, vermochten wir endlich durch eindringliche mündliche und besonders silberne Vorstellungen zu erzielen, daß eine Anfrage an das Zollamt erging, was denn eigentlich werden solle. Die Antwort lautete, die Aduana sei bereits um sechs Uhr geschlossen worden, die Revision könne erst morgen vorgenommen werden.

„Ja, zum Teufel, sollen wir denn die ganze Nacht hier stehen bleiben?"

„Nein, Sie können in die Stadt gehen und sich die Sachen morgen früh holen, um neun Uhr wird das Zollamt geöffnet."

„Aber verehrter Freund, lassen Sie uns wenigstens die Handtaschen mit unseren notwendigsten Gebrauchsgegenständen."

„Imposible!"

„Wir können doch nicht ohne Nachtzeug bleiben!"

„Warum nicht?"

Und dabei blieb es; mit stolzer Kanonade waren wir in den Hafen eingelaufen und mußten doch ohne Nachthemd und Zahnbürste unseren Einzug in die Thore der ersten spanischen Stadt halten.

Am anderen Morgen, das möchte ich gleich erledigen, gingen wir um halb zehn Uhr zur Zollstätte, wo wir unsere Sachen in einem Schuppen lagernd fanden, aber die Behörde war noch nicht erschienen. Um elf Uhr kehrten wir zurück, aber die Behörde war schon wieder fort — zum Frühstück. Gegen eins endlich war's, soviel ich mich erinnere, als es uns glückte, mit dieser segensreichen Institution in Geschäftsverbindung zu treten. Ein eleganter Herr in sehr kleidsamer Uniform erschien, grüßte wortlos und äußerst förmlich, ließ sich mit stumm bedeutender Handbewegung vom Personal die Koffer vorlegen, streifte einen weißen Glacéhandschuh langsam über die rechte Hand und that damit einen einzigen, ganz oberflächlichen Griff in jedes Gepäckstück, nickte hoheitsvoll mit dem Haupte, grüßte stumm und verschwand. Staunend sahen wir uns an und brachen dann schließlich in ein unbändiges Gelächter aus; denn dies war das Klügste, was wir thun konnten. —

Glücklicherweise hatten wir übrigens auch tags zuvor unsern guten Humor nicht bei dem Gepäck zurückgelassen und infolgedessen noch einen wunderhübschen Abend verlebt.

Unser Hôtel lag an der Plaza vor der Kathedrale, in lebhaftester Gegend der Stadt, und das Treiben auf den hübsch erleuchteten Straßen war ein höchst lebendiges, reizvolles, echt südliches Bild. Hier sah man durch die offenen Fenster in ein elegantes Café, dort lockten flammende Gaslichtaufschriften zum Besuch der kleinen Vaudevilletheater. Wir sahen uns eins der kleinen Singspiele an, deren eine ganze Reihe an jedem Abend gegeben wird; dann schlenderten

wir wieder in der köstlich lauen Abendluft durch die Gassen. Die breite Steinpflasterung erschien wie ein Parkett, auf dem die Bevölkerung eigentlich zu Hause war. In regem Strom wallte die plaudernde Menge auf den Trottoirs bis tief in die Mitternacht; unter ihnen eine Fülle auffallend hübscher, schlanker Mädchen, alle samt und sonders ohne Hut, das braungelockte Haar nur von zierlichem Spitzenschleier eingerahmt und den graziös beweglichen Fächer in der Hand. Die keck und lustig umherblitzenden Augensterne, die raschen, freien Bewegungen, das Kichern, Nicken und Neigen herüber und hinüber, alles ließ auf den ersten Blick erkennen, daß Cadiz wirklich ist, wofür es gilt: die Stadt der südlichen Lebenslust, und daß das Blut der Gaditanerinnen, deren galanter Ruf das römische Weltreich erfüllte, noch heut nicht träger in den Adern fließt als vor zweitausend Jahren.

Ein in Elfenbein geschnitztes Kunstwerk, ruhend auf einem Kissen von blauem Samt, nennt der Einwohner von Cadiz poetisch seine auf dem Meere schwimmende Stadt, und wir mußten am nächsten Morgen bestätigen, daß diese Bezeichnung nicht so ungerechtfertigt ist. An den allgemeinen Reinlichkeitsbegriffen Südeuropas gemessen, zeichnet peinliche Sauberkeit ihre Gassen und Plätze aus, was um so anerkennenswerter erscheint, als diese Eigenschaft bekanntlich gerade in Hafenstädten selten ist. Die Straßen sind schmal, aber nicht winkelig, sondern häufig schnurgerade und mit hübschen Fliesen belegt; die Häuser bauen sich vielstöckig empor und schließen mit ihren schmalen Fronten eng aneinander. Alles zeigt, daß der beschränkte Raum der Inselfestung ausgenutzt werden muß. Immerhin aber sind die Gassen hier bei weitem nicht solche wolfsschluchtartigen Engpässe, wie vielfach in Genua. Die hellfarbigen, regelmäßigen Häuserzeilen mit ihren grünen Ja-

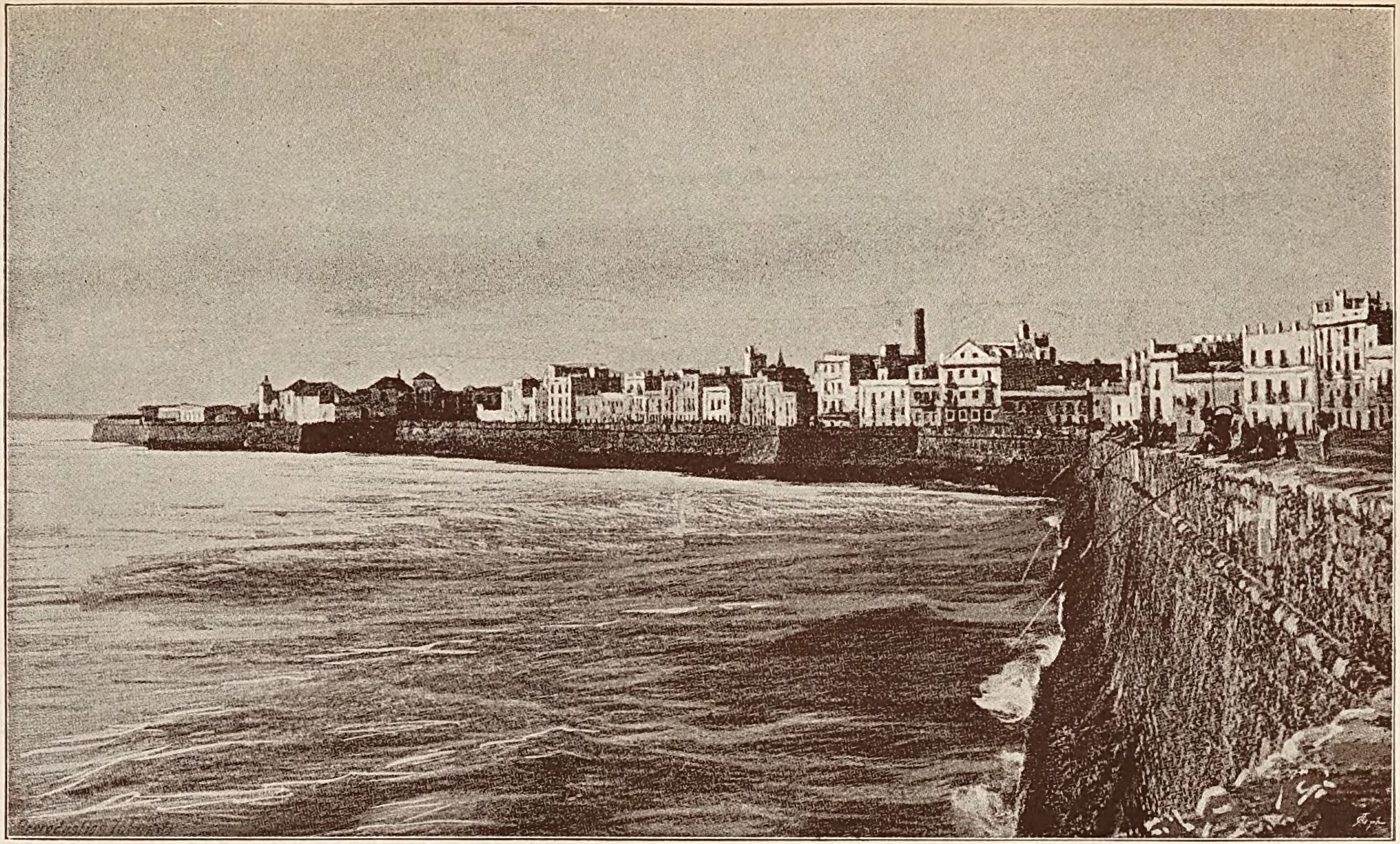
lousien, ihren kleinen, gegen die Sonnenglut verhängten Balkons machen einen höchst gefälligen Eindruck. Zwei Einrichtungen sind für die städtische Architektur von Cadiz charakteristisch: einmal die zahlreichen Miradores, die blumengeschmückten Ausgucklauben oben auf den flachen Dächern, von denen man eine köstliche Aussicht über die Stadt und die See genießt, und zweitens die streng durchgeführte Vergitterung der Fenster des Erdgeschosses. Man sagt, daß die ehrsamen Hausväter von Cadiz weit weniger die Schätze hüten müssen, welche Motten und Rost fressen, als die, denen der lockende Klang einer Mondscheinserenade gefährlich wird.

O, Ihr blitzäugigen Töchter von Cadiz, ich sehe Euch in Eurem Kämmerlein lächeln über die kindliche Maßregel der Väter und Gatten!

Eines aber vor allem überrascht den Ankömmling am Stadtbilde von Cadiz: das vollkommen Moderne. Wir betraten die Stadt mit dem ehrfürchtigen Gefühl, auf dem Schauplatz vieltausendjähriger Schicksale zu wandeln, indes ganz erstaunlich spärlich sind die Denkmäler, an die wir unsere Erinnerungen anknüpfen können. Die vielfachen Kämpfe und Zerstörungen, am meisten der große Brand von 1696, haben die Reste der Vergangenheit getilgt. Cadiz ist im wesentlichen eine neue Stadt. Berührt uns diese unerwartete Erscheinung auch zunächst beinahe unangenehm — jede getäuschte Erwartung ist unerfreulich —, so ergreift uns doch bald die Macht der lebendigen Gegenwart, sie söhnt uns mit dem Mangel ehrwürdiger Altertümer aus, ja, am letzten Ende erkennen wir, daß gerade dieses Moderne — eine alte Überlieferung dieser Stadt ist. Cadiz ist immer modern gewesen. Das Geheimnis seiner Entstehung, seiner Größe, seiner Schicksale liegt in der geographischen Lage des Ortes,

aber auch seine unerschöpfliche Wiedergeburtsfähigkeit ist eine Folge von ihr.

Unvergleichlich schön ist der Spaziergang durch die öffentlichen Anlagen, die sich oberhalb der gewaltigen Kaimauern rings um die Stadt herumziehen; nicht wegen der stattlichen Privathäuser, Kirchen und Kasernen, die sie im Hintergrunde begleiten, nicht wegen der Blumenbeete, Lindenreihen und Palmengruppen, sondern wegen ihres trotzigen Hinausspringens in die See und des stolzen Blickes, den sie über die majestätische, ewig wechselnde Meerflut hin gewähren. Wir schritten wirklich mit Gefühlen des „Entzückens" durch die breiten Gartenanlagen, die den Namen Las Delicias tragen. Ein scharfer West fegte draußen über die graulich grüne Flut, schwere Dunstwolken, so recht Achenbachisch gelbgraue, hielten die große Ferne geheimnisvoll verschleiert, aber unter der düsteren Decke glitten die langgestreckten Wellenberge hervor und stürmten zur Küste wie feindliche Kolonnen. An der Klippenreihe jedoch, die in einiger Entfernung den Strand begleitet, eine frühere Küstenlinie andeutend, zerschellten sie in weißschäumender Brandung, und mit gebrochener Kraft, wie gezähmte Raubtiere, schlichen sie heran und leckten die grünumsponnenen Quadern, als wollten sie die Knie ihres Bezwingers küssen. An diesen Wällen wanderten im Altertum Philosophen und Naturforscher, von fernher gekommen, um die wundersame Erscheinung der Ebbe und Flut des Ozeans zu erforschen, welche die Mittelländische See nicht kennt, und mit vergeblichem Sinnen folgten ihre Blicke dem Sonnenball, der dort im purpurnen Westen hinabstieg zu seinem rätselhaften nächtlichen Pfade. Und neben ihnen saßen auf den Wällen mit herabbaumelnden Beinen — ich zweifle nicht, daß es von je so war — die wackeren Gaditaner und angelten. Die Philosophen sind verschwunden,



Cadiz.

gelöst ist das Rätsel der Gezeiten und des Sonnenweges, entschleiert sind die Wunder der Ferne, aber die wackeren Gaditaner sitzen noch immer auf den Wällen mit ihren riesigen Angeln und mit jener unbegreiflichen Geduld, die auf der ganzen Welt nur der Angler besitzt und — sein Zuschauer.

Kapitel VI.

Die Stadt der Grazie.

Senores viajeros al tren! „Die Herren Reisenden zum Zuge!“ ruft der Schaffner auf dem Bahnhof statt des Glockenzeichens: wir fahren mit dem tren expreso, dem Schnellzug, nach Sevilla.

Die Eisenbahnen Spaniens sind wie ein Kleid, das dem Lande vorläufig nicht recht paßt. Einmal ist das Volk selbst noch nicht ordentlich in diese moderne Einrichtung hineingewachsen, sein Verkehrsbedürfnis ist noch gering: ein Zug innerhalb 24 Stunden genügt auf kleineren Linien, selten steigt auf den besuchteren Strecken die Zahl über vier. Andererseits haben die Bahneinrichtungen fast überall noch einen unfertigen, gleichsam provisorischen Charakter. Der Bahnhof in Cadiz z. B., einer der größten Städte Spaniens, ist ein unwürdiger Schuppen mit plumpem, hölzernem Dachstuhl. Noch schlimmer sind die Einrichtungen natürlich an den meisten kleineren Stationen. Ich sah auf der Linie von Sevilla nach Huelva einen Billetschalter, der in dem auf dem Sande liegenden

Wrack eines ausgereihten Wagens eingerichtet war. Daneben überraschten mich wieder an ziemlich unbedeutenden Haltestellen, die fast ohne Verkehr erschienen, sehr hübsche neue Stationsgebäude in zierlicher, massiver Steinausführung. Die Fahrpreise sind sehr mäßig; dafür ist aber auch die Fahrgeschwindigkeit gering, und entsetzlich der Aufenthalt auf den Stationen, der oft ohne jeden ersichtlichen Grund um Viertelstunden verlängert wird. Dagegen habe ich die Unsauberkeit und Unbequemlichkeit durchaus nicht so arg gefunden, wie nach den vielen Klagen zu fürchten war. Im Gegenteil: ich habe das beinahe als unmöglich geschilderte Wagnis, die dritte Klasse — die unterste in Spanien — zu benutzen, oft und gern unternommen. Hier sowie in der zweiten Klasse, deren Publikum etwa dem unserer dritten gleicht, kommt man weit zwangloser mit dem Volke in Berührung, als in der steifen ersten Klasse, und der Eindruck, den ich dabei von der Bevölkerung bekommen habe, ist überall wohlthuend gewesen.

Eine längere Eisenbahnfahrt ist in Spanien eine That. Man bereitet sich mit einem gewaltigen Aufwand von Bequemlichkeiten und Erfrischungen darauf vor, denn nur an sehr wenigen und weit auseinander liegenden Haltestellen ist etwas Genießbares zu bekommen. Daher hat sich das Gefühl der Pflicht zu wechselseitiger Unterstützung gegen die Unbilden des Reisens aus der Zeit der Post- und Maultier-Beförderung in die der Eisenbahnen hineingerettet. Mit großen Körben voll Eßwaren besteigt hier eine kinderreiche Familie den Wagen, dort führt ein junges Mädchen ein Körbchen mit Naschwerk, ein andalusischer Bauer seine Flasche mit ländlichem Wein bei sich, und kurze Zeit nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt hat, beginnt ein lebhafter Austausch der Schätze, und zwar unter so hübsch verbindlichen Höflichkeitsformen, daß der Beobachter aus dem steifen Norden seine

Verwunderung und Freude daran haben muß. Es wäre unverzeihliche Ungeschicklichkeit, wollte man etwas von seinen eigenen Vorräten genießen, ehe man den Mitreisenden davon angeboten. Dagegen ist eine höfliche Ablehnung erlaubt. Wie oft sah ich, daß, wer eine Zigarette zu rauchen wünschte, zuerst jedem männlichen Mitreisenden der Reihe nach, ohne weitere Erklärung, mit stummer, eleganter Geberde eine solche überreichte; dann erst zündete er sich die seine an.

Eine freundliche Offenheit, ein hübscher Anstand, eine weit höhere gegenseitige Rücksichtnahme, als sie bei uns im allgemeinen zu finden, herrscht im Verkehr. Der Schaffner ist auch in der dritten Klasse von ausgesuchter Höflichkeit. Gern wird dem Fremden von ihm und den Mitreisenden Auskunft erteilt und ein anständiges Interesse an seiner Reise kundgegeben; und obwohl man merkt, daß die Anwesenheit eines Ausländers immerhin noch etwas Ungewöhnliches an sich hat, so zeigt sich doch niemals ein unschickliches Lachen über seine fremdländische Ausdrucksweise, im Gegenteil werden, wenn irgend möglich, Aussprache und Fortschritte gelobt. Mit einem Wort, die natürliche Anlage des Südländers für die anmutige Form kommt auch in den unteren Schichten des Volkes zu erfreulichem Ausdruck.

Auf der ersten Eisenbahnfahrt durch Andalusien freilich war unser Verkehr mit der Bevölkerung infolge sprachlicher Schwierigkeiten noch ziemlich geringfügig; er beschränkte sich auf ein Buenos dias oder die Abschiedsformel Vaya Usted con Dios (Gehen Sie mit Gott), auf wenige Fragen und Dankesworte und auf ein lustiges Zunicken für die hübschen kleinen Kinder im Abteil, gelegentlich auch wohl für solche, die nicht mehr ganz klein waren — so um die sweet seventeen, wie der Engländer sagt. Der Andalusier hat eine von der herrschenden kastilianischen Mundart stark abweichende

Aussprache zahlreicher Konsonanten, was vielleicht noch eine Folge des Arabischen ist. Seine Sprechweise zeichnet sich durch eine geradezu unangenehme Weichlichkeit aus; verschiedene Konsonanten, besonders das s, werden am Ende fast gar nicht gesprochen, andere stark gelispelt. Als ich später zuerst das reine Castilianisch aus ungebildetem Munde hörte, da war mir's, als hätte ich bisher kraftloses Hollundermark in den Händen gefühlt und griffe nun federnden Stahl.

Der Zug rollte in später Abendstunde durch die flachwelligen Gelände des Guadalquivir-Tieflandes. So reizvoll im Anfang die Reise gewesen war, so lange wir im Angesicht oder im Einflußbereich des belebenden Ozeans standen, so eintönig wurde sie bald darauf. Hübsch und lebendig war noch die Fahrt über die Landenge von Cadiz, die so schmal ist, daß uns der fliegende Schaum der Meeresbrandung bis an die Fenster sprühte. Dann auch der weite Bogen durch die ungeheuren Salzgärten, die sich rings um die Bai von Cadiz herumziehen, so ausgedehnt, daß der Zug wohl eine Stunde lang gar nicht auf dem Festlande zu sein schien, sondern über einem Gitterwerk von grün bewachsenen Dämmen, Kanälen und Wasserbassins, einem reinen Kanevas von Land, dahinrollte. Die Salzhaufen, im Freien zu regelmäßigen, vierkantigen Pyramiden von sechs bis acht Meter Höhe aufgeschichtet, blinkten in der Nähe, als seien sie aus karrarischem Marmor gehauen; in der Ferne glichen sie, inmitten der Agaven- und Kakteenvegetation, arabischen Zeltlagern, ja in der Verkürzung des Horizonts scharten sie sich zu so dichten Massen zusammen, daß sie auf dem dunkelfarbigen Hintergrund wie die Bilder fremder Städte schimmerten. Hübsch für ein deutsches Auge war endlich auch noch die sandige Dünenlandschaft vor Jerez de

la Frontera infolge der prächtigen Wälder saftgrüner Pinien, durch die wir fuhren.

Jerez de la Frontera! Wem sollte nicht, wenn ihn das Schicksal an dieser Stätte vorüberführt, das Herz in historischen Gefühlen erschauern; ist doch mit dem Namen dieser Stadt die Erinnerung an eine jener großen Weltschlachten verbunden, die den Gang der Kulturentwickelung von Jahrhunderten, ja Jahrtausenden entscheidend bestimmen. Die Araberschlacht von 711 ist unter ihnen der merkwürdigsten eine. Mit einem einzigen Schlage, kann man sagen, stürzte sie in einem der vollkommensten — und verdientesten — politischen Bankerotte, die es gab, die ganze Herrlichkeit des Westgotenreichs in Trümmer und bereitete den Boden für die große arabo-hispanische Kulturepoche, deren Nachwirkung ein jeder Spanienreisende noch heute auf Schritt und Tritt kennen lernt. Und dabei war die ganze Begebenheit fast ein Zufall, ein Sieg gleichsam aus Versehen: Musa hatte seinen Freigelassenen Tarik mit einer kleinen Streifschar lediglich zu einem flüchtigen Raub- und Rekognoszierungszug über die Meerenge gesandt, und ein Hieb mit der Reitgerte über das Gesicht war auch nachher der einzige Lohn, den der Oberfeldherr bei seiner ersten Begegnung mit dem Ungehorsamen für dessen unbefugte Heldenthaten übrig hatte. Am Ufer des Guadelete, einige Kilometer südlich von Jerez, wird ein Hügel gezeigt, um den der Kampf getobt haben soll. Aber leider, leider: die schönsten Geschichten, die wir in der Schule lernen, sind immer nicht ganz richtig! Und so hat sich auch erwiesen, das die Schlacht von Jerez de la Frontera gar nicht bei dieser Stadt, sondern ganz wo anders, im Süden von Cadiz, an dem Küstenflüßchen Salado de Conil stattgefunden hat. Recht unsicher steht es auch mit dem zweiten Ruhmestitel der Stadt, durch den sie gegenwärtig ebenfalls

im Munde der ganzen Welt ist, dem, die Erzeugerin des Sherry-Weins zu sein. Wie mir wenigstens von Weinbauern in Andalusien versichert worden, wird bei weitem der größte Teil des Sherry nicht hier, sondern in der Provinz Huelva erzeugt.

Mit trübem Sinnen über die Hohlheit so manchen irdischen Glanzes starrte ich durch die Scheiben in die Landschaft, und wahrlich, sie war geeignet, diese Gedanken zu unterstützen. Wir fuhren nun durch weite, kulturlose Ebenen, die, soweit das Auge reichte, nur mit den flach gewölbten, niedrigen Kugelkalotten ähnelnden Wucherungen der Zwergpalme besetzt waren, ganz so wie im kleinen ein Hausdach mit runden Moospolsterchen. Weiterhin ging es in endloser Folge durch flachhügelige Gelände mit gelblichem Gestrüpp, entweder abgeerntete Äcker oder dürres Brachfeld, von der Glut der Sommermonate versengt. Hier und da gewahrte man weidende Rinder-, Pferde- und Schweineherden, sehr selten aber eine Ansiedlung. Steingeröll bildet vielfach den Boden; man gewahrt ordentlich die Schuttströme, die von den benachbarten Gebirgen herabgeflossen sind, um den Meerbusen auszufüllen, der einst hier seine Wellen schlug, und das Tiefland von Andalusien aufzuschütten.

Ja, ist denn das wirklich Andalusien, das Land mit dem schönsten Namen der Welt, der da klingt wie eine Musik voll weicher, schwellender Grazie, voll Romantik und dunkelglühender Leidenschaft? Diese öde Eintönigkeit, der man noch zu viel Ehre anthun würde, wenn man sie mit den am wenigsten beliebten Gegenden unserer Mark vergliche? Über den einsamen Flächen sank die Sonne; der Mond goß sein bleiches Dämmerlicht darüber aus und machte sie nur noch einförmiger. Ein leises Gefühl der Enttäuschung legte sich mehr und mehr über die Seele.

Da aber verändert sich plötzlich das Gelände: die Laubmassen dichter Fruchthaine gleiten an uns vorüber, weiße Mauern dazwischen. Nun reiche Gärten mit den dunklen Schattenrissen von Myrthen und Lorbeeren, Orangen und Palmen. Im Mondglanz bläulich schimmernde Landhäuser, reizend launischer Bauart, betten sich darin tief hinein, wie in üppige, seidene Kissen, und hier und da erglänzt ein freundlicher Lichtschein hinter den Fenstern, ein Zeugnis von dem warmen menschlichen Leben in diesem märchenhaft heimlichen Bilde. Wir sahen überrascht einander an und sagten wie aus einem Munde: „Aber das ist ja entzückend!“ Mit einem Schlage war Ernüchterung und Enttäuschung verschwunden. Sevillas erster Gruß in poetischem Mondglanz hatte die ganze Romantik wieder wachgerufen, die für uns von Jugend auf mit seinem Namen verknüpft ist. Das Herz voll klopfender Erwartung rollten wir in die hellerleuchtete Bahnhofshalle ein.

Und der Glaube hat uns nicht betrogen, das Tageslicht den Mondscheinzauber nicht Lügen gestraft, sondern nur Farben und blühendes Leben hinzugethan. Zweimal habe ich mehrere Tage in Sevilla verlebt, bei Nacht und Tag seine Straßen durchwandelt, einsam und in Gesellschaft die Schätze seiner Natur und seiner Kunst genossen, am Werkeltag und im aufgeregten Festjubel seine Bewohner gesehen: wenn ich aber heute zurückdenke an Sevilla, so liegt es mir lachend im Gemüt, wie der lustige Glockenklang, der von der Höhe der Giralda in die sonnige Himmelsbläue hinauszieht. Nur ein Name ist mir noch inniger ins Herz geschrieben: das ist Granada; dieser aber mit tieferem, dunklerem Klange. Granadas süße Poesie hat eine Beimischung von weltferner Träumerei, von Doréschem Märchenzauber; die herrlichen Zeugen seiner großen Vergangenheit schimmern noch in reicher Pracht,

aber sie haben keine Beziehung mehr zum Leben der Gegenwart; wie entrückt in ein Wunderland, wie in längst versunkene Jahrhunderte verzaubert wandeln wir durch die Säle und Gärten seiner Alhambra. Sevilla dagegen, auch zwar gekleidet in königliche Gewänder alter Kunst und Pracht, ist doch ganz Leben, ganz blühende und glühende Gegenwart. Freilich fühle ich schmerzlich die Unmöglichkeit, die Fülle des lebendigen Reizes, der Grazie und Freude, die über Sevilla ausgegossen sind, in ein so kleines Bildchen zu fassen, wie ich es hier nur geben kann. Ich wollte, meine Feder wäre das Hämmerchen eines Goldschmiedes und meine Worte Diamanten, Smaragden und Rubinen, und ich könnte ein Kunstwerk fügen aus Goldfäden, so fein gesponnen, so phantasievoll und edel verschlungen, wie die Arabesken-Gehänge in den Hallen des Alkazars, so farbenbrennend, wie die Gärten von San Telmo, so blitzend, wie die Augen der Gitanas von Triana. Aber doch — was wäre dies! wo bliebe der Duft der Orangen und der Rosen, wo der sprühende Rhythmus der Guitarren und Kastagnetten, wo die süße Ekstase der Visionsgemälde Murillos und die grandiose Majestät der gotischen Wölbungen in der Kathedrale Sevillas, wo das rauschende, lachende, kokettierende und verführende Leben der Calle de Sierpes! Mit einem Wort, wer wollte es versuchen, dem in tausend Ranken sprossenden Leben einer so großen, so reichen, so originellen Stadt in Kürze gerecht zu werden!

Sevilla ist das Herz von Andalusien, wo das Leben des südlichen Spaniens zusammenströmt. Es ist ohne Zweifel neben Barcelona gegenwärtig die Stätte, wo die Lebenskraft des ganzen Volkes am vollsten pulsiert. Voraus gegen Barcelona aber hat es die Liebenswürdigkeit des Südens und das Schönheitserbe einer weit herrlicheren Kunstvergangenheit.

Mit seinen 143000 Einwohnern ist es heute die vierte Stadt Spaniens und, inmitten des üppig fruchtbaren Guadalquivir-Tieflandes gelegen, der natürliche Mittelpunkt jener Landschaften, die zwar lange nicht mehr das sind, was sie zur Zeit der Mauren gewesen, indessen immer noch die Kornkammer Spaniens und seiner blühendsten Fruchtgärten einer genannt werden können. Damit aber verbindet Sevilla auch die Vorzüge einer Seestadt, denn bis an seine mitten durch die Stadt ziehenden Kais hinauf trägt der prachtvolle Guadalquivir seit seiner kürzlichen Regulierung die Seeschiffe, selbst solche von mittlerer Größe. Auch die eigene Industrie der Stadt, Cigarren, Fayencewaren, Olivenöl u. a., ist nicht ohne Bedeutung. So wogt ein reiches, gegenwartfrohes Leben durch die Stadt, kraftvoller noch als in Cadiz. Dabei sind aber die Spuren seiner großen Vergangenheit nicht verwischt, wie dort, sondern begleiten in Fülle unsere Schritte, und zwar auch nicht als ehrwürdige Ruinen, sondern — mit Ausnahmen natürlich — blank, in allem Farbenglanz und unverrückter Quaderfügung. Ja mehr als das: die Vergangenheit — ich denke hierbei immer an die glänzendste Epoche, an die arabische — hat es hier mehr, als irgendwo anders fertig gebracht, auch nach der Vertreibung der Mauren fortzuleben. Es ist eine feine Beobachtung Quinets, daß die Renaissance hier nicht wie überall eine klassische, sondern zum großen Teil eine arabische gewesen ist. Arabisch-maurische Erbschaft im heutigen Volksleben aber begegnet einem, namentlich demjenigen, der drüben in Afrika gewesen, auf Schritt und Tritt, in der Art des Wohnens, in der Sprache, in den Tänzen und Melodien und vor allem in Schnitt und Farbe der Gesichter. Ich habe das letztere überall in Südspanien gefunden, am meisten vielleicht in der Gegend von Murcia; aber dort fehlt, was Sevilla auszeichnet, die innige Ver-

einigung dieser Überlieferungen mit dem modern europäischen Leben.

Der Eintritt in Sevilla war ganz anders, als in Cadiz: am wohlerleuchteten Bahnhof der ganze Komfort der modernen Großstadt; im bequemen Hotelomnibus sogleich die Bekanntschaft eines deutschen Kaufmanns; in dem vornehmen Speisesaal des Hotel de Paris weitere Landsleute, es wird uns sogar sofort deutsche Bedienung zugewiesen; englische, französische Unterhaltung neben der spanischen umschwirrt unser Ohr: mit einem Schlage sind wir wieder im internationalen Europa — seit Genua zum ersten Male!

Das gütige Schicksal führte mir gerade hier eine meiner nettesten Reisebekanntschaften in den Weg und jedenfalls die allergeeignetste, um mir das sprudelnde Leben Sevillas genießen zu helfen. Es war Herr L. aus Charlottenburg, seit kurzem zu der Stufe eines königlich preußischen Sekondeleutnants emporgestiegen und als Militärattaché zu einer auswärtigen Gesandtschaft abkommandiert. Vor Antritt dieses diplomatischen Amtes machte er noch einen raschen Streifzug durch Spanien; gemeinsame persönliche Beziehungen in der Heimat beförderten rasch unsere Vertrautheit. Er war der vollkommenste Typus des liebenswürdigen Teils seiner Gattung; obwohl in Zivil, doch jeder Zoll ein preußischer Leutnant, von schneidigem Elan und ritterlichen Formen. Seine junge Würde und die verlockende Aussicht der nächsten Zukunft hoben ihn wie mit Flügeln, er war, was er war, mit Leib und Seele, und sein ganzes Wesen sprühte geradezu von Jugend und Lebensdrang. Eigentlich schäumte er fortwährend über von Begeisterung, die, wenn sie auch zuweilen ein wenig die Kritik vermissen ließ, doch in ihrer naiven Frische Vergnügen machte und mit fortriß. Erst gestern in Sevilla angekommen, war er doch bereits allenthalben orientiert, wie ein Feldherr über die

Werke eines eroberten Platzes. Als wir während der Mahlzeit den Zweifel äußerten, ob wir schon zu Bett gehen sollten, fragte er mit dem höchsten Staunen: „Was wollen Sie? Jetzt, wo der Tag in Sevilla eben erst angerissen ist? Das wäre ja noch schöner! Nein, kommen Sie nur mit: erst bummeln wir mal durch die Calle de Sierpes, das ist nämlich die Friedrichstraße von Sevilla, und sehen uns dabei, wenn es Ihnen recht ist, eine oder zwei „Funciones“ im Theater mit an; dann müssen Sie die Kathedrale im Mondschein beobachten, ich sage Ihnen großartig poetisch! Und haben Sie schon den Flamenco tanzen sehen? Nicht? Dann haben Sie Ihr halbes Leben umsonst gelebt! Die verlorene Hälfte müssen Sie unbedingt heute noch nachholen!“

Diese Zusammenstellung von Kathedrale und Gitana-Tänzen mag den Leser befremden, uns befremdete sie nicht; Spanien ist das Land der Gegensätze, daran gewöhnt man sich im Handumdrehen. Also vorwärts!

Mit einer Orientierungsgabe, die ich noch heute bestaune, führte uns unser Leutnant durch das Labyrinth winkliger, nächtlicher Gassen. Die Straßen Sevillas sind einst von den Mauren mit klugem Bedacht eng und vielgewunden angelegt, damit der Wandelnde bei jedem Stande der Sonne schattige Strecken findet. Auch die Hauptstraße der Stadt, die Calle de Sierpes, ist, wie schon ihr Name „Schlangenstraße“ andeutet, so gewunden. Auch sie wirkt nicht durch Breite, desgleichen nicht durch Höhe ihrer Häuser, denn „die hohen Prachtgebäude“, von denen Brentanos hübsches Liedchen singt, sind gar nicht charakteristisch für Sevilla, die Fronten sind durchweg weit weniger hoch, als in Cadiz; sie wirkt aber durch das reiche Leben auf ihr. Hier liegen die glänzendsten Läden Sevillas, angefüllt mit leuchtenden Stoffen, den modernsten Pariser Nippes, dem unglaublichen Formenreichtum der sevilla-

nischen Fächer u. s. w.; hier öffnen sich die vornehmsten Hotels, die beliebtesten Cafés und die zahlreichen und überaus luxuriösen Klublokale, die von der spanischen Gesellschaft mit Vorliebe besucht werden. Es war nach zehn Uhr, aber das Treiben auf den hellerleuchteten Bürgersteigen war erstaunlich. Die vornehme Männerwelt war durchweg sehr elegant und durchaus französisch gekleidet, und zwar vorwiegend in dunklen Farben. Überhaupt, so sonderbar es klingen mag, die männliche spanische Bevölkerung bevorzugt für den Anzug im allgemeinen die dunkle, wenig auffallende Färbung, selbst in den unteren Ständen. So leuchtende Sommerüberzieher, so helle, großkarrierte Beinkleider, wie sie bei uns, namentlich in den Kreisen des jüngeren Handelsstandes, beliebt sind, gewahrt man dort gar nicht. Ich trug gewöhnlich einen hellgrauen Reiseanzug und einen weißen Hut und beobachtete, daß ich allenthalben damit auffiel. Jene Kostüme, die wir aus „Carmen“ kennen, bekommt man für gewöhnlich gar nicht zu sehen, nur die Stierfechter tragen sie am Tage der Corrida, dann aber womöglich noch prächtiger, als unsere Operntenöre. Charakteristisch dagegen ist einiges in der Kleidung der Frauen. Niemals habe ich in Andalusien einen Frauenhut zu Gesicht bekommen. Alles trägt den Schleier auf der Straße, meist von dunkler Seide, bei den niederen Klassen auch bunt gefärbt. In der Gesellschaft, auf dem Ball, in der Oper sieht man sehr zierliche weiße Spitzenschleier, die das Gesicht mit einem reizenden Flor umrahmen, so daß nur die Stirnlöckchen hervorquellen; unten wird er dann lose um den Hals gelegt. Auf der Straße pflegt der Schleier vom Hinterkopf und den Schultern glatt den Rücken herabzufallen; in diesem Falle liebe ich die Tracht nicht, da sie die eleganten Linien des schlanken Wuchses der Spanierin zerstört. Das Haar wird vom Nacken heraufgekämmt, so daß es über dem Hinterkopfe

einen Wulst bildet; vorn fallen die Haare in Locken über die Stirn. Das Reizendste ist aber, daß ohne Ausnahme im Haar, meist mitten über der Stirn, eine frische Blume getragen wird: in der Regel eine riesige, dunkelrotglühende Nelke, die sich zu dem kastanienbraunen Haar prächtig ausnimmt. Unvermeidlich ist ferner der Fächer, auch spät abends, wo doch keine andere Verwendung dafür erfindlich ist, als daß er eine Gelegenheit mehr giebt, die Grazie der Trägerin zu zeigen oder in die Ferne telegraphieren zu helfen, was Blicke und Neigungen noch nicht deutlich genug sagen können.

Man hat mich oft gefragt, ob die Spanierinnen im allgemeinen schöner seien, als unsere Frauen. Ich kann dies wohl verneinen. Soviel aber ist unzweifelhaft, daß eine hohe, natürliche Grazie in einem ganz anderen Maße im Volke, selbst in den untersten Klassen, verbreitet ist, als bei uns.

Von der Calle de Sierpes tauchten wir in das Dämmerlicht der Nebengassen, die natürlich weit weniger belebt waren. Aber einen Reiz boten auch sie, den ich als den hübschesten und eigenartigsten in der allgemeinen architektonischen Erscheinung der Straßen Sevillas ganz besonders betonen möchte: das ist der Blick in die Patios. Nach orientalischer Sitte sind nämlich die Haupträume des Hauses nicht wie bei uns an die Straßenfront verlegt, sondern um einen quadratischen Innenhof, den Patio, angeordnet. Dieser, mit Marmorplatten belegt, häufig von einer säulengetragenen Galerie umgeben und mit einem plätschernden Springbrunnen versehen, immer aber mit einem Reichtum blühender Topfgewächse verziert und abends durch eine farbige Ampel erleuchtet, ist selbst ein Hauptwohnraum des Hauses. Ein mit buntglasierten Kacheln bekleideter Eingang führt von der Straße aus hinein und ist im Hintergrunde nur mit einer eisernen, verglasten Gitterthür geschlossen. Diese Gitter-

thüren sind eine Besonderheit von Sevilla; in ihrem überaus reizenden Gefüge, das eine unerschöpfliche Fülle von Mustern zeigt, jedes ohne Ausnahme interessant und von edelster Linienführung, spricht sich deutlich die maurische Überlieferung aus. Haus bei Haus konnten wir durch die reizenden Gitter tief in die offenen Patios hineinsehen und erblickten hier die Bewohner in allen möglichen Familienszenen, plaudernd in geselligen Gruppen, eine einsam Lesende auf weichem Divan gelagert, oder ein Pärchen, sie in träumerischem Sinnen, er leise an der Guitarre zupfend.

Plötzlich treten wir auf einen freien Platz hinaus, und in gigantischen Massen, ein Gebirge von Pilastern, Schwibbogen, Rosetten und Fialen, türmte sich vor uns die Kathedrale von Sevilla, eine der riesigsten Kirchen des Katholizismus, in den sternklaren Nachthimmel empor. Das schweigende Mondlicht, das ihre Form mit einem phantastischen Schleier umgab, ließ sie uns noch gewaltiger erscheinen, als sie vielleicht war. Halb die Konturen enthüllend, halb in dunkle Schatten sie tauchend, hier auf den Figurengruppen eines Portals schimmernd, so daß diese wie in gespenstischem Leben aus dem Dunkel des Hintergrundes hervortraten, dort wie mattsilberne Tropfen über die Zacken der Gesimse niederrieselnd, verlieh es dem grandiosen Bauwerk in der That ein Kleid, wie es für den ersten Eindruck nicht wirkungsvoller gedacht werden konnte.

Neben der zierlichen Grazie der Patios dieser Anblick voll Ernst und wuchtiger Größe, das war ein guter Ausdruck für den umfassenden Reichtum der Lebenserscheinungen Spaniens und zumal der andalusischen Hauptstadt! Die großen Kirchenfeste von Sevilla, besonders corpus domini, sind die berühmtesten in diesem Lande, wo der Katholizismus seine großartigste Machtausbildung erlangt hat.

Doch nun wieder zurück in die Calle de Sierpes. Bereits in Cadiz hatten wir die sonderbare Gewohnheit kennen gelernt, daß in den kleinen Volkstheatern während des Abends stundenweise lauter einzelne „Funciones" stattfinden, für die man gesondert bezahlen kann; man kann also um 8, 9, 10, 11 Uhr ins Theater gehen, je nachdem es einem paßt. Aufgeführt werden fast durchgängig kleine einheimische Singspiele, in denen Dialog und Gesang abwechseln. Der Inhalt ist in der Regel komisch, die Kunst und der Witz bescheiden, doch hört man häufig recht hübsche Melodien, die dann vom Publikum doppelt verlangt und mitgesungen werden. Dauert eine Pause zu lang, so beginnt das Publikum ein eigenartiges streng rhythmisches Lärmen mit Füßen und Stöcken, das in mächtigem Crescendo anwächst, bis das Glockenzeichen ertönt.

Wir sahen hier im Teatro Cervantes eine kleine Operette mit an, die damals die Lieblingsneuheit in Südspanien war, denn sie ist mir noch öfters begegnet. „Das verliebte Gespenst", glaube ich, hieß sie. Den Inhalt habe ich ziemlich vergessen: er war äußerst harmlos, aber das Publikum war es auch. Ungeheuer war die Freude, wenn von Zeit zu Zeit das Gespenst, das natürlich sehr menschlicher Natur war, aus irgend einer Kulisse in die Situation hineinplatzte und ein groteskes Entsetzen hervorrief. Wenn der typische Hasenfuß und betrogene Ehemann bei seinem Anblick mit jämmerlichem Geschrei, fünfmal um seine Achse kreiselnd, davontaumelte, so jauchzte das Publikum vor Freude, und er mußte wieder herauskommen und noch einmal erschrecken.

Nun aber zu den Gitanas! Wir betreten einen rauchgeschwängerten, niedrigen Saal; an Tischen sitzt zwanglos das Publikum, meist junge Burschen aus den unteren Volksschichten, in dunkler, loser Jacke, darunter um den Leib die rote Faja, die Binde, geschlungen, auf dem Kopfe den runden

flachen Filzhut mit breiter Krempe aus rauhem, dunklem Wollenstoff. Die Gestalten sind meist breit und untersetzt, die Gesichter werden fast durchgängig bartlos getragen und pflegen blau vom Rasieren zu sein. Die Hand dreht unabläßig die Zigarette. Das Lieblingsgetränk des Sevillaners ist der Manzanilla-Wein, ein in der Nachbarschaft gewonnener Landwein eigentümlicher Zubereitung, dem Apfelweine an Geschmack ähnlich. Er wird in kleinen Gläsern, deren jedesmal zwölf auf ein Holzgestell gereiht sind, aufgetragen. An den Wänden des Saales befinden sich hölzerne Galerien mit Logenabschlägen für das vornehmere Publikum. Wir wählten unter Führung unseres kundigen Leutnants eine unmittelbar neben der Bühne gelegene Loge. Die Bühne ist nichts als ein hölzernes Podium. Im Hintergrunde sitzen die Darsteller, Männer und Frauen, im Kreise herum. Die ersteren beteiligen sich nur als Musikanten: einer spielt die Guitarre, die anderen geben durch Füßestampfen auf dem dröhnenden Boden und Händeklatschen den Rhythmus an. Dieser, gewöhnlich sehr schnell, erhält durch das vibrierende Lärmen etwas außerordentlich Erregendes, Charakteristisches, das man nie wieder vergißt. Nach kurzer Zeit erhebt sich aus der Schar der Mädchen die Tänzerin und tritt in die Mitte. Die erste, die wir sahen, war eine kleine, dunkle, überaus bewegliche Zigeunerin. Alle Mädchen sind nicht etwa kurz, sondern sehr lang, sogar mit Schleppen, gekleidet. Ein grellbuntes Brusttuch mit langen Franzen umgab den Oberkörper, von der Hüfte fiel ein gelber Rock in langen Falten nieder. Im schwarzen Haare trug sie üppige Blumen und an den Schläfen die charakteristische Haartracht der Gitanas, zwei über dem Ohre nach oben hinaufgedrehte Locken. Der Tanz, den sie aufführte, war ganz orientalischer Art. Sie rührte sich kaum vom Platze und bewegte nur die Arme und Hände

nach dem Rhythmus, wiegte den Hals und die Hüften hin und her, stampfte zuweilen mit den Hacken auf und klirrte mit den Kastagnetten. Rascher und lauter wurde die Musik, anfeuernde Zurufe tönten aus dem Kreise der Genossen, eine wachsende Erregung schien sich der Tänzerin zu bemächtigen. Ihre Bewegungen wurden wilder und ruckweiser: sie fuhr jetzt zuweilen mit raschem Gleiten auf der Bühne umher, so daß der lange Schleppsaum wie ein Schlangenschweif hinterherflog, schleuderte die Arme blitzschnell empor, sank in schraubenzieherartigen Bewegungen tief in die Knie und stieg ebenso wieder aufwärts. Auch das Publikum wurde immer erregter: auch von hier ertönten begeisterte Zurufe, die Habitués, welche die vorderen Tische besetzt hatten, schleuderten mit lärmendem Jauchzen ihre Hüte auf die Bühne. Das Mädchen ergriff einen davon, den ihres Lieblings augenscheinlich, drückte ihn keck auf das Ohr, stemmte die Arme in die Hüften und verdoppelte nun die Geschwindigkeit und Gewandtheit ihrer Körperverdrehungen. Es war schließlich ein wildes Zucken, Wirbeln, Stampfen, Schreien, Fingerkrallen und Kastagnettengeklirr. Die Augen funkelten, die Zähne lachten, endlich ein blitzartig rasches Niederzucken und wieder Emporfahren, dann war mit einem raschen Aufstampfen des Fußes der Tanz zu Ende. Mit stolzem Lächeln nahm das feurige kleine Ding die Beifallsrufe entgegen, die ihr nicht nur aus dem Publikum, sondern auch aus dem Kreis der Mitwirkenden gespendet wurden. Nun erfolgte eine Pause, in der ein reger Verkehr zwischen dem Publikum und der Bühne stattfand, Wein und Zigaretten hinaufgereicht wurden, Zuruf und Lachen getauscht ward. Nach einer kleinen Weile begann dasselbe Schauspiel von einer zweiten Tänzerin; dann einer dritten, immer in derselben Weise. Der Spanier kann dies stundenlang mit ansehen; den Fremden ermüdet es rasch.

Unser Leutnant sah nach der Uhr. „So, meine Herren, jetzt ist es Zeit, und Ihr Verständnis ist einigermaßen vorbereitet. Betrachten Sie dies alles, was Sie bisher erblickt, nur als die Vorstudien zu einem vollendeten Genuß. Ich werde Ihnen jetzt etwas zeigen, was Sie in Spanien so schön schwerlich wieder zu sehen bekommen. Meine Freundin Matilda hat versprochen, mir heut Abend vorzutanzen."

„Wie, Sie sind erst seit gestern Nachmittag hier und haben schon eine Freundschaft geschlossen?"

Der Leutnant zuckte die Achseln über diese Frage. „Das wäre was Rechtes! Matilda ist aber das schönste Mädchen, das es in Sevilla giebt. Sie werden ja sehen; ich sage Ihnen, so etwas Deliziöses existiert nicht zum zweiten Mal. Da werden Sie erst mal kennen lernen, was andalusische Grazie heißt!" Und nun erging er sich in so enthusiastischer Schilderung, daß uns die entschiedenste Ungläubigkeit zunächst nicht zu verdenken war. Das Mädchen hatte ihm versprochen, in einem Wirtshaus ihrer Straße ihn zu erwarten und für Musik und eine Tanzpartnerin zu sorgen.

Wir standen draußen in dem dunklen Gewirr kleiner Gassen zunächst ratlos; selbst unser Führer wurde einige Minuten unsicher, lief hier und dort an die Ecken, um sich zu orientieren. Endlich aber hatte er den Ariadnefaden gefunden und führte uns nun mit einer Sicherheit, die mir unerklärlich geblieben ist. Wir erreichten das bescheidene Haus. Über einen matt erleuchteten Flur, von wo aus man in raucherfüllte Gaststuben schauen konnte, stiegen wir eine hölzerne Treppe empor und betraten einen abgesonderten, mit dürftigen Holzmöbeln ausgestatteten Raum. Ein schwerer Tisch stand in der Mitte, ein großer Spiegel hing an der Wand. Im Zimmer saßen ein älterer Mann mit einer Guitarre, ein verhutzeltes altes Weibchen und zwei junge Andalusierinnen.

Die eine von ihnen war Matilda, die andere ihre Freundin. Wahrhaftig, unser Führer hatte nicht zuviel gesagt: das war ungewöhnlich! Das Mädchen war sehr groß und wundervoll gewachsen; nicht zu voll, sondern von herrlichem Ebenmaß. Ein sehr einfaches weißes Kleid ließ die Schönheit der Gestalt recht zur Geltung kommen. Das Gesicht war schmal, die Nase von stolzem Schnitt, ein wenig gebogen, die Nasenflügel von jenem Schwung, der das feurige Temperament bekundet; groß und schwarz waren die Augen, lockig das Haar, das, von dem Nackenansatz sorgfältig emporgekämmt, die Feinheit des Halses nicht verbarg. Mit augenscheinlichem Vergnügen begrüßte sie ihren Freund und nannte uns mit anmutiger Handbewegung den Namen ihrer Freundin, die auch nicht übel war, nur kleiner und voller als sie. Nachdem wir dann, trotz der unbeholfenen Verständigung unter Scherzen und Lachen, zu Abend gespeist, begannen die Mädchen ohne Aufforderung ihre Tänze. Der Mann spielte die Guitarre, das Weib klatschte in die Hände, und beide sangen etwas, was ich nicht verstand. Zuerst waren es die reizenden Sevillana-Zwietänze, die Matilda und ihre Freundin ausführten. Sie bestehen aus einer Reihe von Touren, in denen die Partnerinnen gegen einander tanzen, sich suchen, neckend sich ausweichen, sich ergreifen und fliehen und einander umkreisen; Fingerschnalzen und Kastagnetten geben den Takt. Die Mädchen tanzten, von unserem Beifall ermuntert, mit wachsender Leidenschaft. Der Anblick war entzückend. Matilda geriet in immer wilderes Feuer, ihre Augen lachten, ihre Nasenflügel zitterten, plötzlich riß sie die Decke vom Tisch, schlang ihre schwarze, mit prächtiger, bunter Goldstickerei besetzte Mantille um die Hüfte, ergriff den Hut ihres Freundes, drückte ihn auf das Haar und sprang auf die Tischplatte. Hier führte sie nun denselben Tanz aus, den wir heut von

den Gitanas gesehen hatten. Aber wie anders war das! Sie bewegte sich viel weniger gewaltsam als jene, und ich habe nie in meinem Leben vollendetere, sicherere Grazie gesehen, als bei diesem Mädchen. In jedem Augenblicke waren die Linien ihrer Gestalt von vollendeter Schönheit, mochte sie nun die eine Hand in die Hüfte stützen und die andere an den zurückgeworfenen Hinterkopf legen, mochte sie mit ausgestreckten Armen und reizender Bewegung des Handgelenks im Rhythmus mit den Fingern schnalzen, mochte sie bald so, bald so die bunte Mantille schlingen oder sie endlich ganz fortwerfen. Der kecke Hut stand dem kühnen Gesicht prächtig; und schließlich, man sah es, ergriff sie selbst der Rausch des Stolzes über ihren Eindruck: sie tanzte gegenüber dem Spiegel und errötete vor Freude. Endlich ein letztes, rasches Aufstampfen, und sie stand hochaufatmend, sonst aber bewegungslos wie eine Marmorstatue, die Arme am Nacken, da. Jubelnder Beifall belohnte sie.

Mit einer Verabredung auf das bevorstehende Stiergefecht verabschiedeten wir uns von den Mädchen, gelangten mit einiger Mühe nach unserem Hôtel zurück und träumten von dem ersten Abend in Sevilla.

Es ist im allgemeinen richtig, daß der Wechsel der Herrschaft für die spanische Erde am letzten Ende Armut an die Stelle von Reichtum, Unwissenheit an die Stelle von hoher Volksbildung, Unduldsamkeit an die Stelle vornehmer Toleranz gebracht hat; trotzdem aber würde man irren, wenn man in dem Ringen der Spanier mit den Mauren einfach den Kampf der Barbarei gegen die Kultur erblicken und den ersteren jedes Verständnis für die Bedeutung der arabischen Zivilisation absprechen wollte.

Ein redendes Zeugnis hierfür ist der berühmte Glocken-

turm von Sevilla, der nach seiner kunstvollen Wetterfahne den Namen La Giralda (spanisch girar = sich drehen) trägt.

Der schöne Turm, ursprünglich das Minaret der großen Moschee von Sevilla, war den Muhammedanern so verehrungswürdig geworden, daß sie ihn zerstören wollten, ehe sie 1248 ihre Stadt an Ferdinand den Heiligen übergaben; sie wurden aber bedeutet, daß man die ganze Stadt einäschern würde, wenn das geschähe. So ist denn die Giralda erhalten geblieben und das Wahrzeichen Sevillas geworden, das architektonische Erkennungsmerkmal des Stadtbildes, wie der große Dom dasjenige für Köln, wie das Parlamentsgebäude für London und die St. Peters-Kuppel für Rom. Die Giralda ist gegenwärtig mit der Kathedrale verbunden, an deren Grundriß sie eine Ecke bildet, aber ihr mächtiger Bau hebt sich doch stolz und frei aus der riesigen Gebäudemasse des Ganzen heraus, in voller architektonischer Selbständigkeit. Ihre Konstruktion unterscheidet sich sehr von der schlanken, palmenartig aufstrebenden Form, die wir an den Gebetsrufertürmen der Moscheen des Ostens angewendet finden. Die Grundfläche des Turmes ist ein Quadrat von 15 Metern Seitenlinie, und von hier steigt er viereckig und für das Auge anscheinend ohne Verjüngung empor, ursprünglich etwa 75 Meter hoch. Damals trug der Turm an seinen Ecken vier riesige vergoldete Bronzekugeln; an Stelle dieser wurde im Jahre 1568 ein christlicher Glockenturm, ein in mehreren Stockwerken leicht und luftig aufsteigender Säulenbau oben aufgesetzt, der zwar zu dem maurischen Piedestal nicht paßt, an sich aber recht hübsch ist und jedenfalls jetzt zum Charakterbilde der Giralda gehört. Mit ihm hebt sich der Turm gegenwärtig noch nahezu dreißig Meter höher empor, überragt also unseren Berliner Rathausturm. — Was aber ist an der Giralda so bewundernswert? Nun, es läßt sich eigentlich

in Worten kaum sagen, man muß im Bilde, oder noch besser in Natur selbst die gelbrötlich leuchtenden Mauern in den blauen andalusischen Himmel emporsteigen sehen, um zu empfinden, daß es nicht oft eine solche Verbindung von Kraft und Eleganz geben wird wie bei diesem Bauwerk. Der Eindruck entsteht dadurch, daß das Mauerwerk der Giralda, soweit sie maurisch ist, zwar in breiter, wuchtiger Masse, mit außerordentlich einfachem Grundriß, emporsteigt, daß dabei aber infolge eines wunderbaren Treffens der besten Verhältnisse von Breite und Höhe jeder Anschein des Lastenden vermieden wird: wie ein organisches Gebilde, wie der kräftige Stamm eines gesunden Baumes wächst der Schaft der Giralda zum Himmel. Und das übrige, um die Eleganz dieses Mauerwerks noch zu erhöhen, thut die maurische Ornamentik, welche die Flanken überzieht. Die Wände des Turms sind nur hier und da durch reizende kleine Bogenfester mit Säulchen wirklich durchbrochen, sonst aber von breiten, in Stein gemeißelten Ornamentflächen geradezu wie mit Spitzenschleiern behängt. Die Ornamentik ist nicht farbig, sondern hält sich in dem gelblichen Ton des Ganzen, aber die Formen sind, bei aller Einfachheit im Vergleich zu anderen arabischen Mustern, so graziös, daß das Auge mit innigem Vergnügen an den Mauern emporgleitet und über dem Spiel der Linienverschlingungen vollkommen die massive Schwere der Quaderfügung vergißt, die sie bekleiden. Man besteigt die Giralda nicht auf einer Treppe, sondern ähnlich wie bei dem Campanile des Markusplatzes oder bei dem Runden Turm von Kopenhagen auf einer geneigten Fläche, die hier im Innern des Turms in rechtwinkligen Absätzen emporführt; man würde auf die Giralda hinaufreiten können, denn auch die Breite des Ganges reicht dazu vollkommen aus. Ein wahres Vergnügen ist es beim Anstieg, die solide Fügung des

Mauerwerks zu beobachten; jeder Stein schließt haarscharf auf den andern, jede Kante ist noch unversehrt, die Farbe der Steine so frisch, als seien sie gestern aufeinander gelegt. Das Ganze giebt den Beweis, daß auch die Mauren gediegen bauen konnten. Im allgemeinen haben sie das nämlich nicht gethan, sondern sich vielmehr häufig mit der leichtesten Fügung ihres Gemäuers begnügt, als handele es sich immer noch darum, die beweglichen Zelte ihrer Wüste aufzuschlagen.

Oben in dem lichten, durchbrochenen Gestühl des christlichen Turmaufsatzes hängen die zahlreichen Glocken, deren eherner Mund jetzt an die Stelle des Rufers zum Gebet getreten ist. Sie alle, zweiundzwanzig an der Zahl, sind vor ihrer Aufhängung wie Personen getauft worden und tragen Heiligennamen, und wenn sie zu Festzeiten allesamt geläutet werden, muß es ein wirres, lustiges, weithallendes Tonchaos geben, ganz würdig des bunten Wirrwarrs, den dann die Bevölkerung Sevillas unten auf den Gassen und in den Kirchen so toll, wie in keiner anderen Stadt der Christenheit, aufzuführen pflegt. Ich stand zur Zeit des Nachmittagsläutens oben; nur fünf Glocken wurden gezogen, aber so ungestüm, daß die läutenden Knaben an den größeren sich übermütig, an die Seile geklammert, weit über die Brüstung hinaus in die freie Luft schwingen ließen, während die kleineren Glocken sich wie Räder rund um ihre Achse drehen mußten. Der Glockenturm trägt auf seiner höchsten Spitze die namengebende Wetterfahne in Gestalt einer weiblichen Figur, die das Labarum, die Kreuzesfahne Konstantins, hält und den Glauben bedeuten soll; obwohl gegen fünf Meter hoch, dreht sie sich doch beim leisesten Winde. Es ist oft gescherzt worden über die Idee, den Glauben als Wetterfahne darzustellen, aber angesichts der Wandlung der Giralda selber vom Minaret zum Glockenturm erscheint sie so übel nicht. Köstlich ist die

Aussicht über das Meer der Dächer, in deren Mitte unser Standort gelegen ist, und über die weiten, von Haciendas belebten Fruchtgärten, welche die Stadt umgürten. Besonders großartig wirkt unmittelbar zu unseren Füßen die gewaltige, altersgraue, vielgebuckelte Masse der Kathedrale.

Diese ist auf dem Grundriß der alten Moschee Abu Jussuf Jakubs von 1403 bis 1519 erbaut worden und gilt mit ihren sieben Schiffen und dreiundneunzig Fenstern als ein Wunder von Größe und mit ihren Kunstschätzen als vielen Museen ebenbürtig. Aber der Himmel ist diesem zu seiner Ehre emporgetürmten Riesendenkmal nicht besonders gnädig gewesen. Bereits 1507 stürzte zum ersten Male die Kuppel ein und wurde in langjähriger Arbeit wieder hergestellt. Vier Jahre vor meiner Anwesenheit, 1888, geschah das Unglück zum zweiten Male, anscheinend in noch weit größerem Maßstabe. Die vielleicht doch gar zu weit gespannten Gewölbe sind zum großen Teil niedergestürzt, andere werden nur mühsam durch rasch aufgeführte riesige Balkenkonstruktionen aufrecht erhalten. Während somit der alte Maurenturm, die Giralda, noch immer in lichter Heiterkeit glatt und fest in die Lüfte emporsteigt, liegt die Halle der hinzugebauten Christenkirche jetzt in finsterer Dämmerung da, die massigen Balkengerüste füllen ihre Schiffe aus, und auf den Fliesen lagert mächtiges Trümmerwerk.

Die Lebensader Sevillas ist der Guadalquivir, der „große Strom“ (Uadi al Kebir) der Araber, der einzige Spaniens, der Seeschiffe weit ins Innere des Landes hineinträgt. Als die Königin von Spanien in dem Festzuge, den sie im Oktober 1892 bei den Columbusfestlichkeiten durchs Land machte, von Huelva hierher gekommen war, hatte ihr auf dem mächtigen Strom ein großer Teil der internationalen Kriegsflotte, die

den dortigen Festen beigewohnt, bis nach Sevilla folgen können, und die stattlichen Panzer lagen hier, flaggenüberhäuft, an den Kaimauern mitten in der Stadt. Nie werde ich den prachtvollen Anblick jenes Abends vergessen, als ich von Huelva nach Sevilla zurückkehrte. Lange war ich durch nächtige Dunkelheit gefahren; da aber überschritt die Bahnlinie plötzlich auf einer großen Brücke den Strom, und als sei ein verhüllender Vorhang zerrissen, so öffnete sich ein glänzend schöner Blick auf den in Lichterglanz funkelnden, reichbelebten Wasserstreifen, über dem im Hintergrund, im weißen Feuerschein der festlichen Illumination schwimmend, die Massen der Stadt sich aufbauten, scheinbar in ihrer ganzen Länge durch den Strom aufgeschnitten, wie eine goldene Orange. —

Wie das einzelne Haus in Sevilla seinen Patio hat, den vornehmsten Raum, um den und in dem sich das Leben konzentriert, so besitzt auch die Stadt selber gleichsam ihren Patio in der prächtigen Plaza Nueva. Denn wie die Wände des häuslichen Patio die schönste Entwicklung der Architektur des Hauses zeigen, so ist auch dieser größte öffentliche Platz Sevillas, ein regelmäßiges, wohlproportioniertes Viereck ungefähr von der Größe unseres Dönhoffplatzes, von den stattlichsten öffentlichen und privaten Gebäuden umschlossen. Unter ihnen ist das Rathaus, die Casa de Ayuntamiento, eines der herrlichsten Bauwerke, welche die Renaissance in ganz Europa hervorgebracht hat. Sie ist ein Erzeugnis jener eigentümlichen Verbindung gotischer Elemente mit den Formen der italienischen Renaissance, die man in Spanien estilo plateresco, den „Silberschmiede-Stil“, nennt. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von einem unbekannten Meister erbaut, ist sie ein rechter Ausdruck für den materiellen Reichtum und das geistige Vermögen der damaligen Blütezeit des neuen Spaniens. Unerschöpflich ist die Fülle, wundervoll der Ge-

schmack der Reliefverzierungen, mit denen die Fassade überkleidet ist. Die Thüren und Fenster sind teils von Rundbogen, teils horizontal überdeckt, immer aber mit einer geradezu üppig reichen Umrahmung versehen, mit tempelfriesartigen Gesimsen, mit Eierstäben, korinthisch-ionischen Säulen und dergleichen. Die inneren Felder dieser Umrahmungen hat der Künstler mit der ganzen Gestaltenwelt der Renaissance-Ornamentik angefüllt, wie sie z. B. in den Loggien des Vatikans entwickelt ist. Der Charakter dieser Ornamentik unterscheidet sich durchaus von dem der arabischen. Während es hier fast durchweg abstrakte Liniengebilde sind, werden dort alle Motive aus der Natur entnommen, und zwar überall in Anlehnung an antike Vorstellungen. Da finden wir Akantusblätter, Fruchtkörbe, Urnen, Schilder, Guirlanden, Theatermasken, Vögel, Genien, die aus Blumen hervorwachsen oder auf Schwänen reiten, Amoretten, die miteinander spielen, bocksfüßige Satyrn in Kampf und Neckerei, Centauren, Flügelpferde und Porträtmedaillons, alles in launiger Verschlingung und in Beziehungen oft übermütigster Art. Und die Ausführung ist eine so zierliche, daß sie in der That aussieht, als sei sie nicht ein Werk des Baumeisters, sondern die in Edelmetall getriebene Arbeit des Gold- und Silberschmiedes.

Wie ferner der Patio des Hauses mit Blumen geziert ist, so ist dieser Platz von prächtigen Bäumen, Orangen und stattlichen Dattelpalmen, die hier im Freien wachsen, rings umsäumt; die Verbindung des modern großstädtischen Baustils der Häuser mit dem subtropischen Schmuck der Palmen wirkt höchst eigenartig. Zwei Reihen breiter Bänke von weißem Marmor umgürten unter diesen Bäumen ebenfalls den Platz; und wie im Patio abends die Ampel schimmert, so strahlt hier in der Mitte ein Konzertpavillon mit einem dichten

Kranz weißer Gasflammen, ähnlich der Beleuchtung im Krollschen Garten. In diesem Pavillon spielt abends eine Kapelle, und dann lustwandelt die Menge unter den Palmen oder schart sich in dichten Mengen auf Stühlen, die mitten auf dem Platze stehen. Bei großen Festen ist die Plaza Nueva gleichsam der Hauptprunkraum der Stadt. Ich sah sie in ihrem üppigsten Glanze an demselben Abend, an dem ich von Huelva her über den Guadalquivir in die Stadt einfuhr. Damals zog der große Columbusfestzug Sevillas rings um den Platz und am strahlend erleuchteten Ayuntamiento vorüber. Hunderttausende Einheimischer und Zugereister erfüllten in Massen die Ränder und die Mitte der Plaza; alles Volk schrie und gestikulierte mit südlicher Lebendigkeit, sodaß von den Klängen der Musik, unter der sich der Festzug dahinbewegte, nur verworrene Bruchteile an mein Ohr drangen. Hoch über den Köpfen aber sah ich auf großen Festwagen die Hauptstücke des Prunkzuges, verkleinerte Nachbildungen der Schiffe des Columbus, bräunlich glitzernd in dem Licht der Laternen und Fackeln vorüberschweben, und weißlicher Dampf zog durch die Wipfel der Palmen in den dunklen Nachthimmel empor. —

Der Festtrubel, der in jenen Tagen Sevilla beherrschte, die Menge der Fremden in seinen Gassen und die ganze Aufgeregtheit des Daseins, das alles war nun zwar bunt und lustig und gehörte recht wohl zum Bilde Sevillas, aber in mancher Hinsicht störte es doch den vornehmeren Genuß. Ich hatte das Gefühl: wohl dem, der hier einmal so recht still für sich, recht klar und ruhig einen andalusischen Frühling verleben dürfte, um die zarte Grazie, die in Sevilla alle Lebenserscheinung so merkwürdig umfließt, ungestört auf sich wirken zu lassen, um in der Kühle des zierlichen Patio beim Plätschern des Springbrunnens zu träumen, die verschwen-

derische Farbenpracht der Gärten in entzückter Stille einzusaugen und mit inniger Andacht vor allem eins zu thun, wozu volle Sammlung, zarteste Stimmungsresonanz erforderlich ist, nämlich die Werke Murillos zu studieren. Sevilla besitzt von den Schöpfungen seines großen Sohnes eine beträchtliche Anzahl, vereinigt zum Teil in der Gemäldegalerie, in der Kathedrale und in dem Hospital La Caridad.

Ganz besonders aber bedauere ich die Hast und Unruhe jener festlichen Tage, weil sie mich verhinderten, den Alkazar noch öfter zu besuchen; die Königin bewohnte ihn. Doch war auch der eine Gang, den ich bei meinem ersten Aufenthalt durch seine Räume that, so flüchtig er war, so überwältigend die Neuheit der orientalischen Herrlichkeit auf mich wirkte, und so verschwommen infolgedessen die Erinnerung daran geblieben ist, von köstlichem Genuß.

Der Name des Alkazars von Sevilla ist in der That nahezu ebenso bekannt, wie der der Alhambra von Granada. Eigentlich ist aber Alkazar gar kein Eigenname, sondern er bezeichnet überhaupt den Herrscherpalast; so hat auch Toledo seinen Alkazar, Cordoba den seinigen, und so manche andere Stadt des maurischen Spaniens.

Der Alkazar von Sevilla aber ist unter allen diesen weitaus das bedeutendste Denkmal maurischer Baukunst. Er bildet einen großen Komplex von Baulichkeiten im Süden der Stadt, mit seiner unregelmäßigen Grundfläche einen noch größeren Raum einnehmend, als die Kathedrale. Von außen gewinnt man eigentlich gar keinen Gesamteindruck. Der Alkazar von Toledo hebt sich als ein imposanter Würfel mächtig und weithin sichtbar aus der Häusermasse der Stadt empor, der von Sevilla aber durchaus nicht; er überragt kaum die anstoßenden Gebäude. Man erblickt, wenn man dicht davor steht, ein graues, düsteres, geschlossenes Mauer=

werk mit burgähnlichen Zinnen, nur eine Art Zitadelle, die ohne jede Rücksichtnahme auf eine architektonische Gesamtentwickelung gebaut ist. Diese Erscheinung ist recht charakteristisch für das ganze Verhältnis des orientalischen Herrschers zu seinem Volke. Finster und wehrhaft ist die Außenseite des Herrschersitzes: hinter jenen Mauern thront der Gewaltige, von dem Leben und Tod abhängen, das ist es, was die Menge von ihm zu wissen braucht. Ganz anders die Innenseite: die stachliche Schale birgt einen süßen Kern, eine architektonische Dichtung von berauschender, sinnlicher Pracht. Hier lebt der Gebieter in halbgöttlicher Abgeschlossenheit, in heiterem Glanz und üppigen Freuden.

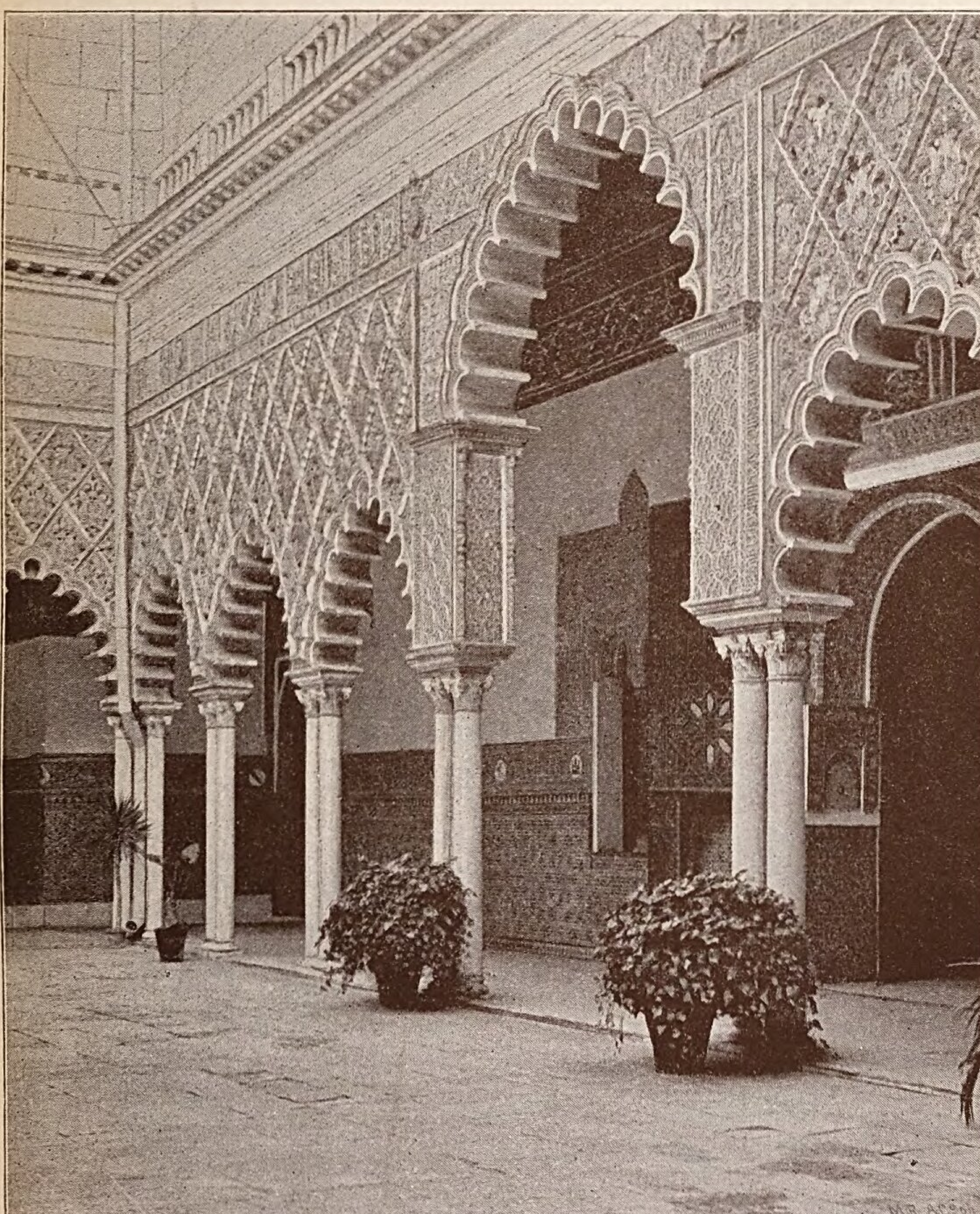
Ich ging eigentlich mit geringen Erwartungen in den Alkazar hinein, gewarnt durch die alte Erfahrung, daß man von dem Anblick der Dinge, mit denen sich die Phantasie im voraus so viel beschäftigt hat, fast immer enttäuscht ist. Und in der That, der Anblick der farblosen Ornamentik des Eingangsthors, die das Reisehandbuch schon so wunderschön gefunden sehen wollte, enttäuschte mich bereits — dann aber, als ich das Innere betreten, war ich doch in den ersten Minuten vollkommen gefangen, überwältigt, und ohne ein Wort zu sagen, nur mit staunendem Schauen, schritt ich von Saal zu Saal: das war ja wundervoll, ein Märchen aus tausend und einer Nacht! Ich habe später die Alhambra weit eingehender kennen gelernt und stelle sie unbedingt über den Alkazar von Sevilla, aber diesen unmittelbaren Eindruck hat sie mir nicht gemacht. Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß dies lediglich an der Wirkung der Farbe gelegen hat. Die Alhambra hat im Laufe der Zeit ihre Polychromie fast ganz eingebüßt; im Alkazar ist sie 1857 wiederhergestellt worden. Der höchste Kunstwert aber, den diese maurischen Bauten besitzen, die Formenschönheit ihrer Ornamentik, ist etwas viel

zu Feines, als daß es sich bei einem so flüchtigen Rundgange offenbarte; das will studiert sein. Die Farbenpracht des Alkazar dagegen, namentlich wirkend durch den Gegensatz zu seinem unscheinbaren Äußeren, ist etwas unmittelbar Überwältigendes. Wie mit herrlichen orientalischen Teppichen in leuchtenden Tinten sind die Wände dieser Hallen und Säle überzogen. Die wunderbaren Verschlingungen der farbigen Arabesken verfolgt das Auge zunächst nicht, sondern es hat nur den berauschenden Eindruck des üppigen, aber schöngestimmten Durcheinanders von blinkendem Gold, von roten und blauen, grünen und weißen Linien, Schildern, Füllungen, Blättern und Schriftzügen. Prächtig ist die Abwechslung und Abtönung der einzelnen Zimmer gegeneinander. Den Höhepunkt der Räume bildet für mich der Gesandtensaal, die größte Halle, in Rot und Gold gehalten und oben mit einem der schönsten Beispiele jener von den arabischen Baumeistern so gern angewendeten Kuppeldecken bekleidet, die als media naranja, d. h. halbe Orange, bezeichnet werden. Aus der Mitte dieser Kuppeldecke wächst noch eine zweite, höhere hervor, gebildet von dem köstlichen Stalaktitenwerk, mit dem die Araber ihren Räumen das Ansehen idealisierter Tropfsteingrotten zu verleihen wissen. Von der Pracht dieses Raumes hatte ich den Eindruck, als sei ich wirklich in einer jener Zauberhöhlen, die die Lampe Aladins in den Tiefen der Erde erschließt, und deren Wände von Gold und Diamanten, Saphiren und Rubinen gebildet sind. Wie weit dieser Eindruck einer öfteren Prüfung Stand gehalten hätte, vermag ich nicht zu sagen, ich habe ihn aber und halte ihn fest im dankbaren Gedächtnis.

Höchst geschmackvoll wirkt der Umstand, daß die beiden Lichthöfe, um die sich die Zimmer gruppieren, im Gegensatz zu den buntfarbigen Innenräumen farblos gehalten sind,

d. h. blendend weiß, von Marmor und Alabaster. Der kleinere, der Puppenhof, Patio de las Muñecas, ist ein kleines Wunder maurischer Zierlichkeit mit seinen weißen, von Hufeisenbögen getragenen und mit reizendstem Arabeskenschmuck überkleideten Galerien. Noch mehr entzückt hat mich der große Hof, der Patio de las Doncellas, d. h. Mädchenhof. Er ist mit Arkaden umgeben von einer so reizenden Grazie der Formen — über kräftigen Säulenpaaren korinthischer Ordnung wächst eine Folge stolz geschwungener Bogen empor, in sich wieder übermütig ausgekerbt zu Schnüren von in der Luft schwebenden kleineren Bogen —, so herrlich harmonisch in den Verhältnissen, daß dies Bauwerk eben als etwas Vollendetes vor einem steht, als ein großes, abgerundetes Kunstwerk, gleichsam als der ideale Patio in dieser Stadt der Patios.

Der Alkazar wirkt freilich nicht überall so harmonisch; schon deshalb nicht, weil nur einige seiner Teile wirklich noch aus der Zeit der maurischen Herrschaft stammen, während die übrigen entweder von muhammedanischen Künstlern im Auftrage christlicher Herrscher, oder sogar von christlichen Baumeistern nach arabischer Art gebaut worden sind. Die letzteren namentlich reden also hier gleichsam eine fremde Sprache, und da geht es ohne fremden Accent nicht ab. Auch schon bei flüchtiger Wanderung gewahrt das Auge allerlei Stilwidrigkeiten, die den reinen Charakter des Ganzen stören; so in dem schönen Gesandtensaal die ganz unmuhammedanischen Königsporträts in den Wänden u. a. m. Indessen ich möchte den Alkazar doch nicht anders, als er ist, denn aus diesen wechselnden Zügen seines Angesichts redet seine Geschichte. Die Erdscholle, auf der er steht, ist als Herrensitz wirklich von ältestem Adel: schon der Palast des römischen Prätors von Hispalis, in noch engerem Sinne also



Der Mädchenhof im Alcazar von Sevilla.

das „Haus des Cäsars“, stand bereits auf ihr. Im zehnten und elften Jahrhundert errichtete dann der toledanische Architekt Djalubi den maurischen Königspalast für Abderrachman Anassir Lidin Allah. Mit der Giralda ging er beim Fall Sevillas in christliche Hände über und ist nun ein besonderes Beispiel für die Weiterpflege der maurischen Kunst in christlichen Händen geworden, die einen größeren Raum in der Kunstgeschichte Spaniens einnimmt, als Fernerstehenden bekannt zu sein pflegt.

Wenn die Kunstkritik im vorigen Jahrhundert und wohl noch im Anfang des unserigen den maurischen Architekturwundern Spaniens ziemlich verständnislos gegenüberstand, so ist diese Beschränktheit doch erst eine jüngere Errungenschaft gewesen, eine Folge der unsinnigen Überspannung des christlichen Fanatismus in der Inquisitionsepoche. Vorher trat der christliche Spanier, wie ich an dem Beispiel der Giralda zeigte, mit hoher Würdigung den Schöpfungen der Maurenkunst gegenüber. Indem die maurische Bevölkerung der Städte, die nach und nach aus den Händen der Muhammedaner wieder in die Gewalt der christlichen Fürsten zurückfielen, zunächst ungestört unter der neuen Herrschaft wohnen blieb, ja mit ihrer Intelligenz und ihrem Reichtum häufig eine Hauptstütze der Machthaber bildete, traten vielfältig die maurischen Baumeister in christliche Dienste und paßten die Formen ihrer Architektur christlichen Zwecken an. So entstand ein ganz besonderer maurisch-christlicher Mischstil, den man den estilo mudejar nennt, und dem die Halbinsel eine Reihe ebenso schöner, wie eigenartiger baulicher Kunstwerke verdankt. Neben dem Alkazar ist in Sevilla selbst das wichtigste dieser Art die mit Recht berühmte Casa de Pilatos, ein von 1500—1533 durch einen spanischen Baumeister errichteter Privatpalast eines spanischen Granden, der sowohl in den schlanken Säulenarkaden seines

Patios, wie in der Ornamentik der Wände und Decken eine virtuose Beherrschung des arabischen Stils offenbart. Dabei war die Absicht des Bauherrn, der eine Reise ins heilige Land gemacht hatte, eine Nachbildung von dem Hause des Landpflegers in Jerusalem zu schaffen: man sieht, eine Renaissance-Idee, durchgeführt mit arabischen Mitteln.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts schlug Peter der Grausame von Kastilien und Leon hier in Sevilla seine Residenz auf. Pedro ist einer der schauderhaftesten Wüteriche gewesen, die auf einem Thron gesessen; Verwandtenmord und blutiges Schreckensregiment über Große und Kleine seines Reiches, wüste Thronstreitigkeiten mit seinem Halbbruder Heinrich von Trastamara, der bald mit Unterstützung von Frankreich ihn auf die südlichsten Provinzen seines Reiches beschränkte, einmal ihn sogar völlig aus dem Lande jagte, dann aber wieder vor dem mit dem englischen schwarzen Prinzen vereinigten Bruder das Feld räumen mußte, füllen sein Leben aus. Dies und der daneben hervortretende Zug von Sinnlichkeit geben seinem Charakter etwas Orientalisches, wir sehen ihn denn auch zuweilen in enger Verbindung mit den Maurenfürsten Granadas und Marokkos, von denen er kriegerische Hilfe nimmt. Einem solchen Könige mußte die Art des fürstlichen Wohnens, wie sie der maurische Palast zeigt, das Finstere, Zwingburgartige nach außen, die wollüstige Üppigkeit des Innern, wohl zusagen.

Damals wurden gerade die Märchenhallen des Königspalastes auf der Alhambra erbaut, und ihr Ruhm ging durch die Welt, und so beschloß Pedro, den Alkazar von Sevilla zu einem Seitenstück dieser Räume auszubauen. Er ließ sich von seinen ungläubigen Nachbarn in Granada arabische Baumeister kommen und erneuerte den alten Maurenpalast mit den Mitteln der seitdem erheblich fortentwickelten arabischen

Architektur in erhöhtem Glanze. Zur Herrin dieser zauberischen Hallen und Gärten machte er die schöne Maria de Padilla, seine Geliebte, deren Geist und Anmut eine solche Gewalt über seine wilde Natur besaß, daß die Leute sie einem Zaubermittel zuschrieben.

Noch höheren Glanz, als in den Tagen Pedros, sah das Maurenschloß, nachdem das Reich von Kastilien und Leon zur europäischen Großmacht herangeblüht war. Die letzte Maurendynastie war aus Granada vertrieben, die stolze Alhambra verwaist, als im Alkazar von Sevilla Karl V., der Herr der halben Welt, Vermählung feierte mit Isabella von Portugal. Karl V. war es, der den reizenden Gärten des Alkazar ihre heutige Gestalt gab. Sie sind ein allerliebstes Capriccio im Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts, die Beete alle scharfwinklig abgezirkelt, die Wege mit bunten Fliesen gepflastert, die Bäume und Blumen, Orangen, Myrten, Rosen und Lilien verschnitten und zu grünen Mauern oder geometrischen Figuren angeordnet; verborgene Spritzfontänen auf den Wegen erinnern an die Rokokogärten von Schwetzingen. Das Ganze ist nicht allzu geräumig, aber in seiner bunten, sonnigen, duftgesättigten Einsamkeit außerordentlich lieblich. Seit Karl V. hat dann der Alkazar immer wieder zur Residenz gedient; Philipp II. baute weiter an ihm, ebenso Philipp III., und Philipp V., der kränkliche, des Regierens müde Enkel Ludwigs XIV., verbrachte hier zwei Jahre in einsamer Zurückgezogenheit, beschäftigt mit religiösen Bußübungen und mit Angeln in dem Fischteich, den man heut noch im Garten des Alkazar sieht. In den achtziger Jahren wohnte die Exkönigin Isabella in dem Schlosse, dessen obere Räumlichkeiten mit modernem Komfort eingerichtet sind, während die unteren nur gelegentlich zu Festlichkeiten dienen. In diesen oberen Räumen wohnte auch zur Zeit meiner An-

wesenheit die gegenwärtige Königin-Regentin mit ihrem Sohne. Es war sehr still in dem alten Palast, und ängstliche Sorge schlug ihre grauen Fittiche um seine Mauern, denn der kleine König lag infolge der Überanstrengungen bei den Kolumbus-Feierlichkeiten von Huelva lebensgefährlich krank. So bedenklich, daß sogar — und das will in Spanien mehr als alles andere sagen — das große Stiergefecht für Sonntag abgesagt wurde.

Doch ich muß Abschied nehmen von den Schönheiten Sevillas, ich könnte sie ja doch nicht erschöpfen. Nur eine Erinnerung möchte ich noch wieder wachrufen, ehe ich scheide, eine melancholische diesmal.

Wir haben ein paar Strahlen aus der Licht- und Lebensfülle aufgefangen, die über der schönen, gegenwartfrohen Hauptstadt Andalusiens ausgebreitet ist. — Komm mit mir, nur wenige Kilometer von Sevilla, und Du stehst an einer Stätte, die einst noch stolzer und herrlicher war, als diese, nun aber ein Ort der Einsamkeit und des Todesschlummers ist. Hier, bei dem ärmlichen Dörfchen Santiponce, lag das römische Italica, eine der glänzendsten Städte der glänzenden Hispania. Dreißig bis vierzig Kilometer soll sie an Umfang gehabt haben, und blendend soll der Reichtum ihrer Bäder, Tempel und Paläste gewesen sein. Stammen doch auch aus ihr drei Herrscher auf dem Thron der Cäsaren: unter ihnen vor allen Trajan, derjenige, unter dem die Macht des Römerreichs am großartigsten und am gesundesten erscheint; dann sein beinahe ebenbürtiger Nachfolger Hadrian — man hat ja gesagt, daß die Epoche dieser Fürsten die glücklichste Zeit bedeute, die die Mittelmeerländer überhaupt erlebt haben — und endlich auch Theodosius, den man ebenfalls den Großen nennt. Die Stadt begann zu sinken, seit der Guadalquivir sich von ihr zurückzog, und mehr und mehr sog das nun günstiger gelegene

Sevilla von der Bevölkerung an sich, was die Stürme der Zeit noch übrig gelassen. Italica aber wurde die unerschöpfliche Fundstätte für die architektonischen Bedürfnisse der ganzen umliegenden Landschaft. Städte und Dörfer, Kirchen und Klöster entnahmen viele Jahrhunderte hindurch von dort ihre Marmorstufen, ihre Säulen und Simse. Wenn man über den wunderbaren Reichtum edelsten Materials erstaunt, mit dem Sevilla die Schwellen seiner Häuser, die Wände und Fußböden seiner Patios belegt hat, die zehntausende von Marmorsäulen, die seine luftigen Galerieen tragen: aus Italica sind sie hergeschleppt. Heute breitet sich an Stelle dieser Stadt eine weite Schuttschicht aus, der man von ferne kaum ansieht, daß sie einst eine Stätte menschlichen Lebens gewesen ist. Wenn Du aber unter den grauen Ölbäumen wandelst, die in losen Hainen die Schutthalden überziehen, dann stößt Dein Fuß zwischen den spärlichen Halmen überall noch an Bruchstücke künstlicher Mosaik, oder Dein Stock gräbt auch wohl eine kaiserliche Münze aus dem Boden hervor. Noch vor zwei bis dreihundert Jahren sollen prächtige Reste von Tempeln und Theatern imponierend über die Fläche emporgeragt haben, heute ist nur noch das große Amphitheater, das für 35000 Zuschauer Raum hatte, deutlich erkennbar. Bis zum Jahre 1868 war der wohlerhaltene Innenraum mit Weidengebüsch überwachsen, heute ist er freigerodet und zeigt in großer Schönheit die mächtigen Verhältnisse dieser Anlage. In den umgebenden Wänden sind jetzt die unterirdischen Gänge bloßgelegt, in denen die wilden Tiere gehalten wurden und die Gladiatoren sich versammelten. Auch die Vorrichtungen für die Verwandlung des Zirkus in einen See zur Abhaltung der Naumachie hat man gefunden, und mit Staunen schauen wir, durch diese Höhlungen wandernd, die gigantische Fügung der Quadern.

So wenig von der Herrlichkeit dieser Römerstadt erhalten ist, es ist doch die Spur des Löwen, die wir hier sehen, charakteristisch wie nur irgend eine. Ich hatte kurz vorher die Ruinen von Aquincum bei Budapest besucht, die also an der Nordostecke des alten Riesenreichs gelegen sind, und sah nun diese hier an dem äußersten, durch so weite Länderstrecken, Gebirge und Ströme getrennten Westende des Erdteils, und doch sprang mir die erstaunliche Verwandtschaft in den Formen des Geschaffenen und in dem Geiste, der es schuf, unverzüglich in die Augen. Was für ein Reich und was für eine Kultur das, die mit solcher souveränen Gewalt, mit solcher Unauslöschlichkeit allenthalben, welcher Art auch das unterworfene Land, welcher Herkunft und Bildungsstufe das Volk auch war, ihren Stempel aufdrücken konnten!

Es ist ein gewaltiger Sprung, den wir hier gethan haben, vom Alkazar nach Italica. Der Geist, der in den römischen Bauten lebt, und der, den die Araber später unweit ihrer Stelle gepflegt, sind so verschieden von einander, wie Mann und Weib. Schwer, ernst, grandios in jeder Linie ist der erste, spielend, träumerisch, sinnlich-weich der zweite; Kraft und Größe bis zur Härte ist das Wesen des einen, Grazie und süßer Rausch das des andern. Auch in der Technik des Bauens zeigt sich der Gegensatz: der Römer baute überall für die Ewigkeit; der Gedanke, daß seine Kultur ewig sei, war ihm selbstverständlich. Anders der Araber in Spanien. Auch die Schöpfer der Moschee von Cordoba, des Alkazars von Sevilla und der Alhambra rechneten schwerlich mit dem Untergang ihres Reiches, aber sie dachten überhaupt nicht in die Zukunft. Zu rasch war der Übergang von dem geschichtslosen, des Kommenden ebenso wie der Vergangenheit unbewußten Stammesleben auf den Weideflächen Arabiens zu der Stellung einer führenden Kulturnation gewesen; nach wie vor gingen die

Söhne Asiens und Afrikas in der Gegenwart mit ihren ritterlichen Kämpfen, ihrem Liebesspiel und träumerischen Wohlbehagen auf. Und wie in den Formen ihrer Bauten sich noch das teppichbehangene, mit leichten Schäften gestützte Zelt erhalten hat, so ist auch deren technische Fügung mit wenigen Ausnahmen so leichte Arbeit — Stuck, Mörtel, Holz —, daß infolgedessen unersetzliche Schätze bereits verloren gegangen sind, andere — ich denke an die Alhambra — nur wie durch eine gnädige Fügung noch erhalten zu sein scheinen.

Kapitel VII.

Die Kolumbus-Feste in Huelva.

Ich komme nun zu den berühmten Oktobertagen von Huelva, in denen Spanien die Welt zu Gaste geladen hatte, um mit ihr den vierhundertsten Jahrestag der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus zu feiern. Doch will ich hier nicht eine ausführliche Berichterstattung über die Festlichkeiten bringen, da ja eine solche dam alsin deutschen Tageszeitungen geliefert worden ist, so in der Kölnischen und vom Verfasser selbst in der Vossischen Zeitung, sondern ich möchte nur meinen subjektiven Gesamteindruck wiedergeben.*) Freilich, leicht ist das gerade nicht, denn es war eine tolle Zeit, in der Aufregung und Langeweile, Prunk und Dürftigkeit, Feinsinn und Ungeschmack, Begeisterung und bombastische Phrase wunderlich und unharmonisch gemischt waren. Da

*) Wem an einer eingehenden Schilderung dieser Centennarfeier gelegen ist, der sei darauf hingewiesen, daß das soeben erschienene Buch von Johannes Fastenrat: „Christoph Kolumbus", Leipzig 1895, eine solche enthält.

gab es Tage, wo Dein Auge im Übermaß mit dem Farbenglanz von festlichen Aufzügen, Kerzenschimmer und funkelnden Toiletten gesättigt wurde, während der Magen sich vom Morgen bis in die späte Nacht mit einem Täfelchen gräulicher Schokolade aus irgend einem kleinstädtischen Laden Huelvas behalf. Dann aber schwelgtest Du wieder an blumenbeladener und mit kostbarem Porzellan geschmückter Prunktafel und schriest „Viva!“ zu schwungvollen Reden in allen möglichen, zum Teil für jeden normalen Christenmenschen unverständlichen Zungen. Heut jagte infolge mangelhafter Disposition der Festleitung ein interessantes Ereignis in wilder Hast das andere, morgen brachte Dich dafür die entsetzliche Nichtachtung, mit welcher der Spanier das kostbarste Besitztum des Menschen, die Zeit, vorzugsweise behandelt, zu einer kaum noch „gelinden“ Verzweiflung. Bald solltest Du die feierlichen Gefühle spanischer Grandezza empfinden, wie ein Herzog im „Don Carlos“, z. B. wenn Dich der Duque de Medina-Sidonia mit eigenhändiger Unterschrift zum Ball der Reina Regente einlud, oder wenn Du inmitten eines fabelhaft illustren Schwarms von Uniformen, Kammerherrenröcken und akademischen Palmenfräcken in der Défiliercour vor der Königlichen Majestät von Spanien Deine Verbeugung machtest — im Angesicht des lockigen, sechsjährigen Kinderköpfchens, das Dir hoheitvoll vom Thronsessel herab sich zuneigte, gelang Dir der Ernst allerdings nicht recht. Bald saßest Du wieder mit guten deutschen Freunden in vaterländischer Gemütlichkeit bei einem trinkhaften Tropfen und schämtest Dich der schlimmsten Kalauer nicht.

Ja, sie war unharmonisch, diese Zeit, und manches Scheltwort, das damals laut wurde, entbehrte seines Grundes nicht ganz. Aber eine gütige Gottheit hat ja dem Menschen als eins der goldigsten Geschenke die Eigenschaft in die Wiege

gelegt, daß er das Schlimme rascher vergißt, als das Gute. Und daß von diesem Guten ein reiches Maß vorhanden gewesen, daß ich dem Schicksal, welches mich diese Tage erleben ließ, von Herzen dankbar sein darf, wird wohl aus dem Folgenden deutlich werden.

Die Kolumbusfeier, die während der Sommer- und Herbstmonate des Centennarjahres 1892 durch ganz Spanien ging, hier in Huelva aber ihren offiziellen Höhepunkt erreichte, darf in der That als etwas Ungewöhnliches bezeichnet werden. Es war eine großartige, romanisch leidenschaftliche Begeisterung, die das Land vom Palast bis zur Hütte, von der Hauptstadt bis in die entlegensten Winkel durchzitterte. Nie hat sich ja eine einzelne That in der Weltgeschichte für die Entwickelung der Menschheit so folgenreich erwiesen, wie die Fahrt des Kolumbus, aber ich glaube, daß auch noch kein Jahrhunderte alter Volksheros mit so allgemeiner Volksbeteiligung gefeiert worden ist, wie er. Es giebt freilich auch keine Nation, in welcher der Stolz auf eine glorreiche Vergangenheit so tief alle Schichten durchdringt, wie die spanische. Fast lag in der ungewöhnlich rauschenden Feier des Jahres eine Art absichtlicher Berauschung: seit langer Zeit aus der Vorderreihe der europäischen Völker verdrängt, genoß das spanische Volk mit um so größerer Inbrunst die Tage die ganz Europa daran erinnerten, daß spanische Kühnheit und Thatkraft die neue Epoche der Weltgeschichte heraufgeführt hat, und daß für Spanien damals eine Zeit begann, in der die Sonne innerhalb der Grenzen seiner Macht nicht unterging. Und gerade der Umstand, daß das Anstoß gebende Genie jener Tage — jedenfalls hatte Kolumbus zum mindesten das Genie der Begeisterung — eigentlich gar kein Spanier, sondern ein Italiener war, spornte das Volk sichtlich zu einer

Art eifersüchtiger Kraftanstrengung, um die Feier der übrigen Nationen, insbesondere die Italiens, zu überbieten und damit Kolumbus als eigen, als Bürger seines zweiten Vaterlandes, vor aller Welt in Anspruch zu nehmen.

Laßt mich zuerst die Landschaft aufrollen, den Hintergrund des Gemäldes, auf dem sich der Festtrubel abspielte.

Die spanische Regierung wählte das an der Vereinigung der Ströme Rio Tinto und Rio Odiel und ihrem Ausfluß in den Ocean gelegene Städtchen Huelva als Festort, weil diese Gegend durch Erinnerungen an Kolumbus besonders geheiligt ist. Unweit hiervon liegt Palos, der Hafenort, aus dem am 3. August 1492 der Entdecker mit seinen Genossen, den Pinzonen, aussegelte, sowie, eine halbe Stunde von Palos das vielberühmte Kloster Santa Maria de la Rábida, in welchem für den begeisterten, aber mit seinen Plänen allenthalben verspotteten Genuesen die entscheidende Schicksalswendung eintrat. An seinen Hoffnungen auf Spanien verzweifelnd und im Begriff, auch diesem Lande, wie schon Italien und Portugal, den Rücken zu kehren, sucht er mit seinem Knaben müde in dem einsamen Kloster Herberge für die Nacht und findet hier in dem Prior Juan Perez de Marchena einen verständnisvollen Bewunderer, der auch zugleich, als Beichtvater der Königin Isabella, es durchsetzt, daß Kolumbus den Majestäten vorgestellt wird und vor ihnen seine Gedanken entwickeln darf. Bei diesem Kloster sollte nun am 12. Oktober, dem Jahrestage, an welchem Kolumbus auf Guanahani landete, sein Denkmal enthüllt werden. Palos selbst ist heute leider völlig heruntergekommen, ein Dorf, in dessen infolge der Anschwemmungen des Rio Tinto versandeten Hafen kaum noch Ruderbote landen können. Der einzige brauchbare Ort für das Fest war daher das etwa zehn Kilometer von diesen Stätten entfernte Huelva. Freilich auch dieses ist nur ein

Städtchen von 20000 Einwohnern und noch dazu in einem recht schwierig zu erreichenden Winkel Spaniens gelegen; indessen an Ort und Stelle erschien die Wahl doch nicht so unglücklich, wie man anfangs kopfschüttelnd gedacht hatte. Es machte doch für die Stimmung etwas aus, Kolumbus angesichts dieser historischen Stätten zu feiern; und gerade daß Huelva außer jenen Festlichkeiten und dem, was damit zusammenhing, keinerlei anderweitige Anregungen bot, konzentrierte das Interesse und steigerte es dadurch auch. Wer jemals eine Wagnerwoche in Bayreuth erlebt hat, wird dies verstehen. —

Die Fahrt von Sevilla durch das herbstlich öde Schuttland des westlichen Andalusien mit seinen flachwelligen, unordentlich abgeernteten Ackerflächen und den staubgrünen Ölbaumpflanzungen war heiß und eintönig. Schon lange vor Huelva aber überraschte der erste Gruß des Meeres: links neben der Bahn erschienen die Spuren einer gewaltigen Überschwemmung auf einer weiten, mit struppigem, dunkelfarbigen Gras und Gebüsch überzogenen Ödfläche, die von verschlungenen Furchen zu tausenden von Inselchen zerschnitten war; ein merkwürdiger, intensiv braunroter Schlamm erfüllte diese Kanäle und überzog die Gebüschränder. Das war das Flutgebiet des Meeres an der Rio Tinto-Mündung. Viele Kilometer weit steigt die Flut in dem breiten und flachen, zwischen höheren, unsern Diluvialplatten ähnlichen Erdstufen eingesenkten Thal dieses Flusses hinauf, und die zurückgestauten Wasser des Rio Tinto, des „gefärbten Flusses“, der die in den Kupferminen der Sierra Morena erhaltene Farbe bis zur Mündung beibehält, durchtränken den Schlamm mit ihrem Rotbraun. Angekommen in Huelva that sich uns dann ein Bild von unleugbarer Größe auf. Der Mündungstrichter des Rio Tinto und des Rio Odiel ist eine meeresbuchtartige Erweiterung, in der sich die vereinigten und vom Rio Tinto

kaffeebraun gefärbten Wellen unter dem wechselnden Einfluß von Ebbe und Flut mit großer Gewalt zwischen den breiten Ufern dahinwälzen. Rechts schiebt sich ein ganz flaches, mit Sumpf- und Strandvegetation überdecktes Schwemmland zwischen Fluß und Meer, über dessen äußerste Zunge hinweg der Blick in die unendliche graue Ferne des Oceans schweift; eine weiße, bewegliche Brandungslinie bezeichnet die Lage der großen Barre, die vor der Mündung liegt und nur mittleren Schiffen den Eintritt erlaubt. Links fallen die lehmartigen Höhenplatten, von denen ich sprach, mit einem gelblich gefärbten Steilhang zum Wasser ab. Oben streckenweis mit Pinienwäldern gekrönt, sehen sie, namentlich im Gold der Abendsonne, sehr hübsch aus. Kräftiger Seewind streicht über die Wellen herüber, und das Ganze hat Charakter, den eigenartigen Reiz eines echten Vermittelungsgebietes zwischen Kontinent und Ocean, und ist der historischen Rolle nicht unwürdig, die es gespielt hat. An die steilen Hügelabfälle schmiegt sich im Vordergrunde Huelva und bildet mit seinen weißen Häusermassen einen reizvollen Kontrast zu den gelben Erdwänden und dem dunklen Wasser. Die Stadt rühmt sich zwar, vielleicht die älteste in ganz Spanien zu sein und unter dem Namen Onoba schon vor Gründung von Cadiz als Stapelplatz der Phönizier für die Bergwerksschätze der Sierra Morena gedient zu haben — ihr stolzer Wappenspruch ist: Portus maris et terrae custodia —, allein sie erscheint heut als ein ganz junger, soeben rasch aufblühender Ort. Und sie hat auch in der That erst in den allerletzten Jahren ihre Einwohnerzahl verdoppelt, unter dem Einfluß des Aufschwungs, den der Minenbetrieb in der Nachbarschaft seit zwei bis drei Jahrzehnten genommen hat. Noch machen die nüchternen Straßen mit den niedrigen, weißgetünchten Häuschen einen recht unansehnlichen Eindruck, doch die Hafenanlagen am Rio

Odiel sind bereits großartig. Besonders imponierend wirkt die gewaltige, in großem Bogen weit in den Strom hinauslaufende Eisenbahnbrücke, die den mit Erzen aus den Rio Tinto-Minen herabkommenden Bahnzügen gestattet, ihren Inhalt unmittelbar in die Seeschiffe zu schütten. Dem Einfluß dieses Bergwerkbetriebs verdankt auch die seltsame Erscheinung ihren Ursprung, daß diese winzige und entlegene Stadt eines der glänzendsten Hotels in ganz Europa aufzuweisen hatte, das Hotel Colon, dessen Festräume den Mittelpunkt der Kolumbusfeier und der Verhandlungen des damit verbundenen Amerikanisten-Kongresses abgaben und sie überhaupt erst ermöglichten. Das Hotel war als eine großartige Spekulation auf die Zukunft entstanden, berechnet einmal für die Minenkönige von Tharsis und Rio Tinto und dann für die Gäste eines Weltbades, das man hier in dem oceanischen Klima Huelvas einzurichten hoffte. Die Gebäudegruppe des Hotels war in wundervolle Gartenanlagen mit wahren Palmendickichten gebettet. Eine breite Marmortreppe führte zu dem Vestibül des Vordergebäudes empor. Durch dieses trat man in einen großen Innengarten mit wunderschönen Bosketts, Ruhebänken, Springbrunnen, Beleuchtungskörpern u. a. m., der auf drei Seiten von den eleganten Wohngebäuden umschlossen war. Auf der vierten führte eine neue Terrasse hinauf zu den großartigen Festsälen. Ich schildere das alles im Präteritum, weil die Spekulation mit diesem Hotel doch zu kühn gewesen ist. Die Bewirtung der Kolumbusgäste war seine letzte Leistung: gleich nach dem Feste ist es geschlossen worden.

Stromabwärts schimmert in der Ferne auf der Höhe der Uferkante die helle Gebäudegruppe des Klosters La Rábida, und links unweit daneben die kleine weißliche Häusermasse von Palos, ebenfalls oben auf der Hügelkante, wo diese gegen

das verschlammte Thal des Rio Tinto abfällt. Der kleine Klosterbau, den die Stürme der See und die Vernachlässigung der Menschen schon halb zerstört hatten, ist für die Kolumbusfeier wieder ausgebaut worden. Er hat nichts Imponierendes, einige niedrige, gelbliche Gebäude mit geraden oder Rundbogen-Fenstern scharen sich unregelmäßig zu einem Häufchen zusammen, das von zwei unbedeutenden Glockenstühlen überragt wird; bescheidene Galerieen schließen sich um den stillen, mit Gras bewachsenen Patio; die Innenräume sind klein und zeigen nichts von der üppigen Pracht, mit denen die Klöster des katholischsten Landes der Welt sonst so überreich ausgestattet sind, aber es ist doch eine Erdstelle, die man liebgewinnen kann. Die Lage dieses ehemaligen Zufluchtsortes für müde Seelen, so köstlich einsam auf freier, sonniger Höhe über Strom und Weltmeer, ist entschieden schön.

Dies also ist die Schaubühne, die sich nun in jener Oktoberwoche mit buntester Wandeldekoration erfüllte.

Reiches Leben trug in erster Linie der mächtige Strom. Zu den zahlreichen Handelsschiffen, die den Hafen Huelvas auch sonst erfüllen, vor allem den Schiffen für den Erztransport, kamen nun Passagierdampfer, Kanonenbote und Lustfahrzeuge aller Art. Auch recht seltsame Gäste waren darunter. Da schwammen z. B. die Nachbildungen der drei Karavelen, mit denen einst Kolumbus seine Fahrt angetreten, so gut man sie nach zeitgenössischen Schilderungen und Bildwerken rekonstruieren konnte, auf den Werften von La Carraca in natürlicher Größe erbaut: die Santa Maria, die Pinta und die Niña. Die Santa Maria, das Admiralsschiff des Kolumbus, war das größte und erwies sich als ein zwar kleines, aber doch recht schmuckes Schiff mit drei Masten, dem man eine solche Fahrt recht wohl zutrauen konnte. Das Charakteristische an ihm war die verhältnismäßige Höhe im Vergleich zur Länge ($10\frac{1}{2}$ zu

39 Metern); zwei mehrstöckige Deckbauten stiegen vorn und hinten empor, sehr hübsch verziert mit gotisch gehaltener Holzschnitzerei und bunten Wappen; das Hinterdeck trug über dem Steuer ein Gemälde der Madonna, der stella maris. An Bord war es mit kleinen Kanonen altertümlicher Form ausgerüstet, und von den sehr niedrigen Innenräumen hatte man den bequemsten so auszustatten versucht, wie ihn Kolumbus möglicherweise gehabt haben mag, mit altertümlichem Kompaß, Astrolabium, Jakobsstab u. a. m., auch die rote Decke auf dem Bett war vorhanden, von der, wenn ich nicht irre, Las Casas erzählt. Die Bemannung des Schiffes betrug 62 Mann und sie dirigierte ihr Fahrzeug hier auf dem Rio Odiel mit großer Gewandtheit. Die Pinta war dem Admiralsschiff im kleinen ganz ähnlich, die Niña dagegen besaß kein Vorderdeck. Diese beiden sahen recht unsicher aus, und daß die Einwohner von Palos es mit diesen Schifflein gewagt haben, dem Führer auf seiner mysteriösen Fahrt ins Unbekannte zu folgen, darf man billig bestaunen.

Aber wie? was treibt denn dort auf den Wellen für ein seltsamer schwarzer Kasten, wie ein flottgemachter Sarg, dem man ein kleines dreieckiges Segel aufgesetzt hat? — Das ist das stolze Meerschiff des Kapitäns Andrews, des wunderlichen Heiligen, der in dieser winzigen, etwa vier Meter langen, mit schwarzgeteertem Segeltuch überkleideten Kiste von Amerika über den Ocean zum Feste herübergeschwommen ist. Die Bevölkerung von Huelva hat ihn, als er ankam, im Triumph auf ihren Schultern durch die Straßen getragen. Aber auch den blasiertesten fin de siècle-Menschen muß seine Persönlichkeit belehren, daß es doch noch Leute giebt, die ihr Leben für ideale Zwecke in die Schanze schlagen. Denn, wie er sagt, unternahm er diese Fahrt erstens, um zu erweisen, was menschliche Kraft unter dem Beistand Gottes über die Ele-



Die Caravele Santa Maria bei Huelva.

mente vermag, zweitens aber führte er am Steuer zugleich auf großer schwarzer Flagge den Namen der berühmten amerikanischen Seife Sapolio, um durch seine Reise auch die alte Welt auf dies unübertreffliche Erzeugnis aufmerksam zu machen.

Die größte Steigerung erreichte das Leben auf dem Strom, seit am zehnten Oktober die Königin-Regentin mit dem König und ihrem festlichen Geschwader von Cadiz her in die Bucht eingelaufen war. Auf dem Salondampfer Pielago, umgeben von liebenswürdigen Damen, und was nicht zu verachten, mit einer kalten Kollation vortrefflich bewirtet, fuhren wir Kongressisten mit einem Schwarm anderer Dampfer und kleinerer Bote dem Festzuge entgegen bis in die Nähe der schäumenden Barre. Am fernsten Meereshorizont manövrierte, wie Schatten hin- und herziehend, eine Flotte von 25—30 Kriegsschiffen: das internationale Geschwader, das nach der Flottendemonstration von Cadiz der Königin bis hierher gefolgt war. Gegen halb drei nachmittags verschwand in der Hochflut die gefährliche Brandung, und nun näherte sich, majestätisch emporwachsend, die Gruppe von Schiffen, die wegen ihres geringeren Tiefgangs die Einfahrt wagen konnte. Es war ein stolzer Anblick, als die stattlichen Panzer in lustigem Wimpelschmuck, die Verdecks voll blitzender Uniformen, elegant Kiellinie haltend an uns vorüberrauschten, während von dem Dampfer neben uns, auf dem Canovas de Castillo und das gesamte diplomatische Korps versammelt war, die Klänge des spanischen Königsmarsches herüberschallten. Voran zog der „Conte Venádito“, auf dem die Majestäten sich befanden; sieben spanische, zwei französische, je ein italienisches, mexikanisches und englisches Schiff folgten. Wunderhübsch sah nunmehr beim Rückblick gegen Huelva zu der Strom aus: bunte Wimpel flatterten an allen Rahen und über den fernen Häusern von Huelva, vor denen nun die Königin unter Geschützdonner und Pulverdampf vor Anker

ging. Seitdem herrschte Tag für Tag ein wahres Gewimmel auf den Wellen. Die grauen und weißen Kriegsungetüme, vielfach von verwunderlichster Gestalt, machten allerlei Evolutionen und erfüllten bei allen möglichen Gelegenheiten die Atmosphäre mit Geknall und Dampf; die Angehörigen der verschiedenen Nationen besuchten ihre Schiffe — leider war ja ein deutsches nicht dabei — und die Mannschaften dieser sich untereinander und die Stadt.

Am Abend des Einzugstages war Stadt und Hafen festlich beleuchtet, und dieses nächtliche Bild möchte ich wohl als das eigenartigste bezeichnen, was wir in jenen Tagen sahen. Der Spanier entwickelt bei solcher Gelegenheit einen ausgezeichneten Geschmack. Hier werden nicht nur die Fenster von innen illuminiert, sondern die ganzen Außenfronten der Häuser, und zwar vornehmlich mit kleinen dreiseitigen Lämpchen aus buntem Glas. Diese bilden die architektonischen Formen der Häuser nach oder begleiten als fortlaufende Festons die Straßen und sind meist mit einem geradezu künstlerischen Feingefühl angeordnet. Aus der Ferne und in größeren Flächen gesehen wirken sie wie bunte Stickerei, oder noch besser, wie der edelsteinartige Farbenzauber alter gotischer Kirchenfenster. Zuweilen sah man auch eine ganze Hausfront mit hellleuchtenden Papierballons überdeckt. Alles aber übertraf das Bild des Hafens. Im Hintergrunde lag die Menge der mächtigen Schiffe, bis zu den Mastspitzen mit Lampions bezogen. Eines davon hatte seinen ganzen Rumpf mit rosa- und orangefarbenen Ballons bekleidet, sodaß es wie ein phantastisches Blumenschiff auf dem schwarzen, spiegelnden Wasser schwamm. In wunderbarer Pracht erglänzte die Eisenbahnbrücke der Rio Tinto-Gesellschaft; sie war in ihrer ganzen Ausdehnung mit tausenden farbiger Ballons und Lämpchen behängt, so daß alle Glieder des Gerüstwerks in

lichten Linien sichtbar wurden. Am Ufer flammten Raketen, Leuchtkugeln, Girandolen, Sonnen, Mühlen u. s. w. in ununterbrochener Folge auf. Und über all das breitete sich der durchsichtige Sternhimmel eines weichen andalusischen Abends, und dazwischen schob sich unter den Klängen lustiger Musik die festliche Menge, nicht nur in steifem Starren, wie bei uns, sondern lachend, plaudernd, schäkernd, hier auf freiem Platz sich lagernd, dort in fröhlichen Gruppen auf Bänken und Geländern versammelt, alles auf der Straße so ungezwungen, wie wir nur zu Hause oder im Salon.

Auch das kleine Kloster über dem Strom hatte seine Ehrentage. Bereits am 7. Oktober war in seinem Patio die erste Sitzung des Amerikanisten-Kongresses durch den Ministerpräsidenten Canovas eröffnet worden; die Ortsbehörden von Huelva hatten danach auf den Höhen von La Rábida unter freiem Himmel ein recht opulentes Frühstück gereicht, und dann war die ganze Gesellschaft mittels bereitstehender Wagen oder Boote im prächtigen Sonnenschein und in heiterster Laune nach dem nahen Palos gefahren. Das dürftige Örtchen, im wesentlichen eigentlich nur aus einer langen Haupt- und einer kurzen Querstraße bestehend, war doch recht freundlich geputzt; die Wege hatte man gesäubert, die Häuser frisch getüncht, und die alte Kirche, in der einst Kolumbus vor seiner Abfahrt die Gnade der heiligen Jungfrau angefleht, von dem Schutt, in den sie tief versunken war, gereinigt.

Einer hübschen kleinen Episode erinnere ich mich hier mit besonderem Vergnügen. Eines der stattlicheren unter den Häusern von Palos gehörte dem Alkalden — dem Dorfschulzen, möchte man in diesem Falle übersetzen — von Palos, Manuel Prieto. Dieser Mann ist ein direkter Nachkomme jenes Diego Prieto, der vor vierhundert Jahren auch

Alkalde des Seestädtchens war und unter seinem Dache den wunderlichen Fremden, der so viele Söhne der Stadt zu abenteuerlicher Westfahrt hinausführen wollte, eine Zeit lang beherbergt hat. Nun hatte der Präsident Lucien Adam aus Rennes, mit dem ich bekannt geworden, von seiner Vaterstadt St. Malo den Auftrag bekommen, einen Gruß und Glückwunsch dieser Stadt an die Bürgerschaft von Palos zu überbringen. In kleiner Gesellschaft begaben wir uns zum Alkalden, dessen Wohnung auch im Innern den Eindruck eines wohlhabenderen Bauernhauses machte. In demselben Zimmer, wo Kolumbus einst geweilt, wurden wir von dem Hausvater, einem untersetzten, rundlichen Manne mit intelligentem Bauerngesicht und den üblichen blaurasierten Backen des Spaniers aus dem Volke, sowie von seinen in schwarze Festgewänder gekleideten und mit Blumen im Haar geschmückten weiblichen Verwandten empfangen, von denen eine, ich glaube die Tochter, recht hübsch war. Zu dem bedeutungsvollen Vorgang hatte sich auch ein uraltes Männchen, ärmlich gekleidet, mit zahnlosem Mund und nickendem Kopfe, eingefunden, der uns als der letzte Sproß des Pinzonen-Geschlechts, der kühnen Helfer des Kolumbus, vorgestellt wurde. Hier hielt Adam, eine ehrwürdige Erscheinung mit weißem Bart, seine Ansprache, in der er den Respekt der seemännischen Bevölkerung von St. Malo vor derjenigen von Palos ausdrückte, daran erinnerte, daß auch Bürger von St. Malo sich einen Ehrenplatz in der Entdeckungsgeschichte Amerikas erobert hätten, wie Jacques Cartier, der Entdecker von Kanada, und endlich den Gruß „des Alkalden“ von St. Malo an den von Palos übermittelte. Wir standen in feierlicher Würde herum, und der Alkalde auch, obwohl er natürlich kein Französisch verstand. Herr Prosper M. aber, der gewandte und humorvolle Korrespondent der Kölnischen Zeitung, der, wenn er wollte über,

eine geradezu spanische Grandezza verfügen konnte, verdolmetschte die Ansprache in tönendstes Kastilianisch. Es war sehr nett zu sehen, mit wieviel natürlicher Haltung der wackere Alkalde, der doch augenscheinlich weder von St. Malo noch von Kanada eine klare Vorstellung hatte, diese Huldigung entgegennahm. Die Frauen schauten mit leuchtenden Augen auf ihr Familienhaupt und bewirteten uns dann hübschen Anstandes mit süßem, zuckerbestreuten Gebäck und den landesüblichen buntfarbigen Likören. Mit fröhlichem Dank verabschiedeten wir uns nach einer halben Stunde; der alte Mann war hierbei entsetzlich gerührt und sank in Thränen schwimmend uns immer wieder der Reihe nach an die Brust. — Mein Gott, es ist doch für einen Berliner immerhin ein Erlebnis, im Zimmer des Kolumbus in Palos am Tische des Prieto Likör zu trinken, höchst wahrscheinlich dieselben Sorten, wie einst der Entdecker, und dabei einen Nachkommen der Pinzonen in die Arme zu schließen!

Der offizielle Gipfel- und Schlußpunkt des Festes war die Enthüllung des Kolumbusdenkmals bei La Rábida. Wieder einmal, heute in leichtem Segelboot, legten wir die vertraute Stromstraße nach dem Kloster zurück; mit uns eine gewaltige Schiffsprozession. Täglich hatten wir den Blick auf das sonnenbeglänzte Getümmel auf den braunen Wellen bewundert, aber heute war er schöner als je. Die mächtigen Panzerschiffe hatten sich von oben bis unten in reichsten Flaggenschmuck gekleidet, und alles, was rudern, segeln und dampfen konnte, drängte sich an dem Fuß der Uferhöhen von La Rábida zusammen, die Kolumbus-Caravelen und der „Sapolio“ munter dazwischen. Das lärmende Gewühl an dem dort improvisierten Landungsquai spottete jeder Beschreibung: es war einfach lebensgefährlich, aber von prächtiger Lust. Die Gehänge rings um das Kloster erschienen schwarz von Menschen,

welche die Königin erwarteten, während wir Kongressisten auf bereitgestellten Wagen den Hügel hinanrollten. Gegen Mittag verkündete mächtiger Kanonendonner von den Schiffen die Landung der Königin, in reichbespannter Karrosse fuhr sie hinauf zum Kloster, wo ein Tedeum — das übrigens musikalisch gänzlich mißglückte — die Feier begann. Dann begab sie sich auf die mit Gobelins höchst geschmackvoll behängte Tribüne gegenüber dem Denkmal, auf der auch die Diplomatie, die Behörden und wir Amerikanisten Platz fanden. Und nun folgte eine vom Bischof von Lugo geleitete Feier, deren Einzelheiten ich vergessen habe; nur das leuchtende Bild der glänzenden Versammlung, in unzähligen Farben blitzend, in jenen brennenden Farben des hellen Mittags: die Tausende buntgekleideter, festlich erregter Menschen, in dem lichten Sonnenschein über den Denkmalshügel verbreitet, zur Linken die ehrwürdigen Mauern des welthistorischen Klosters und unten der weite, silbern funkelnde, schiffübersäte Wasserspiegel, ist mir unauslöschlich ins Gedächtnis gegraben. Das wäre ein Vorwurf für die sonnige Kunst Pradillas gewesen!

Das Denkmal besteht aus einem flachen Treppenunterbau und einer schlanken, 70 Meter hohen Säule, die auf ihrer Spitze einen Globus trägt mit der Inschrift: Isabella la Catholica und Christobal Colon und das Zeichen des Kreuzes darüber. Ästhetisch läßt es zu wünschen übrig, aber seine Lage ist schön; weithin sichtbar schaut es über das Weltmeer, über das von diesem Hügel aus einst der visionäre Blick des großen Genuesen hinausglitt, dem Wege der sinkenden Sonne nach.

Von unserm Leben in der Stadt will ich nur wenig sagen: festliche Aufzüge in den Straßen, Konzert in den magisch erleuchteten Gärten des Hotel Colon, Bälle, Diners und Kongreßsitzungen wechselten sich ab. Wenngleich die Leitung des Festes ohne Zweifel äußerst mangelhaft war und eigentlich in der Regel



Kloster Santa Maria de la Rábida.

— Die gärtnerischen Anlagen waren für die Centennarfeier geschaffen. —

niemand wußte, was und wo etwas sich ereignete, so muß man doch die glänzende Liberalität der Regierung gegenüber den auswärtigen Gästen dankbar anerkennen. Oft sahen wir die Königin und immer freuten wir uns ihrer Erscheinung; sie ist nicht eigentlich hübsch, aber sie hatte in ihrer ruhigen und freundlichen Art, sich zu bewegen und zu sprechen — als österreichische Prinzessin spricht sie Deutsch als Muttersprache — etwas ungemein Gewinnendes. Der kleine König war ein sehr zarter, blasser Knabe, der bei seiner feierlichen Rolle öfters recht bedauernswert erschien; in den Gängen von La Rábida habe ich ihn aber auch seelenvergnügt mit seinen beiden nur wenig älteren Schwestern Haschen spielen sehen.

Über die wissenschaftliche Thätigkeit des Amerikanisten-Kongresses heißt mich nicht reden, heißt mich schweigen: romanische Phrase, Zerfahrenheit und Langeweile feierten Orgien. Zu den Lichtblicken zähle ich den Moment, wo der kleine, bewegliche Professor Oppert aus Paris infolge des schreckenvollen Vortrags einer ältlichen Dame über den Namen Amerika, den sie mit einem ebenso ungeheuren, wie unverdauten etymologischen Apparat wieder einmal von irgend einem indianischen Worte statt von Amerigo Vespucci herleiten wollte, wütend von seinem Sessel emporsprang und ausrief, nun werde er nachweisen, daß der alte Tubal aus dem ersten Buch Mosis die Stadt Tobolsk in Sibirien gegründet habe. S. M. König Alfons XIII. waren allerdings, wie uns der Ministerpräsident in unserer Schlußsitzung mitteilte, wohl befriedigt von den wissenschaftlichen Resultaten der Versammlung.

Zum Schluß noch die eine Bemerkung, daß das Reizvollste bei diesem Kongreß, wie bei all den andern, an denen unsere Zeit so reich wie keine frühere ist, sich eigentlich garnicht schildern läßt: das ist der vertrauliche Verkehr mit liebenswürdigen und bedeutenden Menschen. Von ihnen hatte sich wahrlich

eine überreiche Zahl hier zusammengefunden und schloß sich, in dem kleinen Städtchen auf einander angewiesen, enger aneinander, als es sonst wohl der Fall ist. Gern würde ich die Namen derer nennen, mit denen ich am vertrautesten diese Tage verlebte, doch sie werden den Gruß, den ich ihnen hierdurch sende, auch so verstehen.

Warmen Gruß und Dank endlich auch dem lieben deutschen Hause in Huelva, dessen herzliche Gastlichkeit uns hier an Europas äußerstem Meere und mitten in dem südlich verwirrenden Festtrubel ein Stück Heimat bereitete, unvergeßliche Stunden voll fröhlichen Lachens und guter Reden und voll des süßen Zaubers unserer deutschen Musik.

Kapitel VIII.

Die Kupferminen von Rio Tinto.

In dem Festzuge der Kolumbusfeier, der am 11. Oktober über die Plaza de la Merced in Huelva zog und der Königin die Landeserzeugnisse der Provinz in allegorischen Gruppen vorführte, ragte unter diesen eine durch ebenso großartigen Entwurf wie sinnvolle Erfindung hervor. Auf einem von prächtigen Stieren gezogenen Wagen war ein Felsen bläulichen Kupfererzes dargestellt, umgeben von allerlei mechanischen und chemischen Gerätschaften des Minenbetriebes, und über ihm erhob sich die riesige Figur des Pluto, der die Schale der Erdkugel aufreißt. Die Gruppe stellte den Bergbau der Provinz Huelva dar und damit denjenigen Produktionszweig, der dieses entlegene Stück unseres Erdteils bereits in graueſter Zeit berühmt gemacht und auch heut wieder mehr als alles andere zu dem modernen Aufschwung desselben gethan, ja man kann sagen, die Aufmerksamkeit ganz Europas hierher gelenkt hat.

Zu den Zeiten, als die Blicke des alten Griechenvolkes

nach Westen noch nicht über das Adriatische Meer hinausreichten, als die Gesänge seiner Rhapsoden noch die rätselhafte Ferne mit schwimmenden Götterinseln, singenden Zauberfrauen, Meerscheusalen und einäugigen Riesen erfüllten und am äußersten Westrand der Erdscheibe, an des Okeanos Gestaden, die schaurigen Klüfte des Totenreichs schilderten, da fuhr der phönizische Kaufmann schon Jahrhunderte lang durch die Säulen des Melkart zu seinen Pflanzstätten an der Küste von „Tharschisch". Er wußte besser, welcher Art das unterirdische Reich mit düsteren Gängen und Klüften war, das hier lag: Menschenhand selber hatte die Schächte gewühlt und entriß dort mit kecker Hand der Unterwelt unermeßlichen Reichtum. Die Sierra Morena, der Gebirgsrand der innerspanischen Hochländer gegen die Tieflandsbucht des Guadalquivir, ist in ihrer ganzen Erstreckung ein Fundgebiet wertvoller Mineralien. Im Westen liegen die Bleigruben von Linares, bei Almadén die berühmten Quecksilberwerke Rothschilds, Kohlenflötze bei Belmez; weitaus am ergiebigsten aber ist das westlichste Stück der Sierra, das den Norden der Provinz Huelva erfüllt. Krystallinische Schiefer archaischer Bildung und ältere Sedimentgesteine setzen hier das Gebirge zusammen; von den Pressungen der Erdrinde in der langen geologischen Vergangenheit sind sie gewaltsam emporgefaltet und zerborsten, durch die Spalten sind dann glutflüssige Massen aus dem Erdinnern, Porphyre und Diabase, emporgedrungen, und wo ihr heißer Strom die Umgebung berührte, da findet heute der Mensch seine Fülle kostbarer Erze: Mangan, Eisen, Blei, Antimon und vor allem Kupfer. Der Reichtum der Provinz Huelva an kupferhaltigen Schwefelkiesen ist ohne Beispiel in Europa.

Den Phöniziern, deren Hauptkupfergrube insbesondere den Namen Tharschisch trug, folgten die verwandten Karthager,

und diesen die Römer. Die letzteren namentlich entwickelten eine bedeutende Thätigkeit, sie verbesserten die Zugänge vom Meere, schützten sie durch Kastelle und dehnten den Betrieb gewaltig aus. Noch heute unterscheidet man an Ort und Stelle sehr deutlich die Schlackenhalden der Phönizier und Karthager und die weit umfangreicheren der Römer. Man hat die Schächte der letzteren wieder aufgedeckt, ihre Gerätschaften gefunden, ja sogar zum Teil wohlerhalten, die hölzernen Schöpftretmühlen im Innern der Erde, mit denen man das Grubenwasser bezwang. Auch Ketten, Halsringe und Fußeisen werden häufig aufgegraben, denn Sklaven waren es, mit denen das Altertum hier den Betrieb ausführte. Wer aus eigener Anschauung oder aus Zolas leidenschaftlichem Proteste „Germinal" weiß, wie dunkel noch im heutigen Europa das Los des Bergarbeiters sein kann, oder wer mit Kennan in die Bergwerke Sibiriens hinabgestiegen ist, die doch immerhin einige der Errungenschaften der Neuzeit besitzen, den berührt das Licht, das jene Funde auf das Dasein der Sklavenherden der Römer fallen lassen, wie ein Blitzstrahl in schauerliche Nacht. Damals gab es ja noch keine regelmäßig gebauten Stollen, noch keinerlei Lüftung, keine patentierten Lampen, kein Sprengpulver und was wir sonst an Erleichterungen des Betriebs heut kennen, sondern in schlotartigen Gängen, die in verschlungenen Windungen den Erzadern nachfolgten, mußten die Unglücklichen fortkriechen und auf dem Bauch oder auf dem Rücken liegend, von Feuchtigkeit überströmt, vom Qualm halb erstickt, mit Hand und Hacke die Erze loswühlen; und alles ohne Hoffnung, ohne Lohn. So war's zur Zeit der Römer! Daß es unter Phöniziern und Karthagern möglicherweise noch grausiger zugegangen, wird derjenige nicht bezweifeln, der Flauberts „Salammbo" kennt.

Im Mittelalter verfiel der Bergwerksbetrieb gänzlich, und auch das Spanien des Entdeckungszeitalters kümmerte sich nur um die Minen der neuen Welt, nicht um seine eigenen. Erst vor drei Jahrzehnten etwa begann ein neuer Aufschwung, seit ausländische Thatkraft und ausländisches Kapital, englisches, französisches und deutsches, hier die Hand anlegten. Die ehemalige Kupfergrube der Phönizier, mit dem alten Namen in der gräzisierten Form, Tharsis, wieder benannt, wurde von neuem aufgethan, und zwar zu solchem Glanz, daß sie von 1866 bis 1871 bereits über eine Million Tonnen Erz förderte. Zahlreiche andere Minen wurden daneben eröffnet: La Zarza, Poderosa, Buitron u. s. w. Alle sollten aber binnen kurzem durch die Werke von Rio Tinto im Quellgebiet des gleichnamigen Flusses übertroffen werden, wo Schwefelkiese in einer einzig dastehenden Mächtigkeit lagern. Der Kupfergehalt dieser ist an sich nicht groß, durchschnittlich nur drei v. H., aber die ungeheure, noch ungezählte Millionen Kubikmeter umfassende Menge und die geringe Tiefe, in der sie liegen, wiegen das vollkommen wieder auf. Der Erfolg der Grube von Tharsis hatte die spanische Regierung veranlaßt, auch in Rio Tinto die alten Römerwerke wieder aufzunehmen, aber der Betrieb geschah so lässig und unpraktisch — die Erze mußten durch Maultier-Karawanen in Körben an die Küste geschafft werden — daß er kaum die Kosten deckte. Da faßte eine deutsche Firma, Sundheim und Doetsch, den Plan, die Minen in geeignetere Hand zu bringen. Anfangs der siebziger Jahre wurde durch ihre Anregung die Rio Tinto Company Limited gegründet, welche die Minen für 3 850 000 Lstrl. (77 Mill. Mark) auf 99 Jahre erwarb. Die Entwickelung dieser Gesellschaft ist eines der glänzendsten Beispiele für die wuchtige Großartigkeit, mit der heute eine kühn geleitete Kapitalkraft arbeiten kann. Ich entnehme einige

Daten hierüber der trefflichen Darstellung des Professors Rein in Bonn, eines Verwandten Sundheims.*) Die Thätigkeit begann im allergrößten Stil, indem man nämlich fast vier Jahre, vorläufig auf jede Dividende verzichtend, zur Umwandlung des ganzen Minenbetriebes verwendete. Eine 67 Kilometer lange eigene Eisenbahn zur Küste mit einer großen Tunnelbohrung wurde gebaut; die eiserne Landungsbrücke, mit der sie in Huelva weit in den Rio Odiel hinausläuft, ist eine der bedeutendsten Anlagen ihrer Art. Mit zwei Stockwerken doppelspuriger Geleise, mit Krahnen, Schüttvorrichtungen und dergleichen reichlich versehen, vermag sie die Ladung und die Löschung von einem halben Dutzend von Schiffen gleichzeitig zu bewirken und die Verfrachtung der durchschnittlich den Tag anlangenden 2000 Tonnen Kupfererz zu bewältigen. Ferner wurden im Minengebiet mehrere ungeheure Wasserbassins ausgehoben, von denen das größte über eine Million Kubikmeter hält, und deren in der Regenzeit gesammelter Inhalt in der Periode der Dürre das für den Bearbeitungsprozeß nötige Wasser liefert. Endlich bereitete man die Verwandlung eines Teils des bisherigen unterirdischen Betriebes in einen großartigen Tagebau vor, indem man die 30 bis 40 Meter hohe überlagernde Decke von Kulmschiefer und Brauneisenstein entfernte. Gleichzeitig gelang es, die geldbedürftige Regierung zu bewegen, daß die eigentlich in zehn jährlichen Raten zu zahlende Kaufsumme mit einemmale, dafür aber unter entsprechender Verringerung, entrichtet werden durfte. Diese ungeheuren Ausgaben überstiegen bald das ursprüngliche Aktienkapital, neue, hochverzinste Anleihen mußten aufgenommen werden, und ängstliche Gemüter konnte wohl Be-

*) J. Rein, Geographische und naturwissenschaftliche Abhandlungen. I. S. 115 ff.

sorgnis ergreifen: die Papiere von Rio Tinto sanken unter Pari. Die kundigen Männer aber behielten den Mut, und in der That, als nun die Vorarbeiten abgeschlossen waren, da eröffnete die Gesellschaft mit einemmale eine Produktion, die alle Erwartungen übertraf. Bereits im Jahre 1877 wurden beinahe drei Viertel Millionen Tonnen Kupfererz, die Tonne zu zehn Doppelzentnern, gewonnen, schon 1883 über eine Million, und der Reingewinn betrug im Jahre 1891 nicht weniger als 694005 Pfund Sterling, so daß 16,5 v. H. Dividende gezahlt worden sind. Bei den großen Schwankungen des Kupferpreises ist der Ertrag nicht immer gleichmäßig gestiegen, gelegentlich auch wohl gesunken, aber die Rio Tinto-Aktien sind doch seit lange eines der glänzendsten Spekulations-Papiere an den Börsen der europäischen Hauptstädte geworden.

Die Rio Tinto-Gesellschaft hatte nun an die Mitglieder des Kongresses in Huelva eine Einladung zum Besuch ihrer Werke ergehen lassen, und am 13. Oktober, unmittelbar nach Abschluß der Festlichkeiten, leistete ich dieser in einer Gesellschaft von ungefähr fünfzig Mitteilnehmern Folge. Wir fuhren frühmorgens in einem höchst eleganten Sonderzuge auf der eigenen Bahn der Gesellschaft von Huelva ab. Bis Niebla folgt diese Bahn der Flachlandlinie nach Sevilla, dann aber biegt sie, längs dem Lauf des Rio Tinto aufwärts, gegen Norden ab, ins Gebirge hinein. Dies Niebla, römisch Ilipula, ist eines der von den Römern zur Sicherung des Erztransports angelegten Kastelle. Heute ist der Ort eine der echtesten Maurenstädte, die man noch in Spanien sehen kann, und besonders der Anblick, den er von der Bahn aus gewährt, ist höchst fremdartig: auf kahlem, rötlichem Fels hoch über dem Fluß gelegen und von einer gewaltigen, wohlerhaltenen und mit viereckigen Türmen versehenen Mauer, die

aber längst aller Verkleidung beraubt ist und nur noch aus gestampftem Lehm besteht, rings so hoch umgürtet, daß kaum ein Hausdach dahinter sichtbar wird, gleicht er einer jener Städte des heiligen Landes, wie wir sie auf Bildern zu sehen gewohnt sind. Einige Gruppen in lebhafte blaue und weiße Gewänder gekleideter Frauen, die aus dem gewölbten Thor hervorschritten und mit Wasserkrügen auf dem Kopfe zum Flusse hinabstiegen, trugen zur Vermehrung dieses Eindrucks bei. Die alte Römerbrücke, die in acht schweren Bogen über den Rio Tinto zur Stadt führt, vermittelt noch heute den Verkehr — damals augenblicklich den einer großen schwarzen Schweineherde, die in grotesken Sprüngen darüber hinraste.

Bald gelangen wir aus der Ebene ins Gebirgsland. Grünlich gefärbte Schiefer in hochaufgestellten Schichten begleiten uns, und zwischen ihnen kommt uns der Fluß jetzt in Wasserfällen entgegen; seine braunrote Farbe wandelt sich sichtlich mehr und mehr in ausgesprochenes Rot.

„Die Gegend wird sehr öde“, habe ich hier schon bei Beginn der Bergwanderung in mein Notizbuch geschrieben. Aber wie unbeholfen ist die Sprache, denn ich finde im folgenden Text immer wieder die nämliche Wendung mit dem nur unvollkommen möglichen Versuch, durch ein Beiwort der unausgesetzten Zunahme dieser Erscheinung gerecht zu werden. Anfangs waren die Bergwände des Thals noch verhältnismäßig rundlich geformt, zwar einsam, aber doch von Ginstergebüsch, Zwergpalmengruppen und einzelstehenden Bäumen, meist Eichen, besetzt. Zeitweilig sahen wir weidende Rinder, denn in diesen Einöden werden in einer an Wildheit grenzenden Freiheit die Stiere für die Arena gezüchtet. Berittene Hirten mit langer Pike sprengten an den Rand der Felsen und schauten auf unseren Zug herunter. Schon aber zeigte sich an den Wipfeln der Bäume eine merkwürdige Erscheinung:

das Laub war zum Teil rostrot verbrannt; stellenweis war nur noch die eine Hälfte grün, die andere verdorrt, und immer war die tote Seite nach Norden gelegen. Dies war das erste Anzeichen der Verheerung, welche die Schwefeldämpfe des in den Kupferwerken angewendeten Röstprozesses in der ganzen Umgegend der Minen anrichten. Wohin der Wind die erstickenden Lüfte treibt, erstirbt unter ihrem giftigen Hauch rettungslos jeglicher Pflanzenwuchs.

Rasch wurde nunmehr die Landschaft immer malerischer; d. h. wahrlich nicht im Sinne des Lieblichen oder Romantischen, sondern es war die unheimlichste beauté du diable: eine wahrhaft satanische Landschaft. Immer rauher und steiler wurden die Felswände, mächtiges Getrümmer erfüllte den Boden, schroffe Zacken durchbrachen die Schutthalden der Gelände; bald erschienen die Bäume und Cistrosengebüsche ganz und gar rostrot versengt; der grünlichen Farbe des Gesteins mischten sich große, schwefelgelbe Flecken hinzu, und Stücke gediegenen Schwefels schienen im Sande zu liegen; zwischen den Klippen aber rann der Fluß mit einer allmählich geradezu schauerlich gewordenen Farbe. Wo er im Sonnenschein über flache Felsen stürzte, erglänzte er tiefrot wie Bordeauxwein, wo er aber aufgestaut war zu tieferen Teichen, glich er vollkommen einer Flut schwärzlichroten Blutes. Allmählich spürten wir auch durch die geschlossenen Fenster hindurch schwefligen Geruch; kurz, ich hätte nie für möglich gehalten, daß es in Wirklichkeit eine Landschaft geben könnte, die so unseren Vorstellungen eines Eingangs zur Hölle entspräche, wie diese hier. Einmal, schon tief im Gebirge, hielten wir in einsamer Gegend. Tief stürzte zur Rechten das Ufer zum Flusse ab, jenseits stiegen die Felsen in schroffer, gelblichgrüner Wand empor; hier und da ragten die gespenstischen Äste erstorbener Bäume, jetzt weißgebrannt, zum Himmel, und

in der Tiefe unter uns lag der Fluß, zu einer breiten, regungslosen Fläche aufgestaut, wie eine schwerflüssige, dunkle Blutlache da. Über dem allen brennender Sonnenglanz und das Todesschweigen, das plötzlich an die Stelle des rollenden Fahrgeräusches getreten war — der Leser male sich selbst das Bild aus!

Endlich öffnete sich das enge Thal, stärker wurde der Schwefelgeruch — nun mußte wohl die Hölle selber kommen! Und wirklich, was jetzt kam, war noch eine Steigerung, aber ganz anders, ich möchte sagen, raffinierter, als ich erwartete. Nicht in zunehmender Wildheit bestand sie, sondern weit und flachgewölbt wurde nunmehr die Gegend, unbeschreiblich eintönige Öde umgab uns, die Berge schienen wie Schutthügel, wie flache Trümmerhaufen zerfallener Gebirge; nur hier und da ragten bleiche Schieferzacken empor. Die wenigen Zwergpalmenhäufchen, die anfangs noch zu sehen, verschwinden endlich völlig, jede Vegetation hört auf: kahl und nackt, grau, wie ein entblößter Schädel, starren, soweit das Auge reicht, die rundlichen Felsflächen zwischen dem Schutt. Der Blutfluß aber ist verwandelt in einen Strom von schwefligem Grün. Und nun nähern wir uns dem Ziel; ein ungeheurer Umkreis von langhingezogenen kahlen Gehängen umschränkt den Horizont, geformt wie riesige Terrassen in rötlicher, bläulicher, gelblicher Färbung — man wird, ohne es zu wollen, an den schauerlichen stufenförmigen Trichter des Danteschen Inferno erinnert. Den Anblick des lebendigen Getriebes aber, der ihn erfüllt, kann wohl das Auge mit einemmale umfassen, — auch freilich ohne die Einzelheiten zu entwirren —, die Feder aber kann nur langsam und einzeln die Steinchen des Bildes zusammenfügen: Schienen, Eisenbahnzüge überall, Wolken weißgrauen Schwefeldampfes, flachdachige Hüttenwerke, weiße Häuserzeilen in der Ferne, das alles betäubte zunächst Auge und Ohr, Nase und Lunge.

Wir liefen nunmehr in die Kopfstation der Rio Tinto-Eisenbahn ein. Hier ist der Mittelpunkt des Schienennetzes, das wie ein ungeheures Spinnengewebe das ganze Minengebiet durchzieht. Alle Förderung wird mit Eisenbahnzügen bewirkt; es ist mir unmöglich, die Zahl der Lokomotiven zu schätzen, die man hier überall in Bewegung sah. Auf der Station vertauschten wir unsere gepolsterten Waggons mit den Aussichtswagen, welche die Gesellschaft eigens zum Zweck solcher Besichtigungen hat bauen lassen. Sie bestehen einfach aus einem hölzernen Boden auf Rädern und zwei in Längsrichtung mit den Rücklehnen aneinandergestellten Bänken.

Unter der liebenswürdigen Führung mehrerer Herren der technischen Direktion, darunter des Herrn Stanley James, den ich zufällig bereits in Tanger kennen gelernt, rollten wir zunächst zu den Gießhütten, langen, vorn offenen, hallenartigen Schuppen. Ein Teil des gewonnenen Kupfererzes wird hier einem Schmelzprozeß unterworfen, aus dem man ein Erzeugnis von 30 bis 45 v. H. Kupfergehalt gewinnt, das dann nach England zu weiterer Reinigung verschickt wird. Vor unsern Augen wurde ein großer Guß in eine Erdform ausgeführt; die trichterförmigen Schmelztiegel rollten, wie alles hier, auf Schienen heran. Glühendheiße Barren, eben erst gedunkelt, standen fertig herum und mahnten zur Vorsicht.

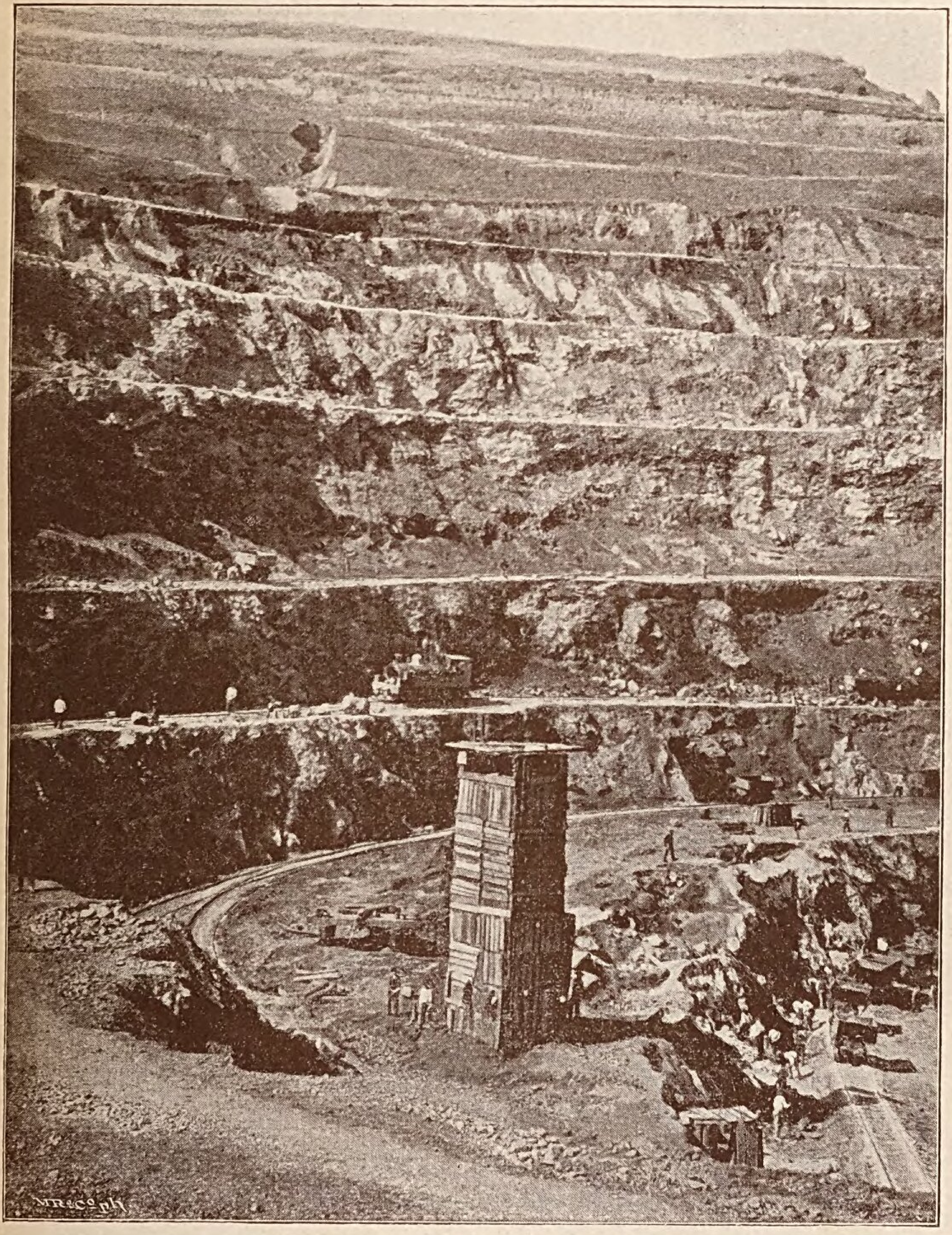
Dann fuhren wir hinaus zu den Minen von S. Dionysio im Westflügel des nördlichen der drei Kupferlager, wo der Abbau unter Tag in tiefen Schächten geschieht. Der Abstieg in diese wäre zu zeitraubend gewesen, wir sahen daher nur die um die Schachteingänge ausgeführten Bauten. Hier, wo uns der Zug an die Grenze des Minenbereichs geführt hatte, war der Eindruck der Öde, des absoluten Todes der umgebenden Landschaft, am fürchterlichsten: so weit das Auge reichte, nichts als wellige, graue Felsflächen ohne jede Spur von

Kraut und Halm. Der Anblick hatte etwas seltsam Bedrückendes: es graute einem vor dem Gedanken, man sollte hier sein Leben zubringen. Freilich die Bevölkerung schien das nicht so arg zu empfinden; wir rollten an dem öffentlichen Waschhause vorbei, das in der Nähe jener Minen liegt, und wo zahlreiche leichtgeschürzte junge Dirnen bei der Arbeit waren. Unsere Vorüberfahrt war ihnen ein Ereignis, und es war kein übler Anblick, diese lebhafte Gruppe teils draller, teils anmutiger Gestalten, die mit Geschrei und Gelächter, mit keckem Zuruf und Schwenken der Wäschestücke, die jedes gerade unter den Händen hatte, herüberwinkten.

Jetzt trug uns der Zug zu dem berühmten großen Tagebau, welcher in jener mehrjährigen Vorarbeit, von der ich erzählte, eröffnet worden ist. Plötzlich hielten wir am Rande eines riesigen Abgrundes. Ich kann den Anblick nicht besser schildern, als indem ich sage, man denke sich ein Amphitheater für Giganten. Es ist eine ovale Einsenkung von 250 Metern Länge, 75 Metern Breite und mehr als 100 Metern Tiefe, die in konzentrischen Terrassen absteigt. Auf jeder Terrasse liegen Schienengeleise und fahren lange Reihen von Umsturzwagen, wie sie der Besucher von Rüdersdorf kennt; in diese füllen Arbeiter unablässig die von den Abhängen losgelösten Schuttmassen des Brauneisensteins; dieselben werden entfernt, und das Geleise rückt näher an die zurückgeschobene Wand heran, während andererseits der Rand der Terrasse durch die gleichartige Arbeit auf der nächsttieferen Stufe ebenfalls zurückweicht. Der ganze ungeheure Bau wimmelt von thätigen Menschen, am Grunde und auf den entfernteren Stufen wie Ameisen anzusehen, die sich zwischen den, vielgliederigen Tausendfüßlern ähnelnden, Wagen tummeln. So ist im Laufe der Jahre, man kann sagen, ein ganzer Berg von minderwertigem Gestein fortgewälzt worden, damit das edlere

darunter zu Tage trete. Auf den untersten Stufen des Kessels sieht man schließlich die Schicht der reinen Kupferschiefer, deren grünliche Masse scharf gegen den Braunstein sich abhebt. Aber dieser Tagebau ist nicht mehr der einzige, seit drei Jahren ist im nördlichen Erzlager ein zweiter entstanden. Auch zu diesem trug uns das Gefährt. Er ist in derselben Weise wie der große Tagebau in die Tiefe geführt, noch nicht so weit, aber doch auch bereits 60 Meter. Was auf den ersten Blick unmöglich erscheint, unternimmt unsere Lokomotive, nämlich uns auf den Boden des Trichters hinunterzuschrauben. Stöhnend und rasselnd schiebt sie uns auf Serpentinen bald vorwärts, bald rückwärts, und gleitet so langsam von Terrasse zu Terrasse hinab. Immer höher wachsen die Wände empor, endlich sind wir in der Tiefe angelangt. Hier erkennen wir mit einem Blick die Zweckmäßigkeit der ungeheuren Arbeit, welche die Anlage dieser Tagebaue kostet. Denn nunmehr besteht der ganze bergmännische Betrieb einfach darin, daß man die kostbare bröckelige Erdart mit der Hacke losbricht, sie in die bereitstehenden Wagen schippt und diese auf Serpentinen oder durch Tunnel herausführt. Hier sind keinerlei Schachtbauten mehr nötig, nichts von dem wertvollen Stoffe braucht als tragender Pfeiler stehen gelassen zu werden, es ist ein schlechthin vollkommener Abbau.

Ich habe mir eine Reihe prachtvoller Platinotypien von Hauser y Menet in Madrid mitgebracht, die alle möglichen Anlagen und Arbeiten der Rio Tinto-Minen darstellen; auf allen aber, die einen Blick über einen größeren Teil der Anlagen bieten, ist ein weißlicher Dampf charakteristisch, der darüber schwebt. Das ist der Schwefeldampf der Röstplätze, die sich fast inmitten der Anlagen befinden. Auf ihnen wird das aus der Erde gebrochene Kupfererz über Lagen von



Aus den Minen von Rio Tinto.

— Der zweite Tagebau. —

Brennmaterial zu kegelförmigen Haufen aufgeschichtet und von unten her in Brand gesetzt. An der Spitze schwelt dann die schweflige Säure, soweit sie nicht im Innern des Haufens andere Verbindungen eingeht, in erstickenden Wolken langsam heraus. Im Rückstand findet sich das Kupfer als Vitriol, das in Wasser gelöst und in dieser Gestalt durch Kanäle zu weiterem Verfahren fortgeleitet wird. Zweimal fuhren wir zwischen den beiden Tagebauen mitten durch den Röstplatz hindurch. Hier erreicht das Bild der Landschaft den Gipfelpunkt seines höllenmäßigen Charakters. Als ob ein ungeheurer Hottentottenkraal in der Regenzeit in Brand geraten wäre und langsam verschwelte, oder wie eine riesige Kohlenmeilerei sehen die zahllosen, etwa drei bis vier Meter hohen Haufen aus, in dem dicken weißgelben Dampf, der sich darüber wälzt, nur teilweis erkennbar. Die Spitze eines jeden ist intensiv schwefelgelb beschlagen. Wir fuhren nur wenige Minuten, in voller Fahrgeschwindigkeit, hindurch, aber schon erschien uns der fürchterliche Schwefelgestank, der trotz vorgehaltener Taschentücher Augen und Nase beizte, fast unerträglich. Und doch sahen wir mitten in dem Qualm arbeitende Menschen, Männer und Frauen, umherhuschen, die bleichen Gesichter bis über die Nase mit Tüchern umwickelt. Die Arbeit auf diesen Kalzinationsfeldern ist ohne Frage gesundheitsschädlich. Freilich wirft man ein, die Leute sind ja keine Sklaven, wie die Arbeiter der Punier und Römer, sondern die Thätigkeit hier wird um hohen Tagelohn vergeben, und es drängen sich deshalb Menschen genug herzu, die meinen, sie schon ein paar Monate aushalten zu können! Aber schon die Verlockung ist nicht zu billigen. Diese Gefährdung des Menschenlebens ist ungleich schlimmer, als die Vernichtung der Vegetation im Umkreis der Minen. Die spanische Regierung hat zwar schon einmal Einspruch erhoben gegen das Verfahren der

Röstung unter freiem Himmel, weniger freilich den ersten, als den letzteren Gesichtspunkt hervorhebend, allein sie hat infolge der juristisch unanfechtbaren Abmachungen, die gerade über diesen Punkt mit ihr vorher getroffen waren, den Prozeß verloren. Hoffentlich veranlaßt schließlich wenigstens der Wert des jetzt so massenhaft in die Lüfte verpufften Schwefels oder irgend eine billigere Erfindung eine Abänderung dieses Verfahrens.

Wir aber fuhren jetzt zum Diner, das uns die Gesellschaft in den Räumen des Stadthauses gab.

Nach Tisch thaten wir einen Gang durch das Städtchen Minas de Rio Tinto. Die Entwickelung des Minenbetriebes wird am besten durch die Thatsache gekennzeichnet, daß der Ort vor drei bis vier Jahrzehnten nur wenige hundert Einwohner besaß, jetzt aber über zehntausend. Und alle stehen irgendwie im Dienst der Rio Tinto Company, deren Leiter die wahren Könige dieser Gegend sind. Arbeiterhäuser, Schulen, Kirchen, Hospitäler, Warenmagazine, alles ist von ihnen angelegt worden; sie dürfen sogar eine eigene bewaffnete Polizeimacht zur Wahrung der Ordnung halten. Man kann der Energie, mit welcher dies großartige Leben hier wie durch Zauberei aus wüstem Felsboden hervorgestampft ist, seine Bewunderung nicht versagen. Der Anblick der Stadt ist allerdings nach gewöhnlichen Begriffen schauderhaft. Die gleichmäßig gebauten weißen Häuser sind an sich nicht unfreundlich, aber sie stehen auf kahlem Fels; kein Baum, kein Strauch, kein Gärtchen ist mir zu Gesicht gekommen, und das rätselhafteste Naturspiel ist mir eine Ziege geblieben, die durch die Straße lief; ich weiß nicht, wovon sie sich genährt haben mag. Neugierige Gruppen begleiteten uns natürlich allenthalben, und als auf dem Marktplatz einer von uns anfing, Kupfermünzen unter die

geradezu massenhafte Jugend von Rio Tinto zu werfen, entstand ein frenetischer Jubel und eine lustige Prügelei. Natürlich hatten wir auch hier den heut unvermeidlichen Photographie-Amateur unter uns, der die Szene sofort festknipste; leider hat er sein Versprechen, mir auch einen Abzug davon zu schicken, nicht gehalten.

Von neuem bestiegen wir unseren Aussichtszug, und wieder rollten wir durch andere großartige Anlagen. Die Erinnerung vermag nicht mehr zu entwirren, was wir alles noch betrachtet haben.

Welch eine Gegend! Bäche rieseln wohl schnellen Laufes durch das Gelände, aber hüte Dich, von ihnen zu trinken, denn Kupfervitriol ist die giftig blaugrüne Flut in ihnen. Diese Flüssigkeit, die das auf den Röstplätzen gewonnene Kupfer in sich birgt, wird in große Bassins geleitet; dort wird das Kupfer herausgefällt, indem man Barren minderwertigen englischen Gußeisens hineinwirft. Die bräunlichen, lockeren Krusten des Zementkupfers, die dadurch entstehen, enthalten jetzt 70 v. H. reinen Kupfers; dies so gewonnene Produkt wird nun in Beuteln nach England versendet zu weiterer Reinigung. Die blaue Kupfervitriollösung aber ist in eine grüne von Eisenvitriol verwandelt. Als solche rinnt sie jetzt in den Rio Tinto. Binnen kurzem wird sie durch Oxydation intensiv rot gefärbt. Daher also stammt die Blutfarbe des Flusses.

Bis jetzt hat man den immerhin nicht ganz wertlosen Brauneisenstein, der über den Kupferschiefern lagert, lediglich zu ungeheuren Schutthalden, wahren Hügelzügen, aufgehäuft, wie denn überhaupt mit einer fabelhaften Verachtung aller Kleinigkeiten gearbeitet wird; man denkt aber daran, auch ihn zu verwerten, um das englische Gußeisen entbehren zu können.

Zum Schlusse führte uns unsere Lokomotive endlich auch

in einige unterirdische Teile des Betriebes hinein. Jeder von uns erhielt eine Windlampe, und nun tauchten wir in die Tiefen der Erde hinab. Es war eine phantastische Fahrt: tiefer und tiefer schraubte uns die rasselnde Maschine, der Lichterschein tanzte zitternd auf den Wänden gediegenen Kupfererzes, in welche die Schächte hineingewühlt sind. Hier und da blickte man in Nebengänge, alle sehr geräumig und luftig, und sah dort die Leute bei Grubenlichtern an der Arbeit. An einer Stelle führte ein mit Schienen versehener Schacht unter sehr steilem Winkel in eine schaurig gähnende Tiefe. Dreiundzwanzig Stockwerke nämlich untereinander bilden das mächtige Schachtsystem, von dem wir nur einen kleinen Teil sahen. Ein reizender Schmuck der Schächte waren die zahllosen Stalaktiten von Kupfersulphat, die in prachtvoll blaugrüner Farbe wie Eiszapfen, meterlang und länger, allenthalben von der Decke herabhingen, und von denen wir mit der Hand Stücke zum Andenken losbrachen. Sie bilden sich sehr rasch, so daß die Gesellschaft sie in kurzen Zeiträumen einsammeln läßt, denn sie enthalten bis 10 v. H. Kupfer.

Plötzlich rollt unser Zug ins Tageslicht hinaus — wir erblicken uns voller Überraschung am Grunde des großen Tagebaus und sehen die ungeheuren Treppenwände des Kessels, in den wir zuvor hinuntergeschaut, jetzt rings um uns gegen den Himmel emporsteigen. —

Todmüde waren wir vom Schauen, als wir am Abend uns mit lebhaftem Danke von unseren liebenswürdigen Wirten verabschiedeten, um den Sonderzug nach Huelva wieder zu besteigen, aber wir glaubten es dennoch gern, wenn die Herren mit Bedauern erklärten, sie hätten uns wegen der Kürze der Zeit doch immer nur erst einen Teil des ganzen Betriebes zeigen können.



Aus den Minen von Rio Tinto.

— Der große Tagebau. —

Kapitel IX.

Cordoba.

Der Leser hat mich letzthin nach der Stätte von Italica begleitet, zu den Grabhügeln einer gestorbenen Stadt. Heut möchte ich ihn in eine Ortschaft führen, die noch lebt, jedoch gealtert, gebrochen, ein Schatten von dem, was sie einstmals war: nach Cordoba.

Cordoba ist eine trauernde Königswitwe, deren Reich zertrümmert, deren Gatte erschlagen, deren Kinder und Enkel verdorben sind und gestorben. Still und einsam liegen ihre Plätze, zerfallen ihre Paläste, geschlossen die Thüren ihrer Patios, denn die Armut wohnt hinter ihnen. Tritt leise auf, wenn Du durch die menschenleeren Gassen gehst! Ist Dir nicht, als ob der Atem einer Schlummernden Dich anweht? Laß sie schlummern und laß sie träumen, die alte Kalifenstadt, denn in ihren Träumen vermag sie wohl selig zu lächeln über alle die Rivalinnen, die nach ihr mit Glück und Glanz geprunkt, und mag sprechen: Was seid ihr Armen mit all eurem Flitter gegen das, was ich einst gewesen!

Leicht sagt es sich und ist doch so schwer mit der Vorstellung zu erfassen, daß ein Ort einstmals eine Millionenstadt gewesen sein soll und nun kaum den zwanzigsten Teil dieser Seelenzahl beherbergt. Es klingt wie Märchen, was uns die arabische Geschichtschreibung von dem Cordoba der Omaijadenzeit erzählt. 200 000 Häuser soll die Stadt gehabt haben, darunter 80 000, die den Namen von Palästen verdienten, denn jeder wohlhabende Mann beeiferte sich, unter den Augen des Kalifen dessen Herrschersitz schmücken zu helfen. Achtundzwanzig Vorstädte umgaben die Ringmauer und erstreckten sich mit ihren Gärten und Villen weit in die blühende Thalebene des Guadalquivir hinein; unter ihnen Sahira, die Beamtenstadt, und As-Sachrá, die Stadt der königlichen Lustschlösser. 600 Karawanseraien sorgten für die Unterkunft der herzuströmenden Fremden, 900 öffentliche Bäder für die dem Muselmann so unentbehrliche Sauberkeit, 3000 Moscheen aber, darunter die große Haupt-Mezquita, für die religiösen Bedürfnisse des Volkes. Nicht nur die Früchte des üppigen, durch die Berieselungskünste der Araber ganz anders als heute angebauten Andalusiens nährten die Residenz, sondern auch ihre Industrieerzeugnisse gingen von ihren Bazaren aus in alle Welt. Wie so häufig bei blühenden Hauptstädten, die Hauptstätten des Geschmacks geworden, war es vor allem seine Kunstindustrie, hier besonders Silberschmiedearbeit und die Bereitung und kunstvolle Verwertung des saffianartigen „Corduan"-Leders, worin sie einzig dastand.

Aber die Blüte Cordobas war nicht nur eine materielle, sondern in so hohem Grade zugleich eine geistige, daß diese Stadt zu ihrer Glanzzeit ohne jede Frage in Europa die Hauptstadt der Intelligenz dargestellt hat. Poesie und phantasievolle Kunst förderte der Hof der Omaijaden ebenso wie die Wissenschaften. Wie hoch entwickelt an Reichtum der

Formen, Glanz der Sprache, Vielseitigkeit und Innigkeit der Empfindungen die arabische Poesie des Omaijaden-Zeitalters gewesen, wie sehr die Liebe zur Dichtkunst die verschiedensten Lebenskreise durchdrang, das hat uns das prachtvolle Werk des Grafen Schack „Poesie und Kunst der Araber" kennen gelehrt. Was aber die wissenschaftliche Bildung betrifft, so gab es, dank den zahllosen Schulen in Cordoba kaum einen Erwachsenen, der nicht hätte schreiben und lesen können; und das, wohlgemerkt, zu einer Zeit, wo bei uns in Deutschland nicht einmal ein Kaiser von dem Weltblick Ottos des Großen dies verstand, geschweige denn die weltlichen Pairs seines Hofes. Von europäischem Ruf war die Universität von Cordoba, der Mittelpunkt der wissenschaftlichen Thätigkeit in jener Blüteperiode, der wir zum großen Teil allein die Rettung unschätzbarer Besitztümer aus der griechischen und römischen Geistesbildung verdanken, die aber auch, so z. B. in Geschichte, Geographie, Mathematik und Medizin, Eigenes geschaffen hat. Galt doch der kluge Gerbert von Rheims, der Freund Ottos III. und spätere Papst Sylvester II., der in Spanien studiert hatte und nun ganz unerhörtes Wissen nach dem Norden mitbrachte, der nicht blos in der Philosophie, Mathematik und in den Naturwissenschaften schier unbegreifliche Kenntnisse besaß, sondern auch Erd- und Himmelskugeln und Sonnenuhren machen und mit ganz neuen, merkwürdigen Ziffern rechnen konnte, galt er doch vielen seiner Landsleute für einen unheimlichen Zauberer, der offenbar mit dem Teufel im Bunde stehen mußte. 600 000 Bände, sagt man, umfaßte die königliche Bibliothek von Cordoba — diejenige der heutigen Kaiserresidenz Berlin enthält erst seit kurzer Zeit deren mehr.

Und klingt alles dies schon märchenhaft, so verblaßt es doch gegen die Wunder, welche uns von der Zauberstadt erzählt werden, die Abderrachman III., der mächtigste aller

Kalifen von Cordoba, vor den Thoren seiner Residenz im grünen Gelände des Guadalquivir für sich und seine geliebte Sultanin As-Sachrá (Az-Azzahra) errichtete. Die Söhne Muhammeds sind zu allen Zeiten gleichzeitig Helden des Krieges und der Liebe gewesen. Das bezauberndste Denkmal, welches die islamitische Kunst im Orient hervorgebracht hat, die berühmte Tadsch-Mahal zu Agra in Indien, trägt den Namen einer Frau, der „Krone des Harems“, so heißt der Sinn dieses Namens. Doch die Tadsch-Mahal ist eine Grabkirche, deren marmorne Kuppel Schah Dschehan zu trauerndem Gedächtnis emporgewölbt hat. Die Stadt As-Sachrá aber, „die Glänzende“, war für die Lebendige errichtet und war nach den Schilderungen arabischer Zeitgenossen ein so entzückendes Heim für die phantastisch-sinnliche Liebesschwärmerei eines orientalischen Herrschers, daß man das Ganze kurzer Hand in das Reich der Fabel verweisen möchte, wenn nicht — noch heut die Alhambra vorhanden wäre.

Wir haben vor kurzem gesehen, welch eine Summe von schaffender Kraft die Thätigkeit von einer den Zehntausend nahe kommenden Zahl von Arbeitern ausmacht, die zielbewußt geleitet wird. Daher läßt zum mindesten auf den materiellen Glanz von As-Sachrá die Angabe schließen, daß vom Jahr 936 ab 10000 Arbeiter und 1500 Maultiere während 25 Jahren ununterbrochen an dieser Stadt von Schlössern und Gärten beschäftigt gewesen sein sollen. Den Mittelpunkt der Anlage bildete, so schildert José Caveda die Stätte, ein prächtiger Palast, über dessen Hauptportal die Statue der As-Sachrá stand, obwohl der Koran jede Darstellung der Menschengestalt verbietet. Die Zahl der Säulen in ihm belief sich auf 4312, und dieser Pracht entsprach der Luxus versilberter und vergoldeter Thüren aus Eisen und

Erz, kostbarer Fußböden und Wandverkleidungen aus Marmor und Jaspis. Quellen und Fontänen und prachtvolle Bäder von ausgesuchter Arbeit erhöhten den Zauber dieser königlichen Wohnung. Der Springbrunnen, der in der Mitte des sogenannten Kalifensaales stand, ging in einen goldenen Schwan aus. Über ihm hing von dem gold und blau verzierten Dache die reichste Perle herab, ein Geschenk des Kaisers von Konstantinopel an den Kalifen. Reizende Gärten mit den anmutigsten Ausblicken, voll von Blumen, kostbaren Marmorbädern, reichlichem Wasser und Myrten- und Lorbeerbüschen umgaben den Palast, und in der Mitte erhob sich ein Pavillon, getragen von weißen Marmorsäulen mit vergoldeten Kapitälen, in dessen Mitte eine besonders kunstreiche Fontäne in allen Regenbogenfarben sprudelte.

Caveda selbst spricht schließlich seine Zweifel an der Buchstäblichkeit aller arabischen Angaben über As-Sachrá aus, und ich möchte mich diesem Bedenken anschließen, immerhin gesteht er aber doch dem Orte den Ruhmestitel zu, daß hier die Kunst der Araber den Gipfel ihres Glanzes erreicht habe. Und noch zu einer Zeit, als seine Pracht längst gebrochen, seine Gärten verwildert, seine Hallen verödet waren, verzehrt sich der Dichter Ibn Zeidun in Sehnsucht nach dem zauberischen Aufenthalt, in dem er einst in Liebesträumereien gewandelt:

„Ist mir zu Dir, um das ich viel der Thränen schon vergossen,
Der Rückweg, mein Az-Zahra, denn für immerdar verschlossen?
Gemächer der Kalifen Ihr mit schimmerhellen Wänden,
Die selbst in tiefer Nacht den Blick mit Tageshelle blenden,
Stets seh ich Euch im Geist, den Turm, das Lusthaus mit den Sälen,
Die beiden Prachtgebäude stets gleich leuchtenden Juwelen,
Und jenen ganzen Wonnesitz, der Seligkeit auf jeden,
Deß Fuß in seinen Umkreis tritt, ausgeschüttet wie ein Eden".*)

*) Nach v. Schacks Übersetzung in „Poesie und Kunst der Araber".

Und alle diese Herrlichkeit ist vernichtet, verschwunden; sie war nur wie der funkelnde Glanz der Sonne auf den Wellen des Guadalquivir; mit dem Untergang der Omaijaden-Sonne erlosch auch dieser. Bereits zu Lebzeiten Hischams II., des Enkels des Erbauers der Sachrá, brach der fürchterliche Bürgerkrieg aus, welcher der Herrschaft des königlichen Geschlechts ein Ende machte und Cordoba für immer von seiner Vormachtstellung herabstürzte. Eine der ersten Begebenheiten dieses Krieges war, daß die aufrührerischen Berbertruppen die Sachrá überfielen, sämtliche Bewohner der Gartenstadt umbrachten und die ganze Anlage, soweit es in ihren Kräften stand, zerstörten. Dies geschah im Jahre 1010. Zwanzig Jahre nachher wurde der letzte Omaijade verjagt, und Cordoba, in den vorhergehenden Parteikämpfen ebenfalls aufs furchtbarste gebrandschatzt und zum größten Teil in Trümmer gelegt, blieb von nun an eine kleine aristokratische Republik. Sevilla und Granada wurden an seiner Stelle die Mittelpunkte für die noch ein halbes Jahrtausend währende Epoche maurisch-spanischer Herrschaft. Die Eroberung der noch immer volkreichen Stadt durch die Christen im Jahre 1236 gab dann ihrem Glanz den Rest. Ein großer Teil der Einwohnerschaft mußte auswandern, ein anderer that es freiwillig; denn wenn die Herrscher von Kastilien und Leon sonst nichts für die Stadt thaten, so stifteten sie in ihr doch wenigstens einen großen Inquisitionspalast mit vortrefflichen Gefängnissen und siebzehn Mönchs- und neunzehn Nonnenklöster. Was aber aus den Resten von Af-Sachrá geworden, wissen wir nicht, sie sind vom Erdboden verwischt, so völlig daß wir nicht einmal mit Sicherheit ihre ehemalige Stätte angeben können.

Cordoba ist eine trauernde Königswitwe, deren Schätze

in alle Winde zerstreut sind. Einen nur hat sie gerettet aus den Tagen des Glanzes, aber ein unschätzbares Kleinod, mit dem ihre teuersten Erinnerungen verknüpft sind, und dessen fremdartig stolze Pracht nun seltsam in ihrer ärmlichen Behausung schimmert. Dieser Schatz ist die große Moschee, der Mittelpunkt, ja man kann sagen der ausschließliche Gegenstand des Interesses, das den flüchtigen Wanderer heut an Cordoba fesselt.

Der Bau dieses gewaltigen Gotteshauses, nach der Kaaba in Mekka das umfangreichste, das der Islam besitzt und eines seiner größten architektonischen Wunder, ist in der That mit der Geschichte der Omaijadenherrschaft in Spanien aufs engste verbunden, insofern als fast alle Generationen dieses Zeitraums daran gebaut haben, und zwar gerade die Männer besonders, welche die größten und interessantesten Herrschergestalten desselben sind.

Den Grund zur Moschee legte bereits der erste Omaijade Abderrachman I., jener „Falke der Koreisch", von dem ich in einem früheren Kapitel bereits gesprochen.

Immer wieder kehrt das Interesse zu diesem dämonischen Manne zurück, dem Begründer all dieser Herrlichkeiten, der es verstand, als landflüchtiger Abenteurer sich inmitten einer soeben von unerhörten Siegen berauschten und trotzigen Aristokratie zu unumschränkter Gewalt emporzuschwingen. Er war der rücksichtslose Bahnbrecher für die Größe seiner Nachkommen, er belastete für sie sein Gewissen mit Verrat und Blutschuld, selber auf die stilleren und edleren Freuden des Daseins verzichtend; denn nach einem Leben voll Sturm und Streit stand er schließlich — ich verweise hier auf die schöne Darstellung A. Müllers in seiner Geschichte des Islams im Morgen- und Abendlande — allein und vereinsamt da, vom Volke mit unheimlichem Grauen betrachtet und selbst von

seinen Treuesten scheu gemieden, „aber er hatte, was er gewollt — er war der Herr!“ Das Bild dieses Mannes ist bei aller Furchtbarkeit fast rührend, denn sein Herz scheint ursprünglich weich und zartester Empfindung fähig gewesen zu sein, aber das Schicksal hat ihm, dem letzten seines Geschlechts, einmal diese schreckliche Aufgabe zugeworfen, und nun gilt für ihn, den ganzen Mann, nur eins: sie zu erfüllen! Heimisch hat er selber sich in dem fernen Westlande niemals gefühlt; trotz aller Erfolge blieb seine Sehnsucht doch mit einer Innigkeit an den Gefilden seiner Jugend hängen, die ergreifend ist. Graf Schack hat meisterhaft einige Poesien von ihm übertragen, die dieses schwermütige Heimweh in ungewöhnlicher Schönheit zum Ausdruck bringen. Eine darunter, an eine Dattelpalme in seinem Landhaus bei Cordoba gerichtet, damals angeblich noch die einzige in Andalusien, von der alle heutigen abstammen sollen, lautet:

Du, o Palme, bist ein Fremdling,
So wie ich, in diesem Lande,
Bist ein Fremdling hier im Westen,
Fern von Deiner Heimat Strande.

Weine drum! — Allein die Stumme,
Wie vermöchte sie zu weinen?
Nein, sie weiß von keinem Grame,
Keinem Kummer gleich dem meinen.

Aber könnte sie empfinden,
O, sie würde sich mit Thränen
Nach des Ostens Palmenhainen
Und des Euphrat Wellen sehnen.

Nicht gedenkt sie deß, und ich auch,
Fast vergaß ich meiner Lieben,
Seit mein Haß auf Abbas Söhne
Aus der Heimat mich getrieben.

So war der Mann, der den ersten Entwurf der Moschee von Cordoba veranlaßt hat. Er erkannte sofort, daß die Loslösung eines Teils der islamitischen Welt von dem bisherigen großen Ganzen nur möglich war, wenn er für die Volksmasse einen glänzenden religiösen Mittelpunkt schuf, welcher der Anziehungskraft der Kaaba einigermaßen die Wage halten konnte. Die Großartigkeit des Plans der Moschee entspricht wohl der Wucht seiner Persönlichkeit, sowie auch seinem poesievollen Sinne. Das Werk, das sein Sohn in zehn Jahren fertigstellte, hatte noch nicht die Ausdehnung des gegenwärtigen, aber doch bereits den bestimmenden Grundzug, den des Säulenwaldes. Es war ein Rechteck, bestehend aus elf Schiffen oder besser langen Säulengängen, deren mittelster, etwas breiterer, auf das Mihrab, die allerheiligste Gebetsnische, zu leitete. Man hat darauf hingewiesen, daß die Araber in Spanien damals noch gar keine eigenen Baumeister haben konnten, daß deshalb Spanier selbst das Werk im Auftrage des neuen Emirs geschaffen haben müßten, und daß es somit gleichsam noch der nationalspanischen Kunst zum Verdienste angerechnet werden müsse. In Bezug auf das Handwerksmäßige an dem Bau ist dies ohne Zweifel zuzugeben, aber seiner Art nach ist er für Spanien so etwas Neues, so völlig Eigenartiges, daß man den Geist der neuen Männer darin wird erkennen müssen.

Mehr als hundert Jahre später verschönerte Abderrachman III. das Gotteshaus durch ein kostbares, später leider zerstörtes Minaret. So trug es nun auch einen Stempel von dem größten aller Omaijadenherrscher; denn das war dieser Fürst, von dem man sagt, er besaß das Genie seines gleichnamigen Ahnherrn, doch nicht seine Fehler. Mit gewaltiger Hand, als Kriegsmann ebenso hochragend, wie als Diplomat, stellte er die unter schwächeren Vorgängern fast wieder zer-

trümmerte Macht von neuem her und erweiterte sie zu ihrem größten Umfang. Er erst vollendete das politische Werk des ersten Abderrachman, indem er den immer noch beibehaltenen Scheintitel eines Emirs, d. h. eines Statthalters des Kalifen von Bagdad, beseitigte und sich ebenfalls Kalif nannte. Er sah an seinem Hofe die Gesandtschaften Europas und Afrikas und hob seine Residenz zu jener Blüte empor, die wir zu Anfang schilderten. Gerechtigkeit und Güte werden ihm nachgerühmt. Besonders aber muß er ein fabelhaftes Finanzgenie gewesen sein, denn obwohl er neben all seinen sonstigen erstaunlichen Ausgaben auch die Paläste der Sachrá aufführte, so hinterließ er doch einen baren Schatz von 20 Millionen Goldstücken, und zwar, was am meisten sagen will, nicht auf Kosten der Wohlhabenheit seines Volkes.

Ist Abderrachmans I. Leben dem wilden Gießbach zu vergleichen, der in schäumenden Strudeln durch Klippen und düstere Felsklüfte sich seine Wege bahnt, ist Abderrachmans III. königlicher Wandel der breitfließende Strom, der stolzen Segen auf seinem Rücken dahinführt, so ähnelt die Zeit Hakams II., seines Sohnes, nun der ruhigen See-Erweiterung, in deren klarem Glanz sich Gärten und Städte friedlich spiegeln. Dieser Fürst genoß und pflegte die Früchte der Arbeit seiner Vorfahren auf der sicheren Höhe der Macht. Nicht kraftlos war er; auch er verstand erforderlichen Falles energisch die Waffen zu gebrauchen, und stete Festigkeit zeichnet seine Regierungshandlungen aus. Aber er war in erster Linie ein Mann des Friedens und ein lebhaft beteiligter Förderer aller Werke desselben. Die Geschichte nennt ihn den gelehrtesten Herrscher, der je gelebt, und berichtet, daß er von der großen Cordobanischen Bibliothek allein 400000 Bände zusammengebracht und — gelesen haben soll. Letzteres ist selbstverständlich eine komische Übertreibung und charakterisiert den Mann auch

ganz falsch, denn er war durchaus nicht nur ein verbohrter Bücherwurm.

Hakam II. ist als der wesentlichste Förderer des Ausbaus der großen Moschee anzusehen, und zwar in dem Sinne, wie es seiner Art wohl entspricht. Er veränderte nicht den genialen Entwurf Abderrachmans, sondern verlängerte nur die elf Säulenreihen bis zu ihrer heutigen Ausdehnung und legte das neue Mihrab am Ende an; vor allem aber ist ihm, dem Erben der Schätze des Vaters, hauptsächlich jener unglaubliche stoffliche und künstlerische Reichtum der inneren Ausstattung zuzuschreiben, von dem die Moschee heute leider nur noch einen Abglanz bewahrt.

Der letzte Erweiterungsbau endlich knüpft sich an den Namen eines Mannes, der nicht zum Geschlecht der Omaijaden selbst gehört, aber doch eine der allermerkwürdigsten Personen ihrer Epoche ist, an Ibn Abi Amir, den allmächtigen Reichsverweser des schwachen Hischam II., gewöhnlich mit dem Titel benannt, den er später annahm, Almansor. Er ist ein Schuft und ein Genie. Auch er ist Fatalist: schon als Jüngling in niederem Stande spricht er zum Hohngelächter seiner Genossen die Behauptung aus: „Ich werde einst Herrscher dieses Reichs sein.“ Wirklich kommt er an den Hof und arbeitet sich nun langsam empor, als glatter, liebenswürdiger Kavalier, Liebling des Serails und eleganter Zauberkünstler in schwierigen Finanzverhältnissen. Anscheinend nur ein Hofschranze wie andere auch, gelangt er in Wirklichkeit bald zu einer völlig teuflischen Macht über die einflußreichste Person am Hofe, die leidenschaftliche Königin-Mutter Aurora, die diesem Manne zu Liebe die geistige Entwickelung ihres eigenen heranwachsenden Sohnes für immer hintanhält. So gewinnt er Gewalt auch über die Seele dieses jungen Mannes, dessen Thronrecht er zuvor durch einen grausigen Mord des Bruders be-

festigt hat, und schließlich auch über seinen Körper, indem er ihn unter dem Vorwande der Sicherung in die von ihm selbst gegründete Residenz Sahira einschließt, und wird nun wirklich der allmächtige Regent. Dabei aber ist nicht zu leugnen, daß er die Macht, die er ein Vierteljahrhundert besessen, mit stolzer Kraft und zur höchsten Verherrlichung des Reiches von Cordoba geführt hat. Gelang es ihm doch unter anderem sogar, das teuerste Heiligtum der spanischen Christen, das Grab des heiligen Jakob in Compostella, zu erobern. — Dieser Mann nun fühlte eines Tages, als gelegentlich eines kleinen Eidbruchs und Mordes an einem Nachkommen des Propheten das Mißvergnügen des Publikums in der Hauptstadt einmal einen unbehaglichen Grad erreichte, und zwar vornehmlich infolge des Murrens der Geistlichkeit, mit der nicht zu spaßen war, plötzlich das unüberwindliche religiöse Bedürfnis, die große Moschee zu erweitern. Er fügte zu den elf Schiffen auf der Ostseite noch acht neue hinzu. Das paßte zwar nicht zu dem Plane des Ganzen, insofern nun die Hauptachse mit dem Mihrab aus der Mittellinie herausgerückt wurde, aber es beseitigte den Zweifel an der Orthodoxie des Regenten, und um so gründlicher, als das Material des Baues durch von ihm gefangene Christensklaven aus den von ihm zerstörten Christenkirchen des Nordens auf den Häuptern nach Cordoba getragen werden mußte. Auch in diesem neuen Zuge des Bauwerks liegt etwas von dem Wesen seines Gründers mit eingeschlossen: es ist eine prunkvolle, blendende Zuthat, nicht organisch aus dem Ganzen erwachsen.

So ist die Moschee von Cordoba der Riesenbau geworden, den wir heut bewundern.

In früher Nachmittagsstunde eines hellen Oktobertages wandelte ich durch das Labyrinth enger Gäßchen zur Moschee.

Sie ist rings von Gebäuden umschlossen; nur ein schmaler Umgang sondert sie von diesen. Aber das Bauwerk, das sah ich bei der Umwanderung sogleich, bedarf auch eines größeren Sichtraums nicht, es ist wie die meisten maurischen Bauten Spaniens mit geringer Rücksicht auf die Außenwirkung angelegt. Nur ein einziges arabisches Bauwerk hat auf mich einen unmittelbar großartigen Eindruck gemacht: das Eingangsthor zur Alhambra. Dies weitgedehnte Rechteck hier von langen Mauern mit treppenförmig ausgezackten Zinnen und gleich flachen Festungstürmen vorspringenden Stützpfeilern ähnelt dagegen einem alten, schwerfälligen Kastell. Gelblicher Putz überzieht die Wandflächen, ist aber zum großen Teil abgesprungen, und Unkraut wuchert in den Steinfugen. Zwischen je zwei Pfeilern unterbrechen hufeisenbogige Fensteröffnungen das Mauerwerk, die zwar mit hübscher Ornamentik umrahmt sind, aber zu unvermittelt in der häßlichen Fläche liegen, um es zu einer architektonischen Wirkung zu bringen. Die räumliche Größe, die zum Begriff des Erhabenen gehört, erreicht die Moschee nicht durch mächtiges Emporsteigen ihrer Massen über die Umgebung, sondern durch Flächenausdehnung. Die Höhe der Mauer schätzte ich von dem verschieden hohen Boden aus nirgends über zwanzig Meter, die Länge meines Umgangs aber beträchtlich über einen halben Kilometer.

Durch die schöne, hufeisenförmige, mit prächtig ornamentalen Bronze-Thorflügeln versehene Puerta del Perdon, das „Thor der Gnade“, trat ich nun in den „Orangenhof“, den Vorhof der Moschee. Welch würdiger Gedanke der Muhammedaner, ihre Gotteshäuser mit solchen Vorhöfen auszustatten! So kam der Gläubige nun nicht unmittelbar aus dem Gewühl der Weltstadt in die heiligen Räume, sondern er fand erst einen stillen Vorplatz, wo er sein Herz zur Andacht sammeln konnte. Und was für einen lieblichen Platz: zwar schon ab-

gesondert vom Getriebe durch hohe Umfassungsmauern, aber noch unter Gottes freiem Himmel und in dem köstlichen Duft der Orangenbäume, die ihn beschatteten! Hier verrichtete er an dem Springbrunnen in der Mitte des Hofes die vorgeschriebenen Benetzungen und nahte dann den geweihten Thoren. Orangenbäume, in parallelen Reihen gepflanzt, bilden noch heute einen reizenden Schmuck des stillen Hofes. Auch ein paar schlanke Dattelpalmen ragen über das gemusterte Pflaster empor. Säulenhallen umgeben drei Seiten des Hofes, an der vierten öffnen sich die Zugänge zur Moschee. Einst waren es neunzehn offene Hufeisenthore, so viel, wie die Moschee Schiffe besitzt, d. h. die Säulengänge des Innern thaten sich eben als offene Hallen gegen den Orangenhof hinaus auf; der poesievolle Gedanke des Baumeisters war der, daß sich die steinernen Säulenreihen des Innern in den Reihen der lebendigen Orangenbäume, die ihre Verlängerungen bilden, fortsetzen sollten. Jetzt sind die Thorbögen leider bis auf drei vermauert.

In hoher Erwartung betrat ich den westlichsten Eingang. Gelbliches Dämmerlicht umgab mich statt der weißen Helle da draußen, so daß mein erstes Gefühl Blendung und Verwirrung war. Die Blendung löste sich bald; nicht so die Verwirrung, denn sie kam nicht von dem Lichte, sondern von dem, was ich vor mir sah. Eine Säulenallee dehnte sich, perspektivisch zusammenlaufend, in dämmerige Ferne hinaus, so daß der Blick nicht sicher war, ob er ein Ende unterschied. Rechts und links zur Seite schaute ich in eine dichtgedrängte Menge von Säulenstämmen, die zunächst wie ordnungslos aus dem Boden auftauchten und in einiger Entfernung die Aussicht durch schattiges Dunkel beschränkten. Den Eindruck der Großartigkeit, auf den ich mich gerüstet, vermißte ich durchaus: die Säulen waren nicht hoch, die Breite der Halle er-



Das Innere der Moschee von Cordoba.

schien gering, die abwechselnd gelb und rot gefärbten Steine der zahllosen Bogen, die ich über den Säulen sich wölben sah, ohne daß ich sogleich ihr System entwirren konnte, wirkten grellbunt und unruhig. — Und doch, dem Gefühl war von vornherein ein gewisses Etwas beigemischt, das eine Enttäuschung ausschloß; es war, als ob die Ferne rätselhaft lockte, als habe sie ein Geheimnis verborgen, das zu lösen ich nur wenige Schritte weiter zu thun brauchte.

Und nun ging ich, — ganz langsam zunächst. Welch ein Wunder! Die Säulen schienen zu wandern, so rasch und sonderbar verschoben sich ihre Perspektiven: hier that sich plötzlich schräg nach vorwärts eine eben solche Säulenhalle auf, spitz zulaufend und in der Ferne verschwindend, wie ich sie zuerst geradeaus hinabgeblickt; jetzt auch schräg nach rechts; jetzt wieder eine andere geradeaus. Neue Bogen in allen möglichen Verkürzungen wurden sichtbar, die gelblichen Gewölbe der Decke gliederten sich in den verschiedensten Schattenwirkungen. Hier herrschte braunes Dunkel unter den Säulen, dort fiel der bunte Schein farbiger Glasfenster auf den Fußboden. Und immer lockten neue Formen mich weiter.

Allmählich entwirrte sich so der Plan des Ganzen. Die Säulenreihen laufen parallel mit den Seiten des Gebäudes, kreuzen sich also rechtwinklich; sie bilden auf diese Weise 19 Längsschiffe und 36 engere Querschiffe. Je zwei der etwa vier Meter hohen Säulen sind über dem Kapitäl durch einen aus abwechselnd gelben und roten Steinen gefügten Hufeisenbogen verbunden; dieser jedoch ist nur Zierrat, er schwebt frei in der Luft, denn auf jedem Säulenkapitäl erhebt sich noch ein viereckiger Pfeiler bis zur doppelten Höhe. Von diesen Pfeilern entspringen über den ersten Bogen neue, ebenso gefärbte Rundbogen, die nun erst die gewölbte, bis gegen neun Meter Höhe ansteigende Decke tragen. Die Säulenreihen

stehen so, daß man sowohl in gerader Richtung, wie auch schräg die scheinbar unendlichen perspektivischen Ausblicke hat, von deren Wesen, wenn auch nicht ihren Ausmaßen, der mit Spiegeln hergestellte Irrgarten in Castans Panoptikum zu Berlin eine Vorstellung gewähren kann. Zur Vermehrung der wunderbaren perspektivischen Wirkungen tragen die freischwebenden und die darüber gespannten Doppelbogen ganz besonders bei. Die Grellheit der bunten Steine verschwindet schnell, die Färbung fügt sich in die gelbrötliche Dämmerung recht gut ein, und wenn sie auch immer etwas fremdartig Unruhiges behält, so ist das offenbar nicht ohne künstlerische Absicht.

Weiter und weiter wanderte ich, hierhin und dorthin; ich konnte mich an dem reizvollen Spiel der sich unablässig verschiebenden Formen nicht ersättigen, und mehr und mehr kam mir nun auch die Großartigkeit des Bauwerks zum Bewußtsein. Wahrhaftig, das war in der That der steinerne Wald, mit dem man die Moschee so gern vergleicht: wie Palmenstämme stiegen die schlanken Säulen empor, wie breites Geäst verzweigten sich oben die Bogen ineinander. — Der schattigen Dattelhaine in den Gärten von Damaskus gedachte wehmutvoll der erste Omaijade: es ist, als hätte seine Sehnsucht sie hier in diesem steinernen Walde mit seinen zauberischen Schatten in künstlerischer Verklärung wieder erstehen lassen wollen.

Plötzlich drang Orgelton zu mir und dumpfer Chorgesang. Einen Augenblick war ich verblüfft, bis mir einfiel, daß die Moschee ja heute eine christliche Kathedrale geworden ist, und daß unerhörte Barbarei zu diesem Zwecke mitten in den Säulenwald Abderrachmans einen Hochaltar und den in Spanien üblichen ummauerten Coro hineingebaut hat, Zuthaten, die zu dem Ganzen noch weit weniger passen, als die Faust

aufs Auge — denn für den Urheber dieser künstlerischen Greuelthat scheint mir die ganz gut dahin zu passen. Der Bischof Alonso Manrique — ein Herostratos, dessen Name eigentlich vergessen werden sollte — erbat sich 1523 von Karl dem Fünften in majorem Dei gloriam die Erlaubnis dazu aus. Karl, welcher die Moschee, die bereits dreihundert Jahre auch so den christlichen Zwecken genügt hatte, noch nicht besucht, gab dieselbe trotz des leidenschaftlichen Widerspruchs der Cordobaner; als er aber später das Unheil sah, rief er bestürzt: „Ihr habt etwas gebaut, was ihr oder ein anderer anderswo auch hättet bauen können, aber ihr habt etwas zerstört, was einzig war in der Welt!"

Ich suchte, dem Klange folgend, den Bau auf. An sich ist er prächtig und geschmackvoll, teils gotisch gewölbt, teils in den reichen Formen der Renaissance des Cinquecento gehalten, hier aber verträgt sich weder sein Stil mit dem der maurischen Hufeisenbogen, noch die plötzlich emporspringende große Deckenhöhe des Coro mit den niedrigen Hallen der Umgebung, noch die blendende Helle der Wände mit dem farbigen Dämmerlicht des Übrigen, und was das Schlimmste ist, der größte Teil der herrlichen Durchblicke ist durch seine Ummauerung verkürzt und die Gesamtwirkung des freien Säulenwaldes auf immer vernichtet. Der Chorbau ist ein Bubenstreich, der mit Trauer erfüllt, wenngleich er nun wenigstens dazu dient, die Größe der Moschee recht klar zu machen; denn man muß ihn wirklich suchen, obwohl er die Mitte ausfüllt, und erst wenn das Auge die Harmonie des ganzen Entwurfs der Omaijaden deutlich erfaßt hat, kommt die Störung zum Bewußtsein.

Zweihundert Säulen etwa sind zu Gunsten des Chorbaus zerstört, 860 monolithische Schäfte ragen noch heute im Innern der Moschee empor. Man sagt, daß die alten Römer-

tempel aus dem ganzen Machtbereich des Kalifats, bis nach Narbonne hin, zu dieser Fülle beigesteuert hätten. Auch die Ruinen von Karthago sollen ihre Marmorschätze hergegeben, ja der Kaiser von Byzanz selber soll eine Anzahl besonders kostbarer Säulen geschenkt haben. Farbiger und weißer Marmor, Granit, Porphyr, Jaspis, eine schöne buntsprenkelige Breccie u. a. m. sind unter den Steinarten der Säulen vertreten, die Mehrzahl allerdings entstammt nachweisbar Steinbrüchen aus der Nähe von Cordoba. Dieser Mannigfaltigkeit der Stoffe entspricht der Reichtum der Kapitäle. Von jeder Symmetrie außer der ungefähr gleichen Größe scheint der Baumeister bei der Auswahl der letzteren mit Bewußtsein abgesehen zu haben, und so ist die Moschee ein wahres Museum von Kapitälformen geworden. Da sieht man den korinthischen Akanthos und die ionische Schnecke neben dem abgestutzten Würfel der Byzantiner. Namentlich der Reichtum der lateinisch-byzantinischen Mischformen mit ihrer Vereinigung aller möglichen Motive ist erstaunlich: schmale Schilfblätter, steife stilisierte Blattgebilde, ähnlich unseren Hyazinthenblättern, neben eleganten Palmenwedeln, Eierstäbe, eckige Zackenkränze neben schön gekerbten Muschelformen umranken den Säulenkopf. Der Fußboden, jetzt mit schlichten Fliesen belegt, trug ehedem ein kostbares Mosaik-Pflaster; an Stelle der heutigen geweißten Steinwölbung spannte sich eine kunstvoll geschnitzte und in herrlichsten Farben gemalte Holzdecke über den Rundbogen; farbiger Marmor und Goldmosaiken waren verschwenderisch an den Wänden des Gotteshauses verteilt, so daß es zur Zeit seines Glanzes von überwältigender Pracht gewesen sein muß.

Eine Ahnung davon gewährt noch heute das Allerheiligste der Moschee, die „Maksurah“. Dies ist der umgitterte Raum, der den Vorhof für das „Mihrab“ bildete, für die

Gebetsnische, in der jenes unermeßlich heilige Koran-Exemplar aufbewahrt wurde, das Othmans, des zweiten Nachfolgers des Propheten, eigene Hand geschrieben. Drei mit einander verbundene Kapellen an der Südwand des Säulenlabyrinths bilden die Maksurah. Hier nimmt die Architektur geradezu übermütige Formen an. Zwei Säulen sind jedesmal übereinander gesetzt, und zwischen ihnen spannt sich ein Netz von kecken Zackenbogen, die in der Luft sich kreuzen, durcheinander wachsen, sich wieder trennen, alles anzusehen wie leichte Schnitzerei in weichem Holz und doch aus schweren Quadern gefügt. Sie tragen eine bis zu fünfzehn Metern ansteigende gewölbte Kuppel von schöner Form. Diese Kuppel sowohl, wie die Rückwände der Kapelle schimmern noch heute in einem unglaublichen Reichtum herrlichster Mosaikarbeit. Auf funkelndem Goldgrund schlängeln sich künstlich stilisierte Ranken, Baumzweige mit Ananasfrüchten und sternförmigen Blumen in blauen, roten, grünen und gelben Farben, ein tiefblaues Band, mit goldener Schrift wie mit kostbarer Stickerei bedeckt, zieht sich rings um die Kuppel; Koransprüche in stilvollen kufischen Buchstaben hängen auch sonst wie Velarien an den Wänden hernieder, farblose, aber fein ausgemeißelte Marmorplatten wechseln mit den bunten Flächen ab.

Den Höhepunkt erreicht die musivische Kunst, deren byzantinische Herstammung nicht zu bezweifeln ist, an dem breiten, köstlich geschwungenen Hufeisenbogen, der die kleine, in die Rückwand eingelassene Gebetsnische, das Mihrab, überwölbt. Hier ist jede der abgeschrägten Quadern in anderem Muster gehalten. Die aus vergoldeten Steinchen und farbigen Glasplättchen gebildete Mosaik dürfte zu den schönsten gehören, die es in der Welt giebt. Leider ist in der Dämmerung all diese Pracht mehr zu ahnen, als deutlich zu unterscheiden. Der Führer, der uns das Gitter der Maksurah geöffnet,

hält ein Licht gegen den Hufeisenbogen, und nun blitzt und sprüht das bunte Gefüge wie Hunderte in Gold gefaßter Juwelen. Im Innern ist das Mihrab ein kleiner, von glatten Marmortafeln polygonisch abgeschlossener Raum, den eine große, kunstvoll in einem einzigen großen Block ausgekerbte Marmormuschel, überdacht. In der Mitte stand das Pult aus unschätzbarem Holz, auf dem der Koran lag; rings um diese Stätte zieht sich am Fußboden noch jetzt die Vertiefung, welche die Kniee anbetender Muselmanen in die Steinplatten eingeschliffen haben.

Als der Halbmond noch über den Zinnen Cordobas ragte, da war hier an den großen Festtagen der Mittelpunkt eines berauschend glanzvollen Gottesdienstes. Siebentausendfünfhundert Lampen aus Silber und anderem kostbaren Erz ergossen ein Meer von Licht in die Hallen, in der Maksurah selbst ein herrlicher Kronleuchter, der von der Kuppel herniederhing und ihre Mosaik in Brillantfeuer erstrahlen ließ. Der Kalif selbst kam durch einen verborgenen Gang, der die Maksurah mit seinem Alkazar verband, und wohnte im schimmernden Kreise seines Hofes der heiligen Handlung bei. Wundersam erschollen die Gesänge der Muballigs durch die unendlichen Räume, und zwischen den Stämmen des Säulenwaldes drängten sich in weißen Feiertagsgewändern die Zehntausende, von nah und fern herbeigekommen, um in der Moschee des großen Fürsten zu beten, die ja an Heiligkeit der von Jerusalem gleichkam und nur der Kaaba selber nachstand.

Der Eindruck einer solchen Feier in diesem Hause muß gewaltig gewesen sein, aber anderer Art, als ihn die Kathedralen des Katholizismus ausüben. Wenn wir die Riesendome von Köln, Straßburg oder Mailand betreten, so erfaßt unser Blick mit einem Male die gesamte Wölbung des Innenraums, und zwar als den grandiosen Rahmen zu dem im Hinter=



Das Allerheiligste der Moschee von Cordoba.

grunde, überall sichtbar, emporragenden Hochaltar, auf welchem, vor aller Augen zugleich, die heilige Messe zelebriert wird; das Ganze sucht, mit einem Wort, seine Wirkung in der Wucht des plötzlichen Eindrucks von einer das Menschenmaß überragenden, gleichsam göttlichen Kraft und Größe. Anders dieser muhammedanische Tempel. Er hat etwas von dem Geheimnisvollen der arabischen Märchen an sich; wir denken an die Zaubergemächer unter der Erde, deren von Edelstein gebildete Räume den Wanderer weiter und weiter ins Unbekannte, Wunderbare hineinlocken. Man stelle sich den schlichten Landmann von der einsamen Huerta oder den rauhen Glaubensstreiter aus fernem Grenzlande vor, wie er zum erstenmale den Orangenhof betritt. Mußte nicht schon der Blick von hier in die rötlich goldenen Lichtmassen der offenstehenden Hallen ihn märchenhaft anmuten? Wenn er dann klopfenden Herzens hineinging, so dehnte sich vor ihm zunächst unabsehbar der bunte Zauberwald; aber aus der unsichtbaren Ferne tönten heilige Gesänge, zwischen den Stämmen blitzte und wogte es rätselvoll von Farben, Lichtern und Gestalten. Langsam schritt er den ihm gewiesenen Weg, wo das berühmte Mihrab liegen und der große Kalif thronen sollte; deutlicher und deutlicher entfaltete sich das Bild vor ihm, dichter wurden um ihn die Massen der Gläubigen, stärker der Lichterglanz zwischen den ferneren Säulen — endlich lag die heilige Maksurah, eng umkniet von den Scharen der Beter, in berauschender Pracht vor ihm. Wandte er das Haupt zurück, so hatte ihn jetzt der Wald von Säulen umschlossen, eingesogen, die Stelle des Eingangs ihm verhüllt; er war nun wie entrückt von der Erde, als wandle er bereits in den Hallen des Paradieses, und als führe die magisch funkelnde Pforte dort im Hintergrund des Allerheiligsten zur Wohnung des Allmächtigen selbst. —

Ich hatte mitten in der Moschee liebe Freunde aus Huelva getroffen und war längere Zeit mit ihnen in den Räumen herumgestrichen, aber mit ihnen hinausgehen konnte ich noch nicht; es verlangte mich danach, noch einmal das einzige Bild dieses verwaisten Gotteshauses in voller Einsamkeit zu genießen. Sie allein ist doch die rechte Gefährtin in großen Stunden. Es war Abend geworden, länger und röter fielen die bunten Sonnenlichter auf den Fußboden; der Chorgesang der Priester war verstummt, von dem lästigen Führer hatte ich mich losgekauft, ich schien der einzige in dem ganzen Raume. Und nun wanderte ich noch lange, lange hin und wieder durch die dunkelnden Hallen des versteinerten Palmenhains, und mir war's, als zöge ein leises Rauschen durch das krause Geäst zu meinen Häupten, wie ein ferner Nachhall der Gebete, die aus Millionen brünstiger Menschenseelen einst zu ihm emporgestiegen. — Wo sind heute die Millionen? Verwischt sind selbst die Spuren ihrer Gräber, vermodert die letzten Flocken des heiligen Koranbuches, das die Eroberer unter ihren Füßen zerstampft haben, und kommen wird der Tag, wo auch diese Säulen stürzen und die schimmernde Kuppel der Maksurah auf den Fliesen des Fußbodens zerschellt.

Kapitel X.

Zu den Bergen Granadas.

Obwohl die Sonne bereits sehr tief stand, als ich die Moschee von Cordoba verließ, erstieg ich doch noch den barocken Glockenturm, der in christlicher Zeit an Stelle des verschwundenen Minarets am Orangenhofe errichtet ist. Selten erheben wir uns allein durch Besteigung eines menschlichen Bauwerks hoch genug über die Erdoberfläche, um einen deutlichen Einblick in die größeren Züge der geographischen Gestaltung des Landes zu erhalten; hier aber ist ein Punkt, wo ein solcher sich in ungewöhnlichem Maße darbietet. Mittel- und Nordspanien wird bekanntlich zum größten Teil von einem einheitlichen, mächtigen Hochlande gebildet, das auf seinem Rücken die weiten Ebenen von Alt- und Neu-Kastilien trägt und nach allen Seiten steil abstürzt. Sein Randabfall nach Süden, dem Querabbruch einer großen Steintafel vergleichbar, ist das Gebirgsland, das mit dem Gesamtnamen Sierra Morena, das „braune Gebirge“, bezeichnet wird. Dies Gebirge ist also nur ein einseitiges: nur dem von Süden

kommenden Wanderer erscheint die von den herabrinnenden Bächen und Flüssen mannigfach zergliederte Wand als eine Bergkette. An die Sierra Morena schließt sich die Tieflandsbucht des Guadalquivir, keilförmig von Westen gegen Osten sich zuspitzend. Diese wieder wird im Süden von einem Gebirgslande begrenzt, das aber ein vollkommen entwickeltes Gebirge ist, eines der typischsten Beispiele jener gestaltenreichen bogenförmigen Faltungsgebirge, denen Alpen und Himalaya angehören.

Vom Turme der Moschee aus umfaßt nun das Auge diese drei so verschiedenen landschaftlichen Gestaltungen mit einem einzigen Blick, denn Cordoba liegt unmittelbar am Fuß des großen Plateau-Absturzes, und das Tiefland des Guadalquivir ist hier zugleich schon so schmal, daß das Auge auch bis zu den Gebirgen Granadas hinüberreicht.

Der Anblick der Sierra Morena war großartig. Gleich im Norden hinter dem Weichbilde der Stadt türmte sich das dunkle Gebirge empor, und zwar in sehr bezeichnenden Formen. Es erschien als ein völlig einheitlicher Riesenwall von vielleicht 400 Metern Höhe, zwar vielfältig zerkerbt, aber doch so, daß alle Aufragungen von ziemlich gleicher Erhebung waren; man hätte fast ein Lineal darüber legen können. Die Färbung war merkwürdig schokoladenbraun, ob vom Erdreich oder von der Pflanzendecke, konnte ich nicht unterscheiden. Zu meinen Füßen lag ein lächelndes Gefilde: der schöngewundene, von einer prachtvollen alten Maurenbrücke überwölbte Fluß, auf dessen Wellen das Gold der Abendsonne glühte; an seinem Ufer malerische Häusermassen, die finstern Mauern eines altertümlichen Kastells, weiterhin grüne Gärten mit Dörfern und Hazienden, und das Ganze dann plötzlich abgeschlossen durch die in den blauen Himmel aufsteigende düstere Bergwand. Doch auch den Abhang derselben kletterten Häusergruppen,

Kirchen und Klöster hinan und grüßten hoch oben vom vorspringenden Rande in die Ebene hinunter. — Ganz anders war der Blick nach Süden in die Ferne. Hier überflog das Auge zunächst weitgedehnte, leicht wellige Ebenen, deren Einzelheiten im Sonnenflimmer verschwammen. Erst am Horizonte ragten wieder Berge auf, aber gänzlich anders geformt, als die des Nordens. Wie Inseln am Horizont aus der Meerflut emportauchen und scharf abgegrenzt auf der glatten Fläche schwimmen, ganz so lagen dort in der Ebene die zart blaßblauen Silhouetten einzelner Sierren, jede deutlich individualisiert, in kühn gezackten, charaktervollen Linien aufklimmend und wieder hinabsinkend. Es war ein Anblick, der mich lebhaft an die Fernsicht der Balearengruppe auf dem Mittelmeer erinnerte.

Die Hauptverkehrslinie Andalusiens, die Bahn nach Madrid, folgt von Cordoba noch eine Strecke dem Fuß der Sierra Morena und klimmt dann in den kühnen Schluchten des Passes von Despeñaperros zum Hochlande hinauf. Erfahrene Reisende versichern, daß es auf der Erde kaum eine Stelle giebt, wo man einen überraschenderen und entzückenderen Landschaftswechsel erlebt, als hier, wenn man zur Zeit des Frühlings aus den öden Steppenflächen der Mancha durch die Engpässe herniedersteigt und sich plötzlich in der südlichen Blütenfülle Andalusiens findet. Mich hätte nun zwar auch der umgekehrte Weg locken können, aus der zugleich frucht- und blütenschweren Oktoberschönheit des Stromthals auf die sonnenversengten Hochflächen hinauf; aber vorerst wirkte ein stärkerer Zauber, als das Interesse an den durch Cervantes' unsterblich rührenden Helden geheiligten Gefilden der Mancha oder den Reizen des altersgrauen Toledo und des in stolzer Grandezza prangenden Madrid. Dort

vor mir im Süden, in der romantischen, blauduftigen Ferne, lag ja Granada, das märchenumwobene; ein alter sehnsüchtiger Jugendtraum fing an, Wirklichkeit zu werden: schon sah ich, phantastisch gezackt, die geheiligten Berge, zwischen denen es eingebettet liegt. Ich schnürte also mein Bündel, überließ die Stammländer der Krone Kastilien einstweilen ihrer Existenz und fuhr mit dem Frühzuge des nächsten Morgens nach Süden.

Eigentlich war es allerdings eine rechte Leichtfertigkeit, daß ich jetzt von der Straße nach Madrid abbog; ich beraubte mich selbst dadurch eines Hochgenusses, der mir nach menschlicher Voraussicht in diesem Dasein nicht zum zweitenmale zu teil werden wird, nämlich — für Rudolf Virchow zu gelten. Dies aber war folgendermaßen gekommen. Die spanische Regierung hatte den Festgästen von Huelva für die Rückfahrt durch Spanien über Sevilla, Cordoba, Madrid eine Preisermäßigung um 50% verschafft. Ich kann nicht sagen, daß es uns sehr wunderte, als am Tage der Abfahrt von Huelva höchstens die Hälfte der auf die Namen der angemeldeten Gäste ausgefertigten Karten, welche zu der Vergünstigung berechtigten, eingetroffen war. Noch viel weniger beunruhigt zeigte sich freilich die Verwaltung der Festlichkeiten, denn sie verteilte einfach unter diejenigen, deren Karten fehlten, die etwa ebenso zahlreichen Karten, zu denen die Personen ausgeblieben, d. h. trotz vorheriger Anmeldung nicht in Huelva erschienen waren, und so reiste ein großer Schwarm sehr ehrenwerter Leute damals unter Vorspiegelung falschester Thatsachen durch die Halbinsel. Ich beneide nun den trefflichen Señor Toda, den spiritus rector unserer Tagung in Huelva, noch immer um die eiserne Stirn, mit der er mir gerade die Karte des Geheimrats Virchow verabfolgte. Wenn ich dem verehrten Leser verraten darf,

daß ich der Wiege doch immer noch erheblich näher stehe, als dem siebzigsten Geburtstag, und infolgedessen schon überhaupt nicht wie ein Geheimrat aussehe, und daß ich vollends von Antlitz dem großen Gelehrten beinahe ebenso unähnlich bin, wie an Bedeutung, so wird er verstehen, daß ich einige schüchterne Einwendungen über die Durchführbarkeit meiner Rolle erhob. Señor Toda aber lächelte sie freundlich zu Boden und sagte: „Reisen Sie nur auf meine Verantwortung; Sie werden keine Schwierigkeiten haben.“ Und so geschah es auch: man hat mir nirgends eine Ovation gebracht, und augenscheinlich hat keiner der Schalterbeamten, Stationsvorsteher und Schaffner, welche die Karte prüften, meine europäische Berühmtheit zu würdigen gewußt.

Rasch führte mich der Zug aus den grünen Geländen der Guadalquivir-Ufer in reizlose, sonnenverbrannte Öde. Nur die großen Ölbaumkulturen, denen wir streckenweis begegneten, boten noch freundlichere Bilder. Die Zucht des Ölbaums, der schon im Altertum zu den wertvollsten Reichtümern der Mittelmeerländer gehörte, nimmt hier ganz außerordentlichen Umfang an. Die Pflanzungen haben in Andalusien die Ausdehnung von ganzen Forsten; stundenlang führt die Eisenbahn an diesen Baumreihen vorüber, die ähnlich wie unsere Obstgärten von Werder, nur entschieden noch viel sorgfältiger gerichtet und gehalten und in unvergleichlich ausgedehnterem Maßstabe, die Gehänge weithin überziehen. In der Ferne ähneln sie vollkommen mattgrünen gerippten Sammetteppichen, welche über die Hügel gelegt sind.

Bald verschwanden indes auch die Ölwälder, und nun dehnte sich wirkliche, typische Steppe zu beiden Seiten der Bahnlinie. Hier am unteren Laufe des Genil liegt eines der vier größeren Gebiete Spaniens, auf denen sich die in Europa sonst fast ganz unbekannte Vegetationsform der

Steppe entwickelt, und auf deren der Kultur bisher unzugänglich gebliebenem, gips- und salzhaltigem Boden nur die spröden Büschel salzliebender Pflanzen gedeihen. Unweit des Eisenbahnknotenpunktes Bobadilla liegt z. B. ein richtiger Steppensee, die Laguna Salada; er schien in der Dürre größtenteils eingedunstet, und sein bloßgelegter und mit einer weißen Salzkruste überzogener Boden sah von der Bahn aus täuschend einem frischen Schneefelde ähnlich.

Von Bobadilla ab führte mich die Bahn hart an dem Nordfuße jenes gewaltigen Bogens von Sierren entlang, dessen Anblick mich vor einigen Wochen von Süden, vom Meere her, so entzückt hatte. Hier freilich sah das Gebirge höchst unerfreulich aus. In unbeschreiblicher Öde stiegen die baumlosen Flanken empor, Schuttströme, von den zeitweiligen wilden Regengüssen hernieder geschwemmt, umhüllten hoch hinauf ihren Fuß; die Oberfläche dieser Schutthalden, aus rundlichen Rollsteinen gebildet, zwischen denen spärliches Gras wucherte, sah auf weite Strecken aus, wie ein kleinstädtisches Straßenpflaster. Hier und da durchbrachen neben der Bahnlinie scharfgezackte Klippen, zu gewaltiger Höhe emporgetürmt, die Geröllldecke, aber ihre starren Formen vermehrten nur den Eindruck der Öde. Allmählich bemächtigte sich des Herzens eine geradezu leidenschaftliche Sehnsucht nach dem, was unsere deutsche Landschaft so herrlich macht, nach dem Anblick des Waldes!

Endlich, endlich kommt wieder Leben in die Gegend! Der graue Ölbaum taucht wieder auf am Bergeshang, Pappeln, Akazien, Platanen erscheinen dazwischen; jetzt üppige Maisfelder, in schweren Kolben stehend, jetzt kleine Gehöfte mit grünen Gärten: wie der köstliche Schaum eines erquickenden Trankes quellen Laubmassen über das weiße Gemäuer der letzteren herüber. Jetzt eröffnet ein hochgewölbter

alter Thorbogen den Blick in einen prächtigen Blumengarten; er selbst, mit blühendem Gesträuch bewachsen und mit herniederhängenden Ranken bekränzt, ist ein Kabinettstück malerischer Schönheit; jetzt sehe ich einen Wasserlauf: wahrhaftig, rauschendes Wasser rinnt durch das Grün! — das verschmachtende Auge ist entzückt! O, man wird ja so dankbar hier; es ist wie ein Raffinement der Natur dieses Landes, daß sie ihre Schönheiten mit solchen Wüsten umgürtet und dadurch deren Reiz in außerordentlicher Weise steigert. Nun wirft sich gerade vor unseren Weg eine Gebirgsmauer, als wollte sie uns dräuend den Eintritt in die Gefilde von Granada verwehren, aber trotzig fahren wir darauf zu, wir tauchen hinein zwischen phantastische Felsen, durchfliegen ein paar Tunnel, rollen auf einer Eisenbahnbrücke über eine tiefeingerissene, mit Grün erfüllte Schlucht, wo der Genil in der Tiefe schäumt, und unser Zug hält angesichts der alten Feste Loja, der ersten Stadt in der Vega von Granada. An einem steilen Felsabhang klettern die altersgrauen Häuser vor uns empor, malerisch um ein trotziges Schloß geschart. Die Physiognomie dieses Stadtbildes ist noch heute kraftvoll und bedeutend; ehedem war der Ort gleichsam der Cherub an der Pforte des granadischen Paradieses, mit starker Wehr unmittelbar an der Stelle gelagert, wo die Erosions-Schlucht des Genil einen Ausgang ins Guadalquivir-Thal gebahnt hat.

Ostwärts von Loja dehnt sich vor uns nun weithin die berühmte Vega, jene schimmernde Thalmuschel, welche die königliche Perle Granada birgt. Das rings von zackigen Bergen eingeschlossene Flachbecken war in geologischer Vorzeit ein mächtiger See, dessen Wellen den Fuß der Sierra Nevada bespülten. Seit sein westlicher Abfluß durch die Schlucht von Loja sich so tief eingesägt hatte, daß sein Wasser völlig ablaufen konnte, liegt der Seeboden, vom Genil und seinen

Zuflüssen durchströmt und reichlich bewässert, als eine fruchtbare Gartenlandschaft — vega bedeutet dasselbe wie huerta, ein gartenähnlich angebautes Ackergefilde — inmitten der rauhen Gebirge, an Größe etwa dem Herzogtum Braunschweig vergleichbar.

Die Vega ist noch immer einer der blühendsten Landstriche Spaniens. Freundliche Ortschaften, mit grünen Geländen umgeben, ziehen sich am Fuß der Berge entlang, von denen das belebende Wasser herabquillt; mitten hindurch schlängelt sich, von Pappelgehölz begleitet, die tiefe Rinne des Genil. Der schönste Schmuck aber ist die Sierra Nevada, die das Becken im Osten abschließt. Suchend flog beim Eintritt in die Vega der Blick zu ihr hin, und da grüßte sie denn auch sogleich aus bläulicher Ferne herüber; zarte Lufttönung milderte noch ihre Farben, aber sie schimmerte doch köstlich mit ihrem mattblauen Fuße und der silbernen Schneebekrönung auf ihren Gipfeln.

Seit der Station Roda, wo die Bahn von Sevilla her sich mit der von Cordoba nach Granada vereinigt, fuhr ich auf einer Feststraße. Man erwartete die Durchfahrt der Königin-Regentin von Spanien, welche, so war es seit langen Monaten geplant, eine Rundfahrt durch einen großen Teil ihres Reiches machen sollte, um den dementsprechend zeitlich hintereinander geordneten Kolumbusfeierlichkeiten der Hauptstädte Spaniens die höchste Weihe zu geben. So war sie schon in Cadiz gewesen, in Huelva und in Sevilla. In letzterer Stadt aber gebot eine höhere Macht der weiteren Verfolgung dieser Pläne Einhalt. Die Krankheit des jungen Königs schob die Reise nach Granada Tag für Tag hinaus. An dem Tage nun, wo ich reiste, war die Ankunft der Königin von den Zeitungen ganz bestimmt vorausgesagt worden, und so fand ich auf jedem Bahnhof Guirlanden und bunte Wimpel,

feierlich dreinschauende Stationsvorsteher und eine Menge festlich gekleideter Menschen, vielfach in charaktervollen ländlichen Trachten. Jedesmal bei Einfahrt des Zuges gab es ein frohes Vorwärtsdrängen, vor Erregung glühende Gesichter, suchende Augen, gespannte, zum Viva-Rufen bereite Mienen — und dann die Enttäuschung darüber, daß es zum so und so vieltenmale wieder nichts war. Eines sah ich übrigens sehr bald, hier sowohl, wie noch mehr später in Granada, daß das monarchische Gefühl in dieser entlegenen Gegend im Grunde nur sehr mäßig entwickelt war. Ein herzliches, vertrautes Verhältnis zum Königshause bestand augenscheinlich nicht, man freute sich auf die Königin wie auf ein seltenes Wundertier. Nur ein Umstand fügte der Erwartung jener Tage etwas mehr Wärme hinzu: die Kourtoisie gegen die Person der Königin-Regentin. In diesem Sinne bestand allerdings ein wirkliches Wohlwollen gegen Maria Christina; nicht weil diese Frau die Herrin, sondern weil die Herrin eine Frau war. Aber freilich, mit jeder ritterlichen Huldigung, die man erweist, verbindet sich eine Steigerung der eigenen Selbstschätzung; daher empfand der Granadenser das stete Verschieben und schließlich völlige Ausbleiben des königlichen Besuches sehr lebhaft so, als würde die Höflichkeit, zu der er, der eigentliche Republikaner, sich in seinen Festvorbereitungen aus freien Stücken verstanden, nicht gewürdigt, und es kam schließlich zu recht ärgerlichen, gegen die konservative Regierung gerichteten Straßenkrawallen, von denen damals auch unsere Zeitungen berichteten.

Augenblicklich war es ja noch nicht soweit gekommen, aber eine ausgelassene Szene auf einer der kleinen Stationen vor Granada, die mir zufällig im Gedächtnis geblieben, warf doch trotz ihrer Gutmütigkeit gleich ein unzweideutiges Licht auf das Verhältnis der Einwohner zur Monarchie.

Vor dem grünberankten Bahnhofsgebäude drängte sich eine Gruppe Landleute aus der Vega, hübsche Gestalten, die untersetzten Männer mit rundem Filzbarett oder buntem Kopftuch, mit kurzen braunen Jacken und farbigen Gürteln, die schlanken Mädchen mit Blumen im dunklen Haar, mit buntem Rock und weißem losen Hemd darüber, die faltigen Ärmel hoch über den bräunlichen Armen aufgeschürzt. Ein strammer junger Bursch mit kecken Augen, die runde Mütze aufs Ohr gedrückt, stand inmitten einer Gruppe von Dirnen, deren bewundertes enfant chéri er zu sein schien; der riß plötzlich die Zigarette aus dem Munde und rief laut in die suchend um den Zug geschaarte Menge: „Seht da, die Königin! Viva la reina!“ Ungeheures Gelächter begleitete den Witz des Lieblings, denn sein Ruf galt einem alten zahnlosen Mütterchen, das aus einem Fenster der dritten Klasse herausschaute. „Viva la reina!“ erklang es jubelnd im Chor, und mit Händeklatschen drängte sich alles um den Wagenschlag. Die Alte aber hatte auch ihren Humor, sie ging zum unbeschreiblichen Gaudium der Menge augenblicklich auf die Rolle ein und winkte mit absichtlich grotesken Handbewegungen und lächerlich wackelndem Kopfe aus ihrem Fenster huldvoll dem Volke. Nunmehr hielt aus einem benachbarten Fenster ein schwarzhaariger Herr mit feistem Gesicht eine feierliche Ansprache heraus. Was er sagte, konnte ich nicht deutlich hören, sondern sah nur den Wiederschein auf den jauchzenden Mienen des Publikums, aber es mußte ganz ungeheuer komisch sein, denn Lachsalven unterbrachen ihn fortwährend, und zum Schlusse erscholl ein neues donnerndes: Viva la reina! Vom Erfolge berauscht, begann der Festredner unverzüglich eine neue, noch längere und noch komischere Rede; die Zuhörer, namentlich die Kinder, krümmten sich vor Gelächter, und das Bild der geröteten Wangen und blitzenden Augen, der leb-

haften und doch nie die Grenzen des Anmutigen überschreitenden Bewegungen der Gruppe war reizend, wenn auch die Szene für das monarchische Gefühl eines guten Preußen wunderlich genug erschien. Schließlich ließ der Redner die gesamte Jugend vor dem Fenster der unentwegt grüßenden „reina“ nach einander im Crescendo a e i o u!!! schreien, und dann rollten wir unter brausendem Jubel davon. — Auf der nächsten Station hatten die Alte und ihr Impresario allerdings die bekannte Erfahrung zu machen, daß die Gunst eines verehrten Publikums unberechenbar ist; er begann ganz dieselbe witzige Rede, und sie nickte ebenso eifrig, aber die Menge lachte sie einfach aus und wandte sich ab.

Infolge der Richtung der Bahnlinie hatte sich die Sierra Nevada nach dem ersten fernen Gruße den Blicken wieder entzogen; bei der Station Illora aber sprang sie von neuem hervor, nun in doppelter Nähe. Welch ein großer, königlicher Anblick! Stelle Dir auf rollender Meerflut eine blaue Welle vor, die breit heranzieht, höher und höher emporwachsend, denke sie Dir in dem Augenblick, wo sie sich überstürzen will und ihr Kamm in seiner ganzen Länge schon mit weißschäumendem Gischt gekrönt ist, plötzlich versteinert, und vergrößere Dir dann das ganze Bild ins Riesenhafte, so hast Du ein Gemälde der Sierra Nevada, wie sie hier vor mir lag. Man vergegenwärtige sich, daß sie volle 3000 Meter hoch über die Ebene von Granada emporsteigt; und zwar ragen nicht nur einzelne Zacken zu solcher Höhe auf, sondern das Ganze wölbt sich als breite, wenig gegliederte, wallartige Masse. Es war doch nicht ohne Vorteil gewesen, daß damals bei meiner Mittelmeerfahrt bereits herbstliche Wolken über die Sierra gelagert waren, denn sie hatten in stiller Arbeit den ganzen Kamm, den die Sommersonne immer zum großen Teil seines Schnees beraubt, mit einer jungen, weißen

Schneedecke bezogen. Heut waren die Wolken verschwunden, und die Schneehülle lag in blendender Reinheit da; scharf schnitt ihre untere Grenze gegen den dunkelblauen Fuß des Gebirges, die obere gegen den helleren Himmel ab; die Sierra war jetzt so strahlend schön, wie sie nur zu sein vermag. Am untersten Fuße der Bergwand aber schimmerte in der Ferne eine weißliche Häusermasse: Granada!

Beim Eintritt in die Stadt vom Bahnhof her ärgerte mich zunächst wieder der nachgerade langweilige Festflitter auf dem Hauptstraßenzuge! Nur prägte sich sogleich ein wesentlicher Charakterzug des heutigen Granada, die Ärmlichkeit, darin aus. Die Triumphpforte aus Landeserzeugnissen, Rüben und Säcken voll Mehl, war einfach, sinnig und geschmacklos! Es lag zwar etwas Rührendes in diesen Bemühungen, aber schöner wurden sie darum nicht. Selbst in den wundervollen Waldfrieden des Thals, das zur Alhambra hinaufführt, drang die Feststraße mit ihren schreienden rotgelben Stangen und Fähnchen ein. Glücklicherweise hatte man aber doch wenigstens vor der Zauberburg selbst Halt gemacht und nicht die Ungeheuerlichkeit begangen, auch diese zarten Gemächer noch mit bunten Lappen zu behängen. Es ist mir in diesen langen Festwochen recht klar geworden, wie unglücklich doch das Los der Könige in der Hinsicht ist, daß sie Land und Leute eigentlich niemals in normalem, sondern immer in ekstatisch aufgeregtem Zustande erblicken. Die Mittel, mit denen dies zum Ausdruck kommt, sind ja überall und immer dieselben: Guirlanden, Fähnchen und Tücher in grellen Farben; ein Anblick, der ein paarmal Freude macht, aber rasch abstumpft, denn er ist im besten Falle ein lustiges, aufgeregtes, bunt verwirrendes Bild, das aber im Grunde ästhetisch doch recht geringwertig bleibt. Was dem gewöhnlichen Sterblichen das Reisen von Ort zu

Ort so reizvoll macht, das Erfassen der charakteristischen Verschiedenheiten der Städte, der ruhige Genuß künstlerischer Bauten und Bildwerke, die gedankenvolle Hingabe an den Zauber großer historischer Denkmäler, die mit einsamem Ernste vor uns stehen, ist dabei unmöglich, diese Züge gehen unter in der überall gleichen Festuniform des Tages.

Das zweite, worin die Ärmlichkeit Granadas zum Ausdruck kommt, ist die entsetzliche Bettelei, die überall in Spanien arg ist, doch hier anscheinend den Höhepunkt erreicht. Es macht beinahe den Eindruck, als ob diese Stadt ein Deportationsort von Krüppeln aus dem ganzen Reiche wäre, solch eine Menge scheußlicher Mißgestalten sieht man hier. An dieser Ecke streckt Dir einer in jedem Wind und Wetter ein nacktes, bis auf die Knochen verdorrtes Bein entgegen, an jener hockt ein Greis mit zwei handlosen Armstümpfen, hinter der dritten stürzt ein Blinder, von einem Buben hastig vorwärts gezerrt, auf Dich los. Wie die Hummeln auf der Wiese von Blume zu Blume schwärmen, so pendeln diese Gestalten unablässig von einer Seite der Gasse zur anderen, um den Fremden mit unfehlbarer Sicherheit herauszufinden und anzufallen. Hier kann einem wirklich das christliche Mitleid manchmal etwas sauer werden.

Allerdings machte es mir doch auch Vergnügen, zu beobachten, wie selbst in diesem untersten bürgerlichen Stande der angeborene formelle Anstand des spanischen Volkes nicht immer ganz verschwindet. So wurde ich einmal — um dies gelegentlich hier einzuschieben — in Madrid von einem kleinen, hübschen, etwa zehnjährigen Buben um eine Gabe für einen blinden Violinspieler angesprochen, der mitten im Menschengewühl des Bürgersteigs auf seiner Geige kratzte. Ich gab etwas und kam nach einer Viertelstunde desselbigen Weges; es war spät abends, trüber Laternenschein, und eine

Fülle von Menschen lief fortwährend an dem Bettler vorüber, so daß ich mich nicht wunderte, als der Knabe mich zum zweitenmal anging. Ehe ich aber ein Wort erwidern konnte, erkannte er mich, trat sofort zur Seite und sagte mit einer allerliebsten Verbeugung, wie man sie bei unseren zehnjährigen Jungen lange suchen kann: Dispense Usted, Señor, „Verzeihen Sie, mein Herr!“

Meine Erwartung, mit dem Eintritt in Granada so recht in die alte maurische Welt versetzt zu werden, erlebte eine große Enttäuschung. Es ist ganz erstaunlich, wie sehr die Stadt hispanisiert worden ist. Von den alten Schlössern oben über Granada rede ich jetzt nicht; alles Übrige aber würde mich, wenn ich unbefangen gewesen wäre, in keiner Weise auf den Gedanken gebracht haben, daß wir hier in der Residenz des letzten Maurenkönigreichs stehen, dessen Blüte kaum oder noch nicht so lange dahin ist, wie beispielsweise die unseres alten Lübeck, Danzig, Nürnberg. Dies radikale Wegwischen der Vergangenheit wirkt höchst seltsam. Mir ist kein Haus aufgestoßen, das ich unbedingt in maurische Zeit zurückdatiert hätte; ich sah lediglich hohe, langweilige Gebäude, die mir höchstens 2—300 Jahr alt schienen. Dabei hatte die Stadt, trotz eleganter Cafés und vieler Läden mit allerhand modernem Krimskrams, und obwohl sie mit ihren 73 000 Einwohnern die neunte Stadt des Reiches und größer als Cadiz ist, bei weitem nicht den lebendig heiteren Eindruck dieses ja auch ganz modernisierten Hafenortes; es war etwas Mißfarbenes, Provinzlerisches, eine aufgeputzte Dürftigkeit in dem ganzen Bilde, das dem Eintretenden entgegensprang. Originell erschien mir nur ein Stadtteil, dieser allerdings im höchsten Grade, nämlich die Höhlenstadt der Zigeuner auf dem Albaycin; aber diese lernte ich erst später kennen.

Ich nahm meine Wohnung, wie ich, um in möglichst

spanischer Umgebung zu sein, schon öfters gethan, in einer Casa de huespedes. Dies ist eine Einrichtung, die sich am besten mit unseren Pensionen vergleichen läßt: man zahlt tageweise für Zimmer und Verpflegung, wie das in spanischen Hôtels übrigens auch durchgängig geschieht, aber man lebt gleichsam in der Familie, ißt am häuslichen Tische und tritt zu Wirt und Gästen in ein näheres Verhältnis. Ich fand ein sehr angenehmes Zimmer unmittelbar am Ufer des schäumenden Darro gelegen, mit freiem Blick auf die von prachtvollen, hochwipfligen Bäumen bestandenen Anlagen um das Theater und auf den großen Marktplatz daneben. Das Haus sah recht stattlich aus; die alte, schwere, eisenbeschlagene Thür führte zuerst auf einen überdeckten Patio, der mit einigen Lorbeerstöcken geschmückt war, dann stieg man eine frei hinaufführende Steintreppe empor zu den oberen Räumen. Stattlich waren auch die Wirtsleute. Er, Don Jeronimo, ein kleiner, untersetzter Mann mit ergrautem Haar und ebensolchem Zwickelbart. In seiner grauen Joppe, in der er stets einherging, im Hause und auf der Straße, sah er aus wie ein pensionierter Major. Und auch sein Gebahren war ein solches: jeder Zoll ein Caballero, stets in stolzer Haltung, von gemessenen Bewegungen und wortkargem Wesen. Ob er neben seiner Eigenschaft als Hausvater und Mann seiner Gattin noch irgend eine bürgerliche Stellung in der Welt besaß, konnte ich nicht ermitteln; jedenfalls schien er mir zu den zahlreichen Eheherren zu gehören, die zu der Erkenntnis durchgedrungen sind, daß die Theorie, der Mann müsse der Herr des Hauses sein, nicht immer durchführbar ist, daß man aber von jedem Manne von Haltung wenigstens verlangen darf, er müsse der Herr des Hauses — scheinen. Bei der Tafel oder bei sonstigen wirtschaftlichen Vorgängen spazierten die klugen Äuglein zunächst immer auf die vortreffliche Donna

Juanita hinüber, und war die Fühlung mit ihren Wünschen gewonnen, dann übernahm er mit einer unnachahmlichen Sicherheit, als das vollkommenste Bild eines Mannes, gegen dessen Befehle ein Widerspruch einfach unbegreiflich wäre, den Oberbefehl und wies der Dienerschaft mit kurzen ruckweisen Bewegungen oder Stirnrunzeln ihre Hantierungen an. Nie legte er selbst Hand an eine häusliche Arbeit, dies gestattete seine Würde nicht, aber mit bewundernswertem Scharfblick achtete er auf das Behagen seiner Gäste. So gelang es ihm vollkommen, eine geachtete Stellung im Hause einzunehmen, was neben der Señora gewiß nicht leicht war. Denn Señora hatte zunächst körperlich einen Umfang, daß man gut zwei Hausfrauen für Don Jeronimo aus ihr hätte machen können, die doch immer noch nicht auf einen Mangel an täglichem Brod hätten schließen lassen. Und auch an Energie ließ sie nichts zu wünschen übrig: alles in dem bewegten Hause ging am Schnürchen, pünktlich war das Essen auf dem Tisch, immer vortrefflich geraten, sauber wurden die Zimmer gehalten, und all das vollzog sich mit jener ruhigen Art, die den Eindruck gewährt, als ginge alles von selbst. Als ich sie das erste Mal sah, bekam ich allerdings, ich kann es nicht leugnen, einen namhaften Schreck, denn ein stachliger schwarzer Bart umstarrte die holde Oberlippe in einer Entwicklung, daß der Genuß des ehelichen Kusses für den Gatten schon längst zu den Jugenderinnerungen gehören mußte. Auch das Kinn umgaben einige ähnlich bewucherte Warzen. Ich war eigentlich drauf und dran, entsetzt die Miete rückgängig zu machen; aber als ich genauer in die lustig und wohlwollend zwinkernden Augen sah und die vielversprechende Sauberkeit der weißen Schürze festgestellt hatte, da fiel mir das köstliche Wort ein, das einstmals unsere alte Kinderfrau sprach, als meine Mutter sie unmittelbar nach der Geburt ihres ältesten Töchterchens

fragte: „Na, Luise finden Sie das Kind hübsch?“ Es war das — damals, denn später hat sich die Sachlage sehr vorteilhaft geändert — eine Zumutung, die allein aus einem Mutterherzen heraus begreiflich war; die ehrliche Person schwieg daher eine ganze Weile, dann sagte sie tröstend: „Lassen Sie man, Frau Pastern, Schönheit ist nichts, aber schöne Tugenden!“ So dachte ich auch und schlug tapfer in die dargebotene Hand. Ja ich kaufte noch am selben Nachmittag einen umfangreichen Rosenstrauß und hielt dann im Wohnzimmer, wohlvorbereitet, die längste Rede, die ich bisher in spanischer Sprache riskiert und in der ich nach erbetener gütiger Erlaubnis des Don Jeronimo Donna Juanita um Annahme dieser Blumen ersuchte.

Don Jeronimo behandelte mich seitdem als tadellosen Caballero mit einer freundschaftlichen Hochachtung, die bei seinem schweigsamen, förmlichen Wesen etwas äußerst Drolliges hatte. Regelmäßig holte er mich selbst zur Mahlzeit, und ich sehe noch zum Malen deutlich die kleine graue Gestalt in der Glasthür erscheinen und mit der in Spanien hierbei verbreiteten Geste — der Daumen und die zwei ersten Finger werden gegeneinander gelegt und mit der Pantomime des Essens gegen den Mund geführt — bitten: A comer! Ich begleitete ihn auf seinem Spaziergang am Darroufer, er gestattete gütigst, daß ich das Billet zum Stiergefecht für ihn bezahlte, dafür aber erschien er auch bisweilen bei mir im Zimmer und legte stumm irgend etwas vor mich hin, von dem er annahm, daß es mir als Reisendem Freude machen würde: alte römische Münzen oder einen wertvollen arabischen Azulejo, d. h. eine der schönen alten Fayencekacheln, die man in Granada noch zuweilen beim Abbruch der Häuser findet. Von den Deutschen hatte er, wie ich meist in Spanien gefunden, eine sehr schattenhafte, aber achtungsvolle Vorstellung. So fragte ich ihn einmal, welche spanische Zeitung für mich

als Ausländer die geeignetste sei, um mir ein von Parteiübertreibungen möglichst freies Bild der Zustände zu verschaffen. Hierauf empfahl er mir die „Epoca“; dieses Journal sei ohne Zweifel am meisten serio.

„Was meinen Sie mit serio, ist es das Gegenteil von alegre, heiter?“

„Nein, das ist es nicht, man kann sehr wohl serio und doch auch alegre sein. Un hombre (Mann) serio, ist ein hombre puntual (ein pünktlicher Mann), auf den man sich verlassen kann. Serio ist z. B. das Volk der Deutschen.“

Unsere Tischgesellschaft bestand vorwiegend aus Familien, zum Teil mit Kindern, die zum Feste hereingekommen waren, alles Nationalspanier mit geringem Horizont, aber alle mit jenem anständigen Benehmen, das hier immer wieder so erfreulich berührt.

Doch es war kein gewöhnliches Haus, in das ich geraten! Nein, eine der ersten Mitteilungen, die mir Don Jeronimo voller Stolz machte, war die, daß ich mein Schicksal zu preisen habe: in diesen Räumen wohne gegenwärtig auch die Stierfechtergesellschaft, welche von der Stadt für die große Festcorrida der nächsten Woche angeworben sei. Ich würde täglich mit ihnen speisen.

Es war mir in der That interessant, diese Art Leute, die in Spanien so maßlos vergöttert werden, einmal aus der Nähe kennen zu lernen. Bei uns denkt man sich wohl in der Regel eine Bande roher Schlächtergesellen darunter. Ich muß nun demgegenüber feststellen, daß sie als Tischgäste nicht leicht einen günstigeren Eindruck hätten machen können. Sie erschienen nur zu den Mahlzeiten, dann aber mit einer zurückhaltenden, höflichen Art und mit den gewandten und doch ruhigen Bewegungen von Leuten, die ihren Körper vollkommen beherrschen. Sie unterhielten sich ohne jedes laute

Wesen, aßen manierlich, bezeugten sich untereinander ein aufmerksames Entgegenkommen, ebenso auch den Mitgästen. Der eine war ein Picador, von schwerem Bau und breitem Gesicht; er sah am wenigsten fein aus; sein Gegenteil war ein kleiner, schlank und sehnig gebauter Banderillero mit hagerem Antlitz und tiefliegenden scharfen Augen. Der Espada, das Haupt der Cuadrilla, war mittelgroß, hatte ein etwas gebogenes Profil, bot aber sonst nichts Auszeichnendes; er war schwerlich eine jener berühmten Größen Spaniens, deren Ruhm und Einkommen ans Fabelhafte grenzen, sondern gehörte zu den dii minorum gentium, aber kraftvoll und entschlossen war der Ausdruck seiner Persönlichkeit. Die glänzenden Opernkostüme, in der wir sie uns vorstellen, trugen sie nur am Tage der Corrida, doch ganz wie andere Menschen kleideten sie sich auch am Alltag nicht, sondern sie hatten eigentümliche, kurze, braune Jacken und sehr knapp anliegende Westen und Beinkleider an, so daß ihre kräftigen oder eleganten Formen mehr als es sonst Sitte hervortraten. Und ferner besaß jeder am hinteren Teil seines im Übrigen sehr kurz geschorenen Kopfes ein dünnes, sorgfältig gepflegtes Zöpfchen, das zusammen gewunden und festgesteckt war.

Am Sonntag Nachmittag um drei Uhr begann das große, langerwartete Stiergefecht.

In Rom gewesen sein und den Papst nicht gesehen haben, gilt bekanntlich für eine Todsünde. Mir scheint aber, sie kann siebenmal vergeben werden, ehe es zu verzeihen wäre, wenn jemand, der Spanien bereist, um es wirklich kennen zu lernen, versäumte, ein Stiergefecht mitzumachen! Die Gelegenheit dazu findet er in der guten Jahreszeit immer. Ohne jeden Zweifel sind die spanischen Stiergefechte die eigenartigste nationale Sitte, oder besser Unsitte, großen Stils, die man in unserem nivellierten Europa noch finden kann.

Der Leser besorge nun nicht, daß ich ihn mit der ausführlichen Schilderung einer Corrida aufhalten werde; ein Stiergefecht erscheint für den Fremden im ganzen genau so wie das andere, und die wesentlichen Vorgänge dabei sind so oft geschildert und in ihrer geschichtlichen Entwickelung und kulturellen Bedeutung vorgeführt worden, von den charaktervollen Zeichnungen der Tauromachie Francesco Goyas an bis zu der ausgezeichneten Abhandlung von Wilhelm Joest*), daß ich ihre Bekanntheit voraussetzen darf. Nur meine persönlichen Empfindungen möchte ich wiederzugeben versuchen.

Entzückt hat mich der erste Anblick der riesigen Arena mit ihren Tausenden bunt gekleideter, fieberisch erregter Menschen, zur Hälfte von strahlendem Sonnenglanz übergossen: ein flirrendes Farbengewoge, das schon allein in eine aufgeregte Stimmung versetzt. Zugleich aber war das Bild so völlig fremdartig, daß ich zunächst wie im Traume dasaß, oder wie im Theater; selbst als unten der schwarze Stier schon in komischen Sprüngen herumraste und die Chulos vor ihm über die Barrieren flüchteten, hatte ich noch immer gar nicht das Gefühl der Wirklichkeit und des fürchterlichen Ernstes der Dinge dort unten. Viel trug dazu noch die unglaublich malerische Schönheit des über den Rand des Amphitheaters hereingrüßenden Landschaftsbildes bei: die pittoresken Häusergruppen oben auf dem Albaycin, darüber in silberner Glorie am blauen Himmel die Sierra Nevada. In diesem ganzen Rahmen denke man sich nun den ersten feierlichen Umzug der gesamten Quadrilla in ihren mit Stickerei überladenen Gewändern, die wirklich ganz so funkelnd sind, wie wir sie in „Carmen“ sehen, oder wie Villegas sie auf einer der letzten Berliner Kunstausstellungen uns vorführte, um zu ver-

*) Spanische Stiergefechte. Berlin 1889.

stehen, daß ich mich fragen mußte: Ist es denn möglich? Ist dies Wirklichkeit und nicht eine phantastische Oper mit künstlerisch raffinierter Dekoration?

Aber die Wirklichkeit kam gräßlich genug. Der erste Akt des Stiergefechts, der Kampf des Stiers mit den berittenen, lanzenbewaffneten Picadores ist einfach scheußlich, empörend bis zum physischen Ekel! Hier handelt es sich nicht etwa um ein ritterliches Ansprengen mit eingelegter Lanze gegen den Feind, wie man wohl denken mag, sondern um ein erbärmliches, zitterndes Stillstehen des abgelebten alten Kleppers, dem das rechte Auge verbunden und die Ohren mit Werg verstopft sind, bis der anspringende Stier, ducknackig aufstoßend, mit dumpfem Krach Roß und Reiter über den Haufen wirft. Der dick ausgepolsterte Picador läuft dabei so gut wie gar keine Gefahr, leider kaum die, sich die Rippen zu brechen, und dem Stier schadet die kurze, stumpfe Spitze der Lanze, die sich in seinen Nacken gebohrt hat, wenig. Stromweis dagegen, thatsächlich wie bei einem Fasse, aus dem der Spund herausgestoßen, schießt das Blut aus dem zerrissenen Bauche des Gauls. Unter Schlägen und Stößen der Chulos rafft dieser sich wieder auf, die Eingeweide quellen ihm hervor, so daß er sich darauf tritt und sie sich um die Füße schlingt. So humpelt das Tier, ein unsagbar gräulicher Anblick, stumpfsinnig durch die Bahn, bis entweder der Picador unter jauchzendem Gejohle der vollständig gefühllosen Menge wieder hinaufklettert, um es noch einmal gegen den Stier zu treiben, oder bis es zusammenbricht. Die Stufenleiter der Schändlichkeiten gegen das unglückliche Geschöpf ist damit aber, falls es der Tod nicht schleunigst erlöst, noch nicht zu Ende; wem daran liegt, ganz ausführlich zu erfahren, zu was für einer nichtswürdigen Bestie der Spanier in den Stunden der Corrida wird, den verweise ich auf die genannte Arbeit von Joest.

Etwas anderes wird es, sobald mit dem Auftreten der Banderilleros der „zweite Akt“ des Dramas beginnt. Hier ergriff auch mich das Interesse an dem Kampfe so weit, daß ich darüber die sittliche Mißbilligung der Tierquälerei, die ja auch jetzt noch geübt wird, zeitweilig vergaß. Denn hier kämpft nun wirklich der Mann selbst mit dem Stier. Beide treten einander Aug' in Auge gegenüber, und dieser setzt so gut sein Leben ein, wie jener. Es ist unleugbar ein Anblick voll kühner Schönheit, wenn die schlanke in jeder Bewegung federnde Gestalt des Banderillero hochaufgerichtet dem wütenden Tiere gegenübertritt. Einen Augenblick mißt er die Entfernung; dann streckt er seine zwei Banderillas — die flitterumwundenen Widerhakenstäbe — ungefähr horizontal vor sich hin, und in dem Augenblick, wo der Stier auf ihn zustürzen will, rennt er ihm anscheinend unmittelbar in die Hörner, stößt ihm beide Stäbe gerade über dem Gehirn in den Nacken und springt gleichzeitig so gewandt zur Seite, daß der tödliche Stoß in die Luft geht.

Unwiderstehlich ergreift endlich auch die Erregung, mit der von der ganzen Arena die letzte Katastrophe verfolgt wird. Alles Vorhergegangene hat nur den Zweck, den Stier zur denkbar höchsten Wut zu reizen; seine Augen sind blutunterlaufen, dumpfes Brüllen läßt er hören und peitscht die Flanken mit dem Schweif. Jetzt ziehen sich sämtliche Mitwirkenden zurück, der Espada betritt allein die Szene. Mit höchster Pracht gekleidet, in der Rechten die espada, den langen geraden Stoßdegen, von dem er seinen Namen trägt, ein glutrotes Tuch in der Linken, wagt er sich in unmittelbare Nähe des Tieres und spielt zuerst eine Weile in der verwegensten Weise mit ihm: er läßt es unter seinen Armen durchstoßen, faßt ihm womöglich mit der Hand zwischen die Hörner, kurz er führt eine Reihe Tollkühnheiten aus, deren

Bedeutung der Laie nicht voll zu schätzen weiß, und von denen man lediglich ahnt, daß sie höchst gefährlich sein müssen, nur aus allergenauester Kenntnis des Tiers und seines Benehmens erklärbar. Nachdem er damit das Publikum zur höchsten Begeisterung entflammt, nimmt er einen größeren Abstand vom Stier und wählt, die Espada vor sich hinstreckend, sein Ziel. Er muß genau eine bestimmte Stelle hinter dem Horn treffen, keine Fieber darf ihm also beim Stoße zucken; er muß zugleich so kraftvoll stoßen, daß der lange Degen bis in die Nähe des Heftes eindringt, sonst ist der Stich nicht tödlich, er muß endlich dabei dem rasenden Hornstoß des Tieres mit möglichster Eleganz ausweichen. Der Augenblick, wo beide bewegungslos einander gegenüberstehen, ist von einer schaurigen Spannung: kein Atem rührt sich in der Versammlung. Endlich ein Sprung, ein Blitz in der Luft! — es ist geschehen. In lässiger Ruhe steht der Espada zur Seite des Stiers, aus dessen dunklem Nacken nur noch der Griff des Degens hervorschaut. Ein Wanken und Schwanken des Tiers, Blut bricht aus Maul und Nase, endlich fällt es dumpf tönend zu Boden, und rasender Beifall erschallt dem Sieger. Der Stier wird von buntbetroddelten Maultieren herausgeschleift, der Sand geglättet, und das Schauspiel beginnt von neuem.

Ich habe vier Stiere ausgehalten, dann hatte ich zum höchsten Erstaunen meines wackeren Hausfreundes genug und machte einen längeren Spaziergang ins Freie, um erst einmal wieder ins Gleichgewicht zu kommen und mir klar zu werden, daß ich mich im neunzehnten Jahrhundert befand. Als ich am Abend in meine Wohnung zurückkam, waren auch unsere Stierfechter heimgekehrt und standen im Salon inmitten einer aufgeregten, bewundernden Menge von Hausgenossen, Freunden und Nachbarn. Einer der Banderilleros trat aus der Gruppe

auf mich zu und fragte mich, ob es mir Vergnügen machen würde, zum Andenken eine der beim heutigen Stierkampf gebrauchten Banderillas zu erhalten. Sowohl aus seiner verbindlichen Haltung, wie aus dem allgemein lächelnden „Ah!" der Umgebung merkte ich, daß dies ein Akt feinster Aufmerksamkeit gegen den „Extranjero" und das angebotene Geschenk ein beneidenswertes sei. Er brachte mir dann das Ding, das ich noch besitze. Es ist ein 75 Zentimeter langer Holzstab, mit Silberpapier umwunden, mit seidenen Schleifen, bunten Papierblumen und anderem Flitter geschmückt. Am Ende trägt es eine nadelscharfe Spitze mit schauderhaftem, 4 Zentimeter langem Widerhaken; das Ganze, mit eingedicktem Stierblut beklebt und besudelt, ist eine wunderliche Mischung von Kotillon-Gerät und Mordwaffe.

Die Vorliebe des Spaniers für die Stiergefechte hat in unserem Jahrhundert nicht etwa ab-, sondern zugenommen, und wahrscheinlich ist die wahnsinnige Leidenschaft für dieses Schauspiel nie so groß und so allgemein gewesen, wie heut. Leider hat auch die schreckliche Tierquälerei dabei immer größeren Maßstab gewonnen. Man hört in Spanien allen Ernstes zur Verteidigung dieser nationalen Sitte die Behauptung, sie hielte in unserer Zeit die heldenhafte Gesinnung des Volkes lebendig. Nun, wir können vielleicht einem solchen Gedanken gerade gegenwärtig nicht jede Bedeutung absprechen, wo ja auch bei uns eine einflußreiche philosophische Strömung in allzuweit getriebener humanitärer Verweichlichung eine ernste Gefahr für die Volkskraft erblickt. Aber so wie die Stiergefechte in Spanien sich entwickelt haben, d. h. wo die schmähliche, für den Zweck ganz unnötige Grausamkeit ohne Frage einen Hauptreiz für die johlende Masse bildet, sind sie rund und klar eine Schande für die Nation!

Kapitel XI.

Die Alhambra.

Vor langen Jahren, als ich noch auf den Bänken der Sekunda saß, hatte ich einmal durch einen unerwarteten Brief eine große Freude. Eine mütterliche Freundin, eine feinsinnige, geistvolle Frau, schrieb mir gelegentlich einer Reise in den Orient von der Akropolis in Athen: sie kenne ja meine Begeisterung für die klassische Herrlichkeit des alten Griechenlands und wolle mir darum von dem Punkte aus, wo sie sich einst am reichsten entfaltet habe, und wo ich als Jünger der Musen ja schließlich viel mehr heimisch sein müsse, als so eine alte Tante, einen Gruß herübersenden. Und nun entwarf sie in wenigen, aber meisterhaften Strichen ein kleines Bildchen des sonnigen Burgberges unter Attikas blauem Himmel und der in leisem Goldglanz schimmernden Säulen des Parthenon auf ihm. Zufällig wandelte ich gerade damals wirklich im Geist mit Hamerlings „Aspasia“ schönheitberauscht über jene Stätten; und daß nun gleichzeitig eine mir so nahestehende Persönlichkeit körperlich dort weilte und

meiner dabei gedacht hatte, das setzte mich plötzlich in eine vertraute Beziehung zu dem Orte und machte mich fast so froh, als sei ich selber dort gewesen. — Anderthalb Jahrzehnte waren seitdem verflossen, längst waren unsere Familien örtlich getrennt und damit, wie das so geht, auch meine Verbindung mit jener Dame völlig unterbrochen worden. Auf der Alhambra aber gedachte ich dankbar der Freude jenes Briefes, und in dem Gefühl, daß hier der rechte Ort sei, um den Gruß vollwertig zurückzugeben, richtete ich an sie die ersten Zeilen, die ich von der alten Königsburg der Mauren in die deutsche Heimat zurücksendete.

In der That, die Akropolis von Athen und die Alhambra in Granada gehören in mancher Hinsicht zu einander. Beide sind heilige Berge, Wallfahrtsberge, nicht für das religiöse Bedürfnis, aber für den, welcher das große Epos der Menschheitsentwickelung liebevoll verfolgt. Wenn irgendwo in Europa sich die Erinnerungen an ganze eigenartige und glanzvolle Kulturepochen auf kleinem Raum zusammendrängen, wenn irgendwo einzelne Stätten angegeben werden können, an denen aus den dort erhaltenen Resten der Zauber einer versunkenen Ideenwelt uns am lebendigsten entgegenweht, dann sind es diese beiden Burgen im äußersten Süden unseres Erdteils, fast auf gleichem Parallel gelegen. Auf der einen von beiden ist es der hehre Geist des griechischen Klassizismus, der zu uns spricht, jener Geist der lichten Klarheit, der unendlich einfachen, aber durch vollendete Harmonie verklärten Form, des ruhig-gesunden, gefühls- und verstandeshellen Menschentums. Über der anderen Stätte schwebt ein ganz anderer Geist, der der Romantik: die Gedankenwelt des mittelalterlichen Rittertums, des Kreuzzugszeitalters, das auf trotzigen, epheuumsponnenen Burgen in malerischer Landschaft thronte, das unter den Balkonen schöner Herrinnen in bunter

Rüstung zum Turniere sprengte oder an mondbeglänztem Gitter Romanzen sang, und dessen Herzen erfüllt waren von phantastischen Abenteuern und blauen Märchenwundern. In die Dämmerfernen des Orients verlegte die unklare Sehnsucht gern die Märchen und Wunder; hier aber verschmolz der Orient selbst mit dem Occident; er nahm den ganzen internationalen Formenkodex, der die abendländische Ritterschaft aller Nationen zu einem einzigen Stande verband, mit auf und half ihn weiter ausbilden, aber er schuf zugleich auch auf seiner Wohnstatt in Wirklichkeit Wunder des Orients, die den Vergleich mit keinem Märchen zu scheuen haben. Die Reize der Alhambra sind eine so seltsame Vereinigung sonst nur weit getrennt vorhandener romantischer Schönheiten, als sei das Ganze die lebendig gewordene Erfindung einer Ariostisch kombinierenden Einbildungskraft — doch das will ich den Leser gern selbst sehen lassen.

Auf einem Ausläufer der Sierra Nevada, dort wo dessen Ende sich zungenförmig zuspitzt und nach allen Seiten steil zu der Ebene der Vega abstürzt, liegt die Alhambra, unmittelbar über der Stadt. Ihr Name bedeutet „Die Rote", weil ihre Mauern und Türme aus rotem Gestein, teils gebrannten Ziegeln, teils Blöcken des roten Konglomeratfelsens, auf dem sie steht, aufgeführt sind; nicht aber, wie eine alte phantastische Sage will, weil sie zu nächtlicher Weile bei dem Glutschein roter Fackeln erbaut sein soll. Eine breite Thalschlucht zwischen der südlichen Langseite des Hügelkammes und einem zweiten benachbarten Rücken führt hinauf zur Burg; man erreicht den Eingang dieser Thalschlucht, indem man die bereits scharf ansteigende Gomelesstraße hinaufwandert, bis zu dem von Karl V erbauten Renaissancethor, das sie im Hintergrunde abschließt.

Wenn ich nun daran gehe, meine Eindrücke von der Alhambra zu schildern, so ist mir's, als müsse ich zuvor in meinem Innern eine rechte, feine Stille gebieten, um die zarten Schwingungen erfassen zu können, mit denen die Erinnerung an jene Tage voll süßer Poesie darinnen nachzittert.

Wir durchschreiten das Thor. Ja, sind wir denn plötzlich in ein anderes Land versetzt worden? Waldesschatten umgiebt uns! Prachtvoller, hochstämmiger Ulmenwald rauscht zu unseren Häuptern, so groß und schön, wie wir ihn seit unserer deutschen Heimat nicht wieder gesehen haben. Er erfüllt die ganze Thalsohle, bedeckt rechts und links die ansteigenden Gehänge und verschleiert die Ferne mit grüner Dämmerung. Nur wer in Spanien zuvor selber lange gereist ist und die ganze Sehnsucht nach der heimischen Waldesschönheit kennen gelernt hat, kann das Entzücken voll begreifen, mit dem wir uns hier von dem kühlen Schatten überrieseln lassen, mit dem wir die Brust dem würzigen Luftzug öffnen und auf das langentbehrte majestätische Rauschen der Baumkronen horchen. Doch mehr noch: In das Rauschen mischt sich das Sprudeln des lebendigen Wassers. Von den rötlichen Felswänden zur Linken stürzt es nieder, zu beiden Seiten des breit ansteigenden Weges schießt es in wohlgefaßten Rinnen neben dem Wanderer zu Thal. Über die Wellen und über die Steine des Weges huschen goldene Sonnenlichter hin und her — wahrlich, es überkommt uns im Vorwärtsschreiten wie eine alte heimliche Märchenstimmung, als seien wir in einen Doréschen Zaubergarten versetzt: gerade so wundersam rieselt dort auch das Sonnenlicht durch die Decke des hochgewölbten Baumgangs hernieder, auf dem der Prinz mit ahnungsvoll klopfendem Herzen zur schlafenden Dornröschenburg dringt.

Jetzt wird zur Seite über den Baumkronen rötliches

Mauerwerk sichtbar, vor uns lichtet sich der Wald, wir machen eine Wendung links und stehen plötzlich an dem Eingangsthor zur Alhambra, dem „Thor des Gesetzes". Ein mächtiger, viereckiger Turm aus rotem Gestein und von massiven Formen ragt vor uns auf. Bis zur halben Höhe ist in seine Vorderfront ein riesiges maurisches Hufeisenthor eingeschnitten, das zunächst in eine schattige Vorhalle führt. Im Hintergrund öffnet sich ein zweites, nur halb so großes Hufeisenthor. Ich deutete bereits früher einmal an, daß kein maurisches Bauwerk auf mich einen unmittelbar großartigen Eindruck gemacht habe, mit einziger Ausnahme dieses Thores. Das aber ist wahrlich ein würdiger Eingang zu einer Alhambra! Die freie Größe der Wölbung, die prächtige Schattenwirkung der Eingangsnische, der ganze trotzige Turm, zu dem eine Front wie in Parade stehender dunkler Zypressen heranführt, alles das birgt Kraft und Eigenart. Mit einem Schlage versetzt uns der streng maurische Charakter des Bogens aus dem Zauber des deutschen Waldes in die Wunderwelt des Orients. Der architektonische Zug, daß der erste größere Thorbogen noch nicht den eigentlichen Eingang bildet, sondern nur den Zweck imponierender Pracht erfüllt, während das eigentliche Thor in mäßigen Verhältnissen sich erst im Hintergrund der Nische öffnet, ist ein besonderes Eigentum der islamitischen Kunst. In Spanien ist er mir anderwärts nicht aufgefallen, dagegen ist er an den muhammedanischen Bauten Vorderasiens und Indiens so allgemein — wer kennt nicht die Abbildungen jener Moscheen mit den großartigen Thoreingängen, die architektonisch den ganzen Ausdruck des Gebäudes beherrschen, aber eigentlich viel zu groß sind für das Gebäude — und so bedeutsam, daß man ihn geradezu als den wesentlichsten schöpferischen Gedanken der muhammedanischen Architektur bezeichnet hat.

In dem Schlußstein des äußeren Bogens am „Thor des Gesetzes“ sieht man eine Hand in Umrissen eingemeißelt, in dem des inneren Bogens einen maurischen Schlüssel; dies sind wahrscheinlich symbolische Bildzeichen für Macht oder Frömmigkeit, vielleicht auch Zaubercharaktere, Unheil wehrende Talismane, die den Eingang zur Burg hüten. Der Leser von Washington Irvings Tales of the Alhambra erinnert sich, daß nach dem Glauben des Volkes die wundersame Burg durch diese magischen Zeichen in die Hut mächtiger Genien gestellt sei; sie werde erst zu Grunde gehen, wenn einmal die Hand sich herniederneige, um den Schlüssel zu fassen. Und wahrhaftig, es ist, als haben glückliche Gewalten bisher eine schützende Hand über die Alhambra gebreitet; religiöser Fanatismus und Kriegsgefahr, Erdbeben und Feuersbrunst, die, wie wir schon sahen, so vieles Unersetzliche von der alten Maurenherrlichkeit bereits spurlos hinweggewischt haben, alles das hat sich an dem Werk versucht und hat es nicht überwältigt. In fester Quaderfügung wölbt sich noch heut der stolze Bogen mit der Zauberhand, und getrost können wir unter ihrem Schutze das Thor betreten.

Wir durchschreiten auf einem dunklen, aus Verteidigungsgründen winkelig gewundenen Gang den Rest des Turmes, wandern dann einen gepflasterten Weg zwischen zwei parallelen Mauern, die ebenfalls noch den Zugang strategisch beherrschen, aufwärts und gelangen so auf den prächtigen großen „Platz der Zisternen“ (Plaza de los Algibes), dessen freie, wohlgeglättete und von schönen Bäumen beschattete Fläche inmitten der wichtigsten Baulichkeiten liegt und die ganze Breite des Hügelrückens einnimmt. Er hat seinen Namen nach den unterirdisch in den Fels gehauenen Wasserbehältern der Mauren. Die alten Baumeister haben nämlich das Wasser des Darro weit oben an den Abhängen des Gebirges aufgefangen und



Das Thor des Gesetzes.

— Eingang zur Alhambra. —

über die Hügel der Alhambra und des Generalife geleitet. Hier bewässert es nun die Blumengärten und sprudelt in den Fontänen der königlichen Säle, es füllt die kühlen Felsbecken im Schoß der Erde, stürzt über die Bergwände hinab ins Thal und rauscht längs den schattigen Wegen hernieder.

Mit diesen nie versiegenden Wassern der Sierra haben sie dem ehemals starren Fels gleichsam Adern und lebendiges Blut gegeben, so daß er nun grünt und blüht in üppigem Leben; künstlich haben die Mauren sich hier ein Heim geschaffen, das die Sehnsucht nach dem orientalischen Paradiese, den Zaubergärten des von den Wässern des Antilibanon durchrauschten Damaskus, gegenstandslos machte.

Der Name der Alhambra ist allbekannt; jeder Gebildete weiß etwas vom Löwenhof und kennt aus zahlreichen Bildern die hauptsächlichsten architektonischen Wunder des maurischen Königspalastes. Aber seltener ist man sich klar darüber, daß dieser ganze Palast nur einen sehr kleinen Teil der Alhambra ausmacht. Die Alhambra ist in Wirklichkeit eine gewaltige Burg, mit Mauern und zahlreichen Türmen rings umfriedigt; sie birgt in sich außer dem Königspalaste noch einen zweiten Palast, dazu Festungsanlagen, eine christliche Kirche, ein Kloster, ganze Straßen mit zahlreichen Bewohnern, Gärten und weite Felder, ist also gleichsam eine Oberstadt Granadas für sich. Von der Plaza de los Algibes aus ist eine Orientierung sehr leicht. Nach Westen von hier finden wir die Kasbah, die Zitadelle der Burg. Sie nimmt die äußerste Zunge des Hügelzuges ein und ragt mit ihren dicken Mauern und Türmen trotzig in die Ebene hinaus. Mauern und Türme sind heute Ruinen, doch zeigen sie noch vortrefflich die ehemalige Anlage. Am besten erhalten ist die Torre de la Vela (Wachtturm), der breite Würfel, der die letzte Spitze des Alhambra-Hügels krönt. Hier wurde am 2. Januar

1492 zuerst die christliche Fahne aufgezogen, allem Volk der weiten Ebene Granadas und vor allem dem Heere von Aragonien und Kastilien, das draußen bei Santa Fé lagerte, zum Zeichen, daß die letzte Maurenfeste Spaniens in die Hände der Christen übergegangen sei. Noch alljährlich wird der 2. Januar in Granada und Umgegend als nationaler Festtag gefeiert. An diesem Tage springen alle Fontänen in den Sälen und Höfen des Königsschlosses, und das Landvolk strömt in Massen zur Alhambra hinaus und besteigt die Torre de la Vela. Hier hängt oben in freier Luft eine große Glocke, die für die Bewässerungsarbeiter der Vega in der Nacht die Stunden angiebt oder auch warnend ertönt, wenn Ueberschwemmungsgefahr von den Wildwassern der Sierra Nevada droht. Ihr Ton soll in stiller Nacht durch den gesamten Umkreis der granadischen Ebene vernommen werden. An jenem Festtage aber hat sie einen noch vornehmeren Zweck. Wenn dann nämlich ein lediges Mädchen, das einen Mann haben möchte, recht tüchtig an dem Strange zieht, so bekommt sie ganz gewiß dieses Jahr noch einen, und einen um so besseren, je stärker sie läutet. Reisende, die zu dieser Zeit in Granada waren, versichern, daß die Glocke an diesem ganzen Tage nicht stille steht und einen ganz entsetzlichen Lärm vollführt.

Wunderschön ist die Aussicht von der Torre de la Vela. Schauen wir zurück auf die Kasbah, so haben wir hier das typische Bild einer poetischen mittelalterlichen Schloßruine, aus einem Meer grüner Wipfel emporsteigend: trotzige Türme und Mauern, behangen mit üppig grünen Rankengewinden, kleine Treppchen, Brüstungen, an der Mauer schwebende Gänge und dergleichen. Im Innern liegt ein schöner Blumengarten, der damals in der Farbenfülle der Herbstblüte prangte. Schauen wir dagegen nach vorwärts, so fällt unser Blick zu-

erst auf das alte Kastell, das jenseits der grünen Waldschlucht auf ähnlich exponiertem Felsvorsprung gelegen ist, genannt die Torres Bermejos, die „rötlichen Türme“, ein uralter Bau, dessen Herkunft man nicht kennt, der aber jedenfalls lange vor der Alhambra bestand. Weiter unten schmiegt sich um den Fuß unseres Standpunktes die Häusermasse der Stadt. Mit Recht hat man die Lage der Alhambra über Granada mit der des Heidelberger Schlosses über der Stadt Heidelberg verglichen. Ganz so königlich stolz, wie die Pfalzgrafen von dem vorderen Altan auf die Hausdächer der getreuen Unterthanen zu ihren Füßen hinabschauen mochten, so konnte hier einst der Herr Granadas von seinem Felsen zu Häupten seiner Residenz herniederblicken. Weiter hinaus aber dehnt sich die wundervoll blühende Gartenebene der Vega, übersäet mit Städten und Dörfern und einzelnen Gehöften, inmitten fruchtbarer Ackerfelder und dichter Obsthaine. Deutlich schlängelt sich das pappelbegleitete Bett des Genil durch die grünliche Fläche. Und welch eine Landschaft in Hinblick auf ihre Erinnerungen! „Jedes Feld hat hier seine Schlacht, jeder Bach seine Ballade“. Die ganze Vega vor uns ist, einem ovalen Tablett vergleichbar, von einem aufgebogenen Gebirgsrande rings umgeben; allerdings keinem regelmäßig verlaufenden, sondern kühn, charaktervoll sind rings die kahlen Sierren gezackt. Da zeigt sich links gegen Süden die weiche Paßeintiefung, der schon früher erwähnte „ultimo suspiro del Moro“, die nach Motril zur Küste hinunterführt; man sieht den Weg sich hinaufschlängeln bis zur Höhe, von wo der abziehende Boabdil zum letztenmal nach seiner Alhambra hinüberschaute. Dann folgt der hohe Rücken der Sierra Alhama, dann ganz in der Ferne die Einsenkung von Loja, wo der Genil das Becken von Granada verläßt. Rechts davon erhebt sich der rundliche Kegel des Parapanda,

bekannt als Wetterprophet für die Bewohner Granadas, denn wenn seine Kuppe bewölkt ist, dann giebt es unweigerlich Regen. Das Sprichwort sagt von ihm:

Cuando Parapanda se pone la montera,
Lluve aunque Dios no lo quiera.
Drückt sich der Parapanda die Mütze ins Gesicht,
So regnet's, mag der Herrgott nun wollen oder nicht.

In den kühn gezeichneten Linien des Nordrandes fällt besonders das Thor auf, das nach Jaen hinüberführt, ein wie mit dem Beil hineingehackter Spalt.

Das Schönste aber, das überwältigend Großartige — die Feder muß ja wieder erst langsam zusammentragen, was der Blick mit einemmal umfaßt — ist der grandiose Hochgebirgs-Hintergrund der Sierra Nevada. Der üppigen Fruchtebene gesellt sich unmittelbar das höchste Gebirge, das Europa außerhalb der Alpen besitzt, der südländischen Vegetationspracht verschwistert sich die Schönheit alpiner Schnee- und Eisregionen. Am augenfälligsten hebt sich aus der blendend weißen Kammlinie der zugespitzte Picacho de la Veleta heraus; in Wirklichkeit ist aber der für uns etwas weiter zurückliegende Mulhacen der höchste Punkt der Sierra (3481 Meter). Zu meinem schmerzlichen Bedauern verbot die bereits eingetretene Regenzeit eine Besteigung des königlichen Gipfels, von dessen Zinne man nach Norden in die Ebene von Granada herniederschaut, nach Süden aber, über die Alpujarren-Gebirge hinweg, zum blauen Mittelmeer. Bei günstigem Winde soll das Rauschen der Brandung bis hinauf klingen.

Was alles verdankt das granadische Land der Sierra Nevada! Nicht die Schönheit allein, sondern das Leben. Wenn die glühende Sommersonne allenthalben die Gefilde des südlichen Spaniens versengt, dann spendet der Wind, der über ihre schmelzenden Schneemassen abwärtsstreift, ihm die

erquickende Kühle, den reinen gesunden Hauch, den seit alten Zeiten die Dichter Granadas preisen. Und die von ihren Flanken herniederrinnenden Wasser schaffen jahraus jahrein Speisung für die Brunnen auf den Straßen Granadas, für die Fontänen seiner Gärten und vor allem für die Rieselanlagen der Huertas seiner Umgebung. Allnächtlich wandern im heißen Sommer die Neveros, die „Schneesucher", hinauf bis zu den Spalten und schattigen Stellen, wo der Schnee das ganze Jahr, ohne zu schmelzen, liegen bleibt — die Sierra trägt ja sogar einen Gletscher, den südlichsten Europas —, man kann von Granada aus ihre wandernden Lichter am Bergeshange sehen; sie bringen dann in der Morgenfrische die kostbare, im Süden unschätzbare Gabe herab.

Die Natur Spaniens ist eben leidenschaftlich, wie sein Volk; stets exzentrisch, ohne Übergänge, ohne Mitteltöne, immer ein entweder — oder! Meist ist sie, wie wir ja zur Genüge gesehen haben, rauh, unfruchtbar oder eintönig bis zur Öde. Will sie aber einmal reizvoll sein, will sie entzücken, wie hier, so thut sie das wieder so überschwänglich, wie eine von Liebesleidenschaft ergriffene Südländerin; dann überschüttet sie mit üppiger Schönheit und hinreißender Süßigkeit.

Doch wenden wir uns nun von der Zitadelle über den Zisternen-Platz zurück und schauen nach den Schlössern der Alhambra.

Da tritt uns zunächst die wuchtig-großartige Front jenes Palastes entgegen, den Karl V durch den Architekten Machuca hier aufführen ließ. Ein rechtes Erobererwerk! Man möchte fast sagen: breitbeinig und die Arme trotzig in die Hüfte gestemmt, hat sich das mächtige, quadratische Bauwerk hier gerade in die Mitte des Burgberges hingepflanzt; sein schwerer, strenger Renaissancestil ist wie ein absichtlicher Trumpf des

robusten Siegers neben dem feiner, aber schwächer organisierten Besiegten. Ja, er stößt gleichsam dem Überwundenen mit brutalem Ellbogen in die Rippen, denn eine Ecke des Bauwerks dringt unmittelbar in die Räume des Maurenschlosses ein, und ein Teil des letzteren, dessen Umfang wir nur vermuten können, hat um seinetwillen zerstört werden müssen. Aber wie seltsam! Der kaiserliche Trutzbau mit seiner massiven Quaderfügung ist heute bereits eine Ruine, obwohl er überhaupt niemals vollendet worden. Erdbeben, heißt es, schüchterten Baumeister und Bauherren ein, und so stehen nur die rohen Mauern, und in den öden Fensterhöhlen hat nie etwas anderes als Grauen gewohnt. Der Maurenpalast dagegen, wenn auch seine Säulen wie aus schwankem Schilfrohr gefügt und seine Arkaden wie Elfenbeinschnitzerei aussehen, steht größtenteils unversehrt, fast bewohnbar da, trotz Erdbeben und allen Stürmen, und der stolze Kaiser bekommt noch jetzt von jedem Reisenden, der die Alhambra besucht, je nach dem Temperament einen Fluch oder ein verächtliches Achselzucken ins Grab gesendet über sein Bauwerk. Nun muß ich sagen, ich finde den Palast an sich entschieden schön; höchst würdig in seinen ernsten Verhältnissen — unten ein schwerer Rustika-Unterbau, darüber eine durch schöne Halbsäulen gegliederte breitfenstrige Frontfläche — und besonders originell durch seinen mächtigen kreisrunden Säulenhof, dessen Wirkung, wenn man ihn sich vollendet und in gutem Stande denkt, wohl großartig sein müßte. Aber freilich, er bedeutet hier in der That eine Barbarei; es ist ganz ähnlich, wie mit dem Chor in der alten Moschee von Cordoba, und wir dürfen nur froh sein, daß er nicht fertig geworden ist, denn das Bedürfnis, ihm dann einen architektonischen Wirkungsraum zu schaffen, hätte wahrscheinlich auch dem heute noch erhaltenen Teil des Maurenpalastes den Rest gegeben. —

Der Eingang zur Casa Real, wie der Spanier die maurischen Königsgemächer der Alhambra nennt, ist außerordentlich unscheinbar, eine einfache Holzthür in einer ganz schmucklosen niedrigen Hauswand, die sich an den hinteren Teil des Palastes Karls V anschmiegt. Es ist, als ob man die Wirtschaftsräume des letzteren betreten sollte. Nirgends ist die Verachtung der Außenseite einer fürstlichen Wohnung so weit getrieben, wie hier. Eine große Schar Bauern aus der Umgegend, die der Feste wegen damals Granada erfüllten, drängte sich ungeduldig vor der geschlossenen Thür, als ich ankam, denn die Alhambra ist nur an festgesetzten Stunden des Tages zugänglich. Der Leser wird mir glauben, daß ich mich mit klopfendem Herzen unter die wartende Menge mischte und mit ehrfürchtigem Schauer die geheimnisvolle Eingangsthür betrachtete. Gerade diese Unscheinbarkeit des Äußern gab der märchenhaften Stimmung, in der ich mich ohnehin befand, die beste Nahrung; es war ja gleichsam nur durch Zauberei möglich, daß dahinter ein so wunderbares Schloß verborgen lag. Endlich öffnete sich langsam die Thür, — ein ganz nichtswürdiges Galgenvogelgesicht von einem in eine Art Museumsdienertracht gekleideten Aufseher, dem man die professionelle Unverschämtheit des trinkgeldverwöhnten Führers auf den ersten Blick ansah, schaute heraus. Mißvergnügt musterte er das wenig versprechende Bauernvolk und heftete dann mit nur mäßig erfreulichem Interesse seinen Blick auf mich. Die dunkle Öffnung schlang inzwischen den Menschenknäuel langsam hinein und mich schließlich mit ihm. Ich schritt durch ein kleines niedriges und nichtssagendes Vorzimmer und befand mich nun plötzlich auf dem ersten der beiden berühmten Höfe der Alhambra, dem Myrtenhofe. — —

„Das war also die Alhambra!? — Hm, hm! — So, so! — na ja!“

Der Leser versteht, daß ich zunächst für meine Bereitwilligkeit, mich zu begeistern, wenig Verwendung fand. Ich will ihn aber mit diesem Gefühl der Enttäuschung nicht lange aufhalten, sondern nur kurz die Gründe angeben, auf die ich es zurückführen möchte. Seit die Aufmerksamkeit der Regierung sich darauf gelenkt hat, wieviel von gewissenlosen Reisenden in der Alhambra gestohlen und sonst gesündigt wird, ist strenger Befehl, daß der gewöhnliche Reisende nur in Begleitung des Führers die Säle durchschreiten darf. Einzig eine vom Konservator des Schlosses persönlich ausgestellte Karte „para estudiar la Alhambra“ befreit davon. Nun ist es schon überall schrecklich, mit einer Menschenwolke unter dem stumpfsinnigen Geschwätz eines amtlichen Dieners durch ein Schloß gehetzt zu werden, nirgends aber vernichtender für jedes Verständnis, als gerade in der Alhambra, deren Schönheit nicht unmittelbar blendend ins Auge springt — heute wenigstens nicht mehr, wo statt der ehemaligen leuchtenden Farbenpracht fast überall nur kreidig weiße Wandflächen dem flüchtigen Beschauer entgegentreten — sondern in stiller Andacht erworben werden muß. Schon am nächsten Tage stellte ich mich daher dem Konservator, dem Sohne des berühmten wissenschaftlichen Bearbeiters und künstlerischen Restaurators der Alhambra Don Rafael Contreras vor und erhielt eine Karte, die mir nun die köstliche Freiheit gab, unbehelligt durch die Hallen und Gänge zu streifen, zu studieren und zu träumen, wo ich wollte. Und jetzt erst fing das alte Schloß an, vor mir lebendig zu werden; nun begann das Auge sowohl den Plan des Ganzen zu erfassen, wie in den Zauber der Einzelheiten einzudringen, nun grub sich mir die wunderbare Schönheit dieses Bauwerks wie mit tausend Wurzelfasern immer tiefer ins Herz. Die Phantasie ward reicher und reicher beflügelt: aus den kleinen Farbenresten, die sich

an wettergeschützten Stellen mit heimlichem Leuchten erhalten haben, schuf sie sich den ehemaligen schimmernden Gold- und Purpurglanz der Wände neu, wischte die Flecken und Schäden des Alters fort und rief aus den Thoren der Erinnerung die ganze bunte Lebewelt wieder herauf, die einst hier in den Tagen des Glücks gewandelt. Die drei ursprünglich für Granada gerechneten Tage wurden zu einer ganzen Woche; Tag für Tag, meist zweimal, war ich droben auf der Alhambra, und als ich zum letztenmal aus dem hochgewölbten Thor des Gesetzes zu Thal schritt, da nahm ich mit mir „unendliches Sehnen".

Ich möchte dem Leser keine systematische Beschreibung der Alhambra geben, sondern nur in Gemeinschaft mit ihm noch einmal durchwandeln, was mir damals besonders gefiel.

Um zwei Höfe scharen sich die heut noch vorhandenen Räume des Palastes. Der erste, größere ist der schon genannte „Myrtenhof", Patio de los Arrayanes, auch Patio de la Alberca, der „Hof des Wasserbeckens", genannt. Fast in seiner ganzen Länge durchzieht ihn nämlich ein rechteckiges, in Stein gefaßtes Wasserbassin, in dem Goldfische schwimmen. An jedem Ende läuft aus einer Marmorschale ein Wasserbächlein in das Becken hinein. Ich hatte ein besonderes Glück in der Zeit meines Besuchs, insofern als die Springbrunnen der Alhambra ja eigentlich nur am 2. Januar in Thätigkeit sind; sonst lediglich, wenn ein königlicher Besuch erwartet wird. Dies war aber, wie ich früher erzählte, jetzt gerade jeden Tag der Fall, wenn derselbe auch nicht wirklich eintrat, und so hatte ich während der ganzen Zeit meines Aufenthalts dies wunderschöne, den Reiz des Schlosses erst vollendende Schauspiel. Und die soeben angebrochene Regenzeit sorgte dafür, daß das Wasser in bester Fülle sprudelte. Neben dem Wasserbecken des Myrtenhofes laufen zwei lange, dichte, sehr gut

gehaltene Myrtenhecken entlang,. scharf abgestutzt, sodaß sie aussehen, wie zwei dunkelgrüne lebendige Mauern. Der Zauber des stillen Teiches zwischen den dunklen Hecken, in dem sich der blaue Himmel spiegelt, ist groß. Um so mehr als an seiner hinteren Schmalseite eine kostbare, von schlanken weißen Marmorsäulen getragene Galerie und über ihr in die Lüfte emporragend der gewaltige, zinnengekrönte Komares-Turm den Abschluß bilden. Man nimmt an, daß um den Myrtenhof herum die öffentlichen Gemächer des Palastes lagen, während die privaten sich um den Löwenhof gruppierten. Ist dies richtig, so stimmt es wohl nicht recht, wenn Possart auf einem seiner Gemälde aus der Alhambra den Myrtenhof mit einer unbekleideten Dame bevölkert. Das Haupteingangsthor des Palastes lag wahrscheinlich an der anderen, dem Komares-Turm gegenüber liegenden Schmalseite des Myrtenhofes, wo jetzt leider der Renaissance-Palast Karls V steht.

Das ganze Innere des Komares-Turmes füllt der großartige „Saal der Gesandten" aus, der Audienz- und Prunksaal der Könige. Man betritt vom Hofe aus zunächst durch einen Bogen, von dessen Wölbung kunstvolle Zacken wie ein steingewordener Fransenbehang niederhängen, die berühmte Vorhalle, die Sala de la Barca, die „Halle des Segens", einen Raum, bekleidet mit der wunderbarsten Ornamentik. Leider hat die unvergleichlich geschnitzte Holzdecke dieses Saals vor ein paar Jahren durch eine Feuersbrunst schwer gelitten. Ein schön gewölbter, marmorner Bogeneingang führt von ihr in die mächtige Kuppelhalle des Gesandtensaals, die bis zu etwa 25 Meter emporsteigt. Die Mitte des Fußbodens nimmt hier eine prächtige Mosaik ein, die Wände sind mit köstlichem Arabeskenschmuck wie mit Teppichen bedeckt. Neun bis auf den Fußboden niedergehende

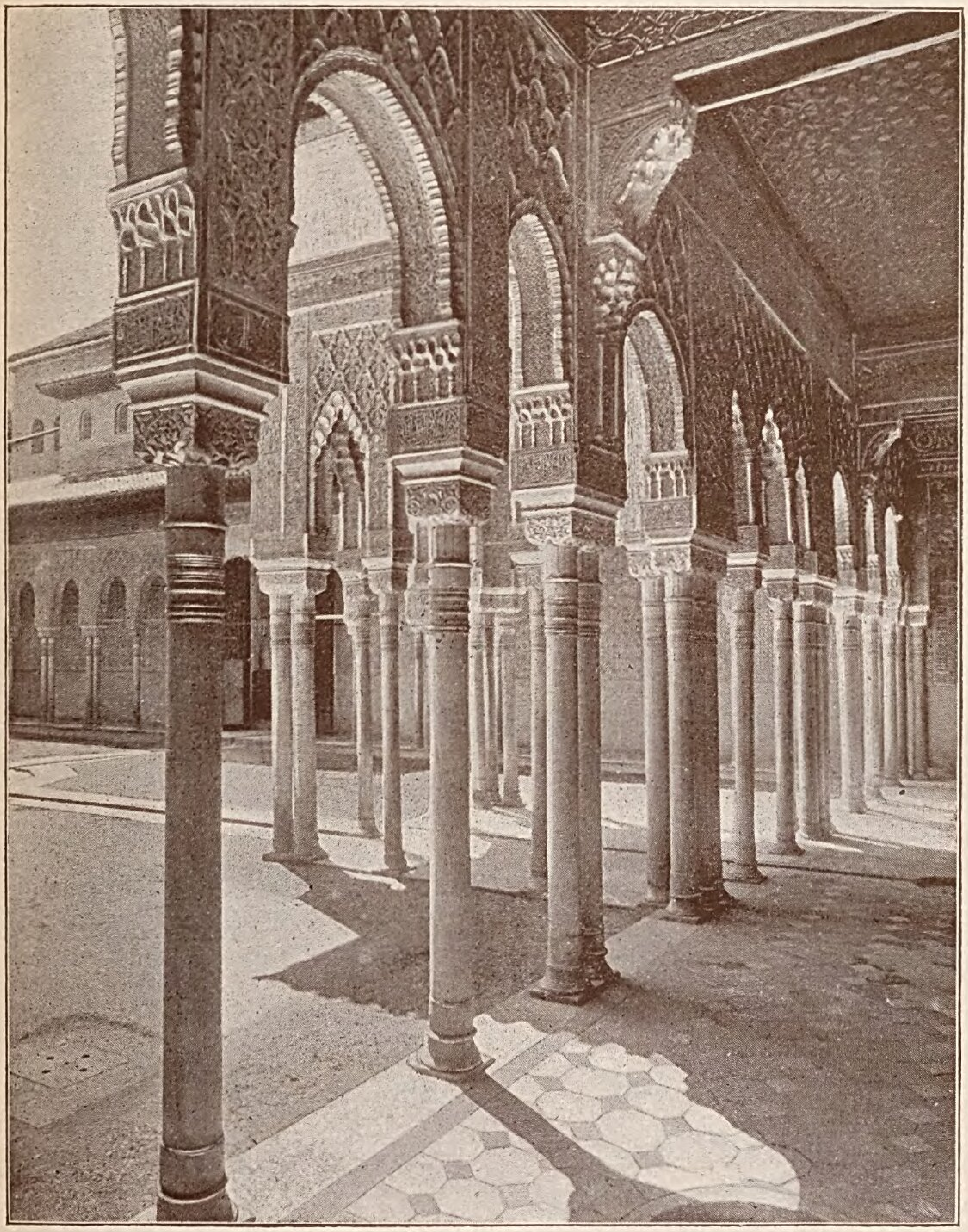
Fensteröffnungen erhellen den unteren Teil des Raums, eine Reihe kleinerer oben die Kuppel. Die Pracht des Saales muß zur Zeit, als der Thron noch stand, dessen Stelle man noch bestimmen kann, und als die Wände und die überreich und kunstvoll getäfelte Holzdecke noch in ihrer üppigen Vergoldung und dem leuchtenden blauen, weißen und roten Farbenschmuck erstrahlten, überwältigend gewesen sein. Gern erfüllt unsere Einbildungskraft die Halle mit den glänzenden Gestalten der Mauren-Ritter und läßt durch den stolzen Eingang, durch welchen der Blick auf den Myrtenhof fällt, den christlichen Gesandten und sein Gefolge staunend hereintreten. Die neun Fensteröffnungen sind infolge der ungeheuren Dicke der Turmmauern selbst wieder kleine Zimmer, mit prachtvoller, immer anders gestalteter Ornamentik geschmückt und durch eine leichte Balustrade nach außen hin abgeschlossen. Wieviel traulich sichere Gespräche zu Zweien mögen diese Erkerzimmerchen bei den höfischen Festen dieses Saales mitangehört haben!

Wundervoll ist die Aussicht aus den Fenstern. Der Turm stürzt jäh zu unseren Füßen in eine gewaltige Tiefe nieder, wir schweben wie Vögel über den Wipfeln der Bäume und schauen weit in die blühendste Landschaft hinaus.

Noch köstlicher freilich ist derselbe Blick von dem nahebei gelegenen, durch eine luftige Außengalerie zu erreichenden Tocador de la Reina, d. h. dem „Toilettengemach der Königin,“ aus. Dies ist ein kleiner, von Karl V im Renaissancegeschmack umgearbeiteter und mit Arabesken im Stil der Raphaelischen Loggien, mit mythologischen Scenen, sowie mit höchst merkwürdigen Darstellungen seines Kriegszuges gegen Tunis gezierter Raum, der ganz frei und luftig, eigentlich nur ein gedeckter Altan, an der Mauer hängt. Wie ein Adlernest schwebt dieser Aussichtspunkt,

unstreitig einer der entzückendsten der Welt, über der tief eingerissenen und mit Grün erfüllten Schlucht des Darro. Zur Linken in nächster Nähe springt die rote Masse des Kosmares-Turms aus der Umwallung hervor, und man gewahrt mit Staunen, wie dies im Innern so prachtvolle Bauwerk von außen vollkommen schmucklos, ja fast plump aus der Tiefe aufsteigt. Geradeaus aber fliegt der Blick hinüber zu den malerischen Höhen des Albaycin und gewahrt dort an der gegenüberliegenden Felswand, wie Ameisen so klein und auch wie erdwohnende Ameisen anzuschauen, die Bewohner der Höhlenstadt, die Gitanos, die dort in vielen Terrassen übereinander ihre kleinen Behausungen in die weichen Schichten des kaktusbewucherten Felsens eingewühlt haben. Und weiter, ganz nach rechts, schweift der Blick hinüber zu dem noch höher gelegenen reizenden Gartenschloß Generalife, das wir noch kennen lernen werden.

Doch kehren wir nun wieder ins Innere zurück und treten in das innerste Heiligtum, den Löwenhof, ein. Durch einen schmalen Gang kommen wir vom Myrtenhof zunächst in eine der Sala de la Barca ähnlich gestaltete Vorhalle, die besonders dadurch ausgezeichnet ist, daß sich an den oberen Teilen der Wand und an der Decke die alten Farben der Ornamentik ungewöhnlich gut gehalten haben. Von hier aus führt eine Reihe freier Thüröffnungen in die berühmte Säulenhalle, die den Löwenhof rechteckig umzieht. Es ist, als ob man in einen kunstreich stilisierten Hain von Bambusrohr tritt, so schlank und so dicht schießen die zarten Marmorsäulen empor, teils einzeln stehend oder zu zweien, zu dreien und vieren, in absichtlicher Mannigfaltigkeit angeordnet. Kleine, reizende, auf solchen zierlichen Säulenbündeln ruhende Pavillons springen an den beiden Schmalseiten des Rechtecks in den Löwenhof vor; ihr Dach ist außen mit blau und weiß glasierten Ziegeln ge-



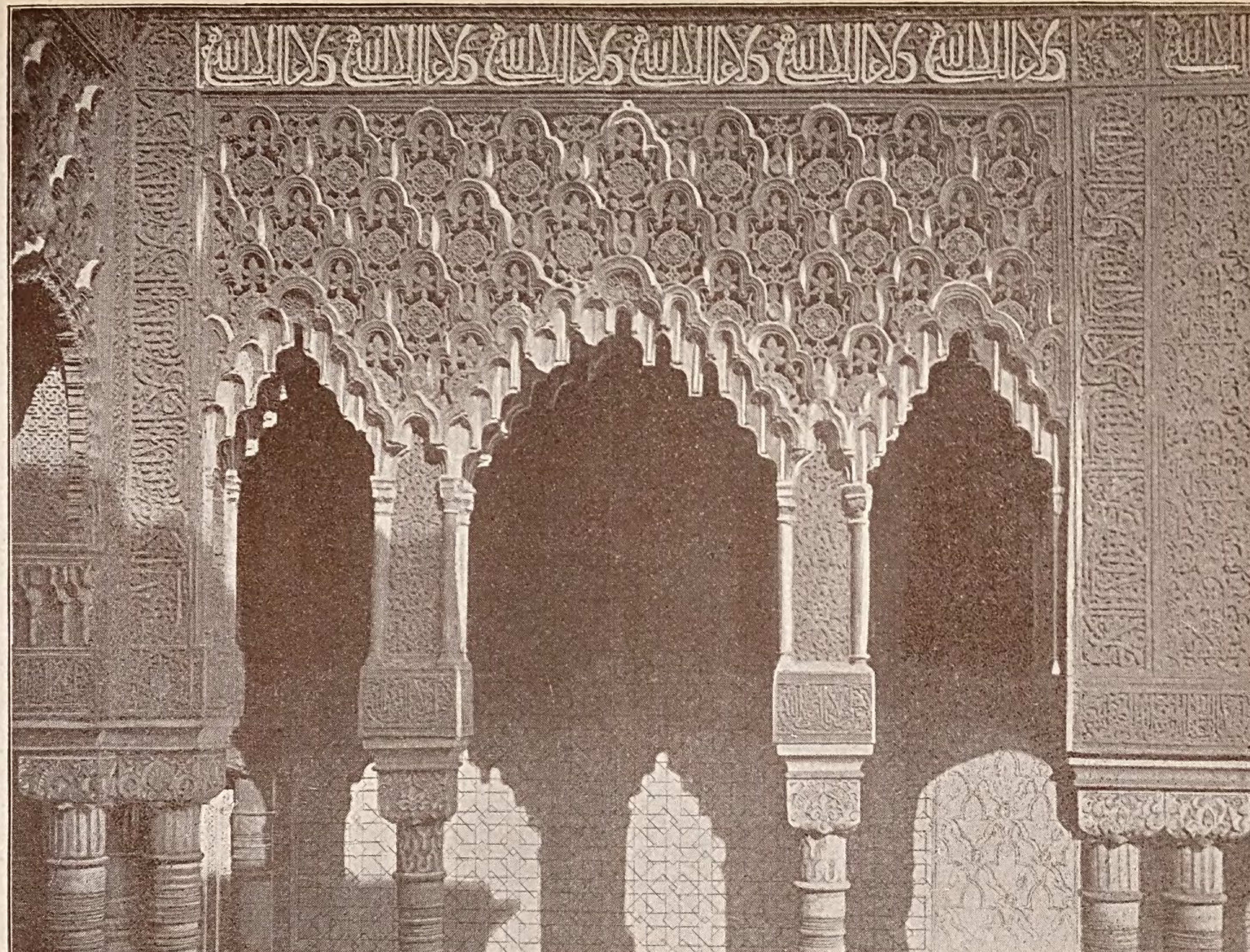
Alhambra.

— Die Säulenhalle des Löwenhofs. —

deckt, innen sind sie von einer köstlich gefügten Holzkuppel in der „Halborangen“-Form überwölbt. Die Licht- und Schattenwirkung dieses Säulenwäldchens, wenn der goldene Strahl der Abendsonne schräg hindurch fällt, ist unbeschreiblich reizvoll. Das Kostbarste an der Galerie ist aber das steinerne Gewebe, das die Säulen über ihren Kapitälen tragen. Von weitem möchte man es für unmöglich halten, daß diese schilfrohrzarten Säulen ein so breitflächiges Mauerwerk tragen sollten; sieht man jedoch näher zu, so erklärt sich das Geheimnis, denn die ganze über ihren Bogen schwebende Wand ist durchbrochen gearbeitet, gleichsam ein Flechtwerk, oder in ihrer gelblichen Tönung aussehend, wie mit einem Messerchen aus Elfenbein geschnitzt. Dazwischen ziehen sich Bänder mit arabischen Schriftzeichen, die ja selbst schon Arabesken gleichen, zumal da Blumengewinde und allerlei Linienspiel sie aufs üppigste durchranken. Derartigen Schriftzeichen begegnen wir in allen Räumen des Schlosses. Die Mauren haben hier die anscheinend so moderne Idee von der Vermischung der Künste in einer ganz originellen Weise verwirklicht. Nicht nur haben sie auf Bandstreifen. Schildern und Rosetten allenthalben eine Fülle von Wahl- und Sinnsprüchen angebracht — so begegnet man in unzähligen Variationen der Hauptdevise der granadinischen Herrscher: „Es giebt keinen Überwinder außer Gott“; oder auch: „Gott ist unsere Zuflucht in jeder Not“, „Ruhm und Herrschaft gebühret dem Herrn“ u. s. w. —, sondern sie haben sich auch bemüht, den künstlerischen Reiz des Bauwerks durch Heranziehung der Dichtkunst zu steigern. Mannigfach sind Dichterverse unter die Ornamentik verwebt, oft lange Gesänge. Teils rühmen diese die Macht und den Ruhm des Fürsten, der den betreffenden Raum erbaut hat, sie fordern zum frohen Genuß der Schönheiten des Palastes auf, sie preisen mit überschwäng-

lichen Worten die Kunst der Säle und den Reiz der Gärten, deren Blumen mit den Sternen des Himmels wetteifern, sie feiern die Pracht zweier kostbarer Vasen, die als bräutliches Paar bezeichnet werden u. a. m. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß die Bewohner des Palastes die Wunder desselben aufs höchste zu schätzen wußten; ja es wird mir nach meiner eigenen Erfahrung leicht, zu denken, daß ihr stetes Weilen in solchen Räumen das Feingefühl für die Reize dieses Märchenschlosses zu einem noch weit höheren Grade steigern mußte, als wir es jetzt nachzuempfinden vermögen.

Acht Springbrunnen sprudeln in flachen Marmorbecken, die ohne Randerhöhung in den Fußboden eingeschnitten sind, unter den Hallen der Galerie, und ihr Wasser rinnt in steingefaßten Bächlein bis in die Mitte des Löwenhofs. Andere gleiche Bäche kommen die Treppenstufen heruntergesprungen, mit denen sich die inneren Säle zum Löwenhof öffnen. Alle Wasser vereinigen sich am Fuß des inmitten des Hofes gelegenen Löwenbrunnens, der dem Raume den Namen gegeben hat. Das Wasser dieses Springquells fällt erst in ein oberes kleines Marmorbecken und über dieses hinwegquellend in ein größeres, das prächtig ornamentiert ist und von zwölf Löwen auf dem Rücken getragen wird. Aus den Mäulern der Löwen sprudelt das Wasser des Brunnens schließlich in die rings um die Löwenfüße herumlaufende Rinne, um dann zusammen mit den von den Seiten herzueilenden Fluten im Boden zu verschwinden. Ein langes Gedicht in zwölf Versen zum Preise des Brunnens und seines Erbauers schlingt sich in erhabener Schrift um die große Schale herum. Die Löwen sind außerordentlich unbeholfen gearbeitet, fast wie stilisierte Möpse, aber das erhöht ohne Frage nur die eigenartige Wirkung dieses prächtigen Brunnens. Er bekommt dadurch erst etwas recht Ernstes und Altes, denn es ist ja bekannt, daß der



Alhambra.

— Ornamentik vom Löwenhof. —

Islam eigentlich die Darstellung des Lebendigen verbietet, und daß diese ganze Kunstrichtung daher so unentwickelt blieb. Heut ist das Innere des Löwenhofs lediglich mit Kies gedeckt; er ist aber ohne Frage bestimmt gewesen, einen blühenden Garten zu bilden, wie denn Owen Jones in seinem Prachtwerke über die Alhambra das Bild desselben auch mit Myrten und Rosengebüschen, mit Zypressen und Palmenwedeln anfüllt; bunte Pfauen wandeln dazwischen, und an den murmelnden Springbrunnen lagern auf seidenen Kissen die Schönen des Harems.

Auf der unserem Eintritt gegenüberliegenden Schmalseite des Hofes liegt die sogenannte Sala del Tribunal, der „Gerichtssaal“, eine dreiteilige Halle, die sich in freien Öffnungen zum Löwenhofe hin aufthut. Die Bogen, welche die drei Teile des Saals von einander sondern, sind wieder mit den kostbarsten gestickten und befransten Brokatteppichen behängt, alles aber aus gepreßtem und bemaltem Stuck geformt. In den Nischen ihres Hintergrundes sieht man alte maurische Gemälde mit merkwürdigen Darstellungen, Jagd, gesellschaftlichen Spielen, Kämpfen und dergl. Auf dem mittelsten Bilde ist eine Gruppe von zehn sitzenden Greisen abgebildet, die wahrscheinlich granadinische Könige sein sollen. Irrtümlich hat man ihre Versammlung für eine Gerichtssitzung erklärt und danach den Saal benannt.

An der Südseite des Löwenhofs treten wir einige Stufen aufwärts in einen hohen, dämmrigen Kuppelraum, in dessen Mitte ein Springquell in ein Becken von gelblichem, mit einigen rostroten Flecken versehenem Alabaster fällt. Dies ist die sogenannte „Halle der Abenceragen“, wo nach der Sage in den letzten Zeiten der granadinischen Geschichte das grausige Hinmorden von 32 Angehörigen jenes berühmten Geschlechts stattgefunden hat, dessen letzten Sprossen der Leser aus

Chateaubriand kennt. Von ihren Feinden, den Zegris, war einer der Abenceragen vor Boabdil fälschlich beschuldigt worden, daß er mit der Sultanin in den Gärten des Generalife verliebte Zusammenkünfte gehabt habe. Boabdil ließ nun, so heißt es, die Häupter des Geschlechts einzeln zur Alhambra entbieten; jeder der ahnungslos Eintretenden aber wurde sofort ergriffen und über jenem Becken enthauptet. Die unverwischbaren roten Flecke im Stein werden natürlich auf das Blut der Gemordeten zurückgeführt. Solche Greuelgeschichten und ihre angeblichen Spuren sind überall das rechte Fressen für die Fremdenführer: wie oft sah ich mit stillem Lächeln diese hier den Menschenschwarm vorüberschleppen und hörte von ihrer eintönigen Stimme die Mordgeschichte erzählen; dann schaute alles staunend auf die roten Flecke, bis man wieder hinauslief, und der zauberischen Ausstattung des Raums wurde natürlich kaum ein flüchtiger Blick geschenkt. Wer aber hier länger und einsam verweilt, dem wird in dem heimlichen Dämmerlicht, das von der Kuppel herniederfällt, die Ornamentik der Wände, an der noch in reichem Maße die Spuren der alten Farbe sichtbar sind, wundersam lebendig werden. Die Kuppeldecke selbst ist ein Wunderwerk, das man gar nicht beschreiben kann: in merkwürdigen Fächern und Falten verjüngt sie sich, und darüber wölbt sich eine ganz märchenhafte Tropfsteingrotte, phantastisch, aber dabei so regelmäßig gefügt, wie die Zellen einer Bienenwabe.

Den unbestrittenen Höhepunkt in Bezug auf ornamentale Ausschmückung bildet indessen das auf der Südseite des Löwenhofs gelegene, etwas größere Gegenstück zum Abenceragen-Saal, der „Saal der zwei Schwestern“, so genannt nach zwei gleichen, sehr großen weißen Marmortafeln im Fußboden. Er ist freier, lichter, als jener; eine liebliche Helle fließt von den Fenstern der Decke hernieder. Der unten viereckige Raum

verwandelt sich oben in einen achteckigen. Die dadurch gebildeten Hohlkehlen bestehen wiederum aus unzähligen kleinen, treppenförmig übereinander sich aufbauenden Gewölben, zu denen die tragenden Säulen fehlen; eine übermütige Konstruktion, die auch anderswo, z. B. in der Halle des Gerichts, angewendet wird. Die kleinen Pfeileransätze hängen dabei wie Tropfsteingebilde frei hernieder. So macht das Ganze den Eindruck, als habe das Gesetz der Schwere über diese wie Seifenschaum luftigen Gebilde seine Macht verloren. Und doch ist alles aufs scharfsinnigste nach mathematischen Regeln konstruiert, so fest, daß es noch heut nach so vielen Jahrhunderten nicht merklich aus der Fügung gewichen ist. Alle diese kleinen Bogen und Kuppelchen sind zugleich mit genauester Berücksichtigung der Lichtwirkungen des Raumes ausgemalt gewesen — zum Teil sind sie es noch heute —, es giebt nicht eine einzige Höhlung, in die nicht wenigstens ein kleiner Blütenstengel hineingeworfen ist. Das Ganze endigt dann oben in einer ähnlich gebildeten Kuppelwölbung. Die unteren Wände sind von prachtvollen Thürbogen durchschnitten, weiter oben durch die Fenster einer Galerie des Oberstockes, von der aus man einen schönen Blick auf den Saal hat. Die zwischenliegenden Wandflächen aber tragen einen Arabeskenschmuck, der seinesgleichen nicht kennt. Wie herrliche breite Velarien hängen diese Teppichmuster hernieder, umrahmt von den Schriftstreifen eines langen, glänzenden Lobgedichtes auf die Schönheit des Saales. Hier habe ich Stunden und Stunden geweilt, bei dem träumerischen Plätschern des in den Marmorboden eingelassenen Springbrunnens, rein im Anschauen des wundervollen steinernen Schnitzwerkes versunken. Ich kann die Wirkung der maurischen Ornamentik nur mit der einer guten Musik vergleichen. Ohne bestimmte Gedanken und Bilder aufzudrängen, erfüllt sie das Herz mit poesievoller,

über das Gewöhnliche erhobener Stimmung; und zwar — auch darin gleicht sie guter Musik — ergreift sie je länger, um so inniger. Schildern lassen sich diese Gebilde daher auch nur so unvollkommen wie Musik. Ihre Mannigfaltigkeit ist ganz unglaublich: immer neue sinnreiche Figuren, Ranken, Blätter, Schilder, Rosetten sprossen aus den alten hervor. Bald fahren die Linien in blitzartig spitzen Wendungen hin und her, wie die Bewegungen blanker Wasserkäfer auf dem Teich, bald schlingen sie sich in ruhigen, langgezogenen Rhythmen ineinander. Und nirgends, in all' den tausenden von Kombinationen, beleidigt eine einzige unedle Wendung. Der Geschmack, der aus ihnen spricht, ist der einer reifen und edlen Anmut, die immer klar und frisch bleibt — ich möchte sagen, es ist der Geschmack, wie er in einfacherer Form sich in der Linienführung des Akanthusblattes oder der Mäanderverzierung ausspricht, im Gegensatz etwa zu der üppigen Weichlichkeit der Rokoko-Ornamentik. Die Motive sind meist reine mathematische Figuren, jedoch auch Naturgebilde, Blumen, Blätter und Früchte, diese aber niemals naturalistisch behandelt, sondern stets aufs strengste stilisiert; ganz ungleich mehr noch, als es die Renaissance thut. Ihre feinste Kunst pflegt die Ornamentierung auf den Stuckflächen der mittleren Höhe der Wände und an den Umrahmungen der Thüren zu entfalten; die unteren Teile der Zimmerwände tragen durchgängig eine paneelartige Bekleidung von glasierten Fayence-Platten, den sogenannten „Azulejos“. Hier sind die Muster einfacher in Form und Färbung; dafür aber haben diese Kacheln allerdings auch den vollen Farbenglanz bewahrt.

Mein Lieblingsaufenthalt in der Alhambra war übrigens nicht der Schwesternsaal selbst, sondern der kleine daranstoßende „Mirador der Lindaraja“. Dies Gemach ist eine Art Pavillon oder Erker, dessen Fenster nach einem rings umschlossenen, mit Rosen, Orangen und Myrten

erfüllten und von einer Fontäne belebten Garten hinausgehen. Man kann ihn wohl getrost den schönsten Erker der Welt nennen. Die Ornamentflächen der Wände treten hier in stufenförmigen Absätzen übereinander, wie üppige Teppiche, die mehrfach aufeinander gelegt sind; das Ganze aber ist ein Ausdruck weichster, sinnlich träumerischer Grazie. Lindaraja soll der Name der sonst nicht bekannten Favoritin eines der Sultane sei, und der Bau und die Ornamentik des kleinen Pavillons scheint ihre süße berauschende Lieblichkeit wiederzugeben, soweit die Architektur derartiges vermag, d. h. also ähnlich wie ein großer Musiker sie etwa mit den Mitteln seiner Kunst zu charakterisieren versucht haben würde. Die Anregung ist mächtig, die noch heut von der Kunst dieses kleinen Raumes ausstrahlt, wo doch die Farben verblaßt sind, und wo alle die seidenen Decken, Polster und Tischchen fehlen, die ihn erst wohnlich machen können. Unwillkürlich ruft man sich die schlanke, biegsame Gestalt zurück, wie sie auf der niedrigen Fensterbrüstung gelehnt haben mag, den weißen Arm um die Marmorsäule des zweigeteilten Fensters geschlungen, in Liebesträumerei — oder, wer weiß, auch in eifersüchtige Intriguen — versunken. Gold und leuchtendes Rot waren die Hauptfarben des kleinen Raumes.

Alle die geschilderten Räume sind so offen und luftig gehalten, so kunstreich auf Kühlung in der Mittagsglut berechnet, daß man ihre Bestimmung als Sommeraufenthalt unschwer erkennen kann. Wo die Leutchen im Winter blieben, ist etwas unklar; vielleicht sind die betreffenden Teile des Schlosses dem Palaste Karls V zum Opfer gefallen. —

Seit ich von dem Führer frei war, ging ich auf eigene Entdeckungsreisen. So gewahrte ich eines Tages in einer Seitenwand des kleinen an die Sala de la Barca anstoßenden

Hofes, zu dem sich das prächtige Thor der Moschee des Schlosses öffnet (sie ist im Innern von den katholischen Königen stark umgestaltet), ein verstecktes Thürchen. Ich trat ein und fand einen langen, schmalen, etwas nach abwärts führenden Gang, in dem ich bald in völliger Finsternis weitertappte. Mir war höchst geheimnisvoll zu Mute, als ich schließlich einen matten Lichtschimmer vor mir gewahrte, der von links hereinfiel. Hier wendete sich der Gang, und ich stand plötzlich sprachlos vor Überraschung da, denn ich sah mich in einem zierlichen kleinen Saal von überaus graziösen Formen, dämmerig erhellt durch mattes, von der Decke hereinfallendes Licht. Eine von Säulen getragene Galerie mit sehr fein gearbeiteten Brüstungen lief in der Höhe um den viereckigen Raum, unten in der Mitte befand sich ein Springbrunnen, und zwei breite Nischen, für große Ruhebetten gedacht, öffneten sich in den Wänden. Was aber das Überraschende ausmachte, war der Umstand, daß alles dies in den köstlichsten Farben erstrahlte. Der Saal war, wie ich bald erfuhr, das Ruhezimmer des königlichen Privatbades, das tief unter die sonstige Bodenfläche des Palastes zwischen Löwen- und Myrtenhof eingesenkt liegt, und man hat ihn dazu benutzt, um den Versuch einer Restauration des Bauwerks zu wagen. Vollkommenere Kenner der Alhambra-Kunst, als ich es bin, soll dieser Versuch nicht befriedigen: ich war entzückt davon. In prachtvoller Tönung, mit mattem Gold als Grundfarbe, war ein wie Edelsteingefüge schimmernder Farbenglanz über alle Wände und über die prachtvollen Kapitäle der schlanken Säulen gezogen. Wenn das Auge den Einzelheiten folgte, so war es ein bunt verwirrendes Spiel von Farben und Formen; das Ganze aber machte einen überaus milden, träumerisch zarten Eindruck. Man kann für das wohlige halbwache Dehnen nach erquickendem Bade sich

keinen geeigneteren Raum denken, als diesen. Die Baderäume selbst sind auch noch erhalten. Zwei Marmorbassins sieht man darin, ein großes für den Sultan und ein kleines daneben für die Sultanin. Das Licht fällt von oben durch sternförmige Öffnungen der gewölbten Decke.

Ein andermal suchte ich die kleineren maurischen Baulichkeiten auf, die außerhalb des eigentlichen Palastes, aber unmittelbar neben ihm, am Rande der Darroschlucht liegen. Sie sind lange Zeit verschlossener Privatbesitz gewesen, vor kurzem aber dem Staate zu öffentlicher Benutzung geschenkt. Eine Tafel nennt Herrn Arthur Gwinner Dreiß aus Frankfurt a. M. als den Geber. Ganz wunderlieblich liegt eine von ihnen da, das von außen sehr einfache Gebäude der sogenannten „kleinen Moschee". Ich fand zuerst einen kleinen dreieckig geformten Garten, der geradezu der Inbegriff eines üppigen, farbenleuchtenden spanischen Gärtchens genannt werden muß. Zwei alte maurische Löwen, ähnlich drollig wie die des Löwenbrunnens, bewachten innen den Eingang, hohe Mauern, mit einem dichten Netz blühender Kletterrosen überzogen, sonderten das sonnige Plätzchen mit seiner Pracht dunkelgrüner Myrten, kunstvoll zu Lauben gezogener Taxus, Levkojen, Narzissen und Rosen von der Außenwelt völlig ab. Nur der leuchtende Himmel schaute hinein. Vor dem mit der Moschee zusammenhängenden Häuschen, unter einer schattigen Laube, saß ein junges Pärchen: sie, eine frische Dirne, augenscheinlich die Tochter des hier wohnenden Wärters oder Gärtners, war mit einer Schüssel Erbsen beschäftigt, er aber — schlief. Lächelnd und auf den Zehen kam mir das Mädchen entgegen und winkte mir Vorsicht zu. Wer weiß, ob der Schatz etwa heut einen langen Weg mit seinem Maultiere über die Berge her gemacht hatte, oder ob es bloß die Sättigung eines wunschlosen Glücks in diesem idyllischen

Frieden war, genug, er schlummerte. Das Mädchen öffnete mir dann die Thür der kleinen Moschee, stieß den Fensterladen auf und ließ mich nach einigen Erklärungen allein. Wiederum sah ich einen überaus reizenden Raum, durchweg mit wunderschöner Ornamentik überzogen. Durch das Fenster flog der Blick in die blaue Ferne und hinüber zu den Gärten des Generalife. In der Seitenwand des kleinen Gotteshäuschens befand sich die übliche polygone Gebetsnische, wo der Koran aufgestellt war. Ich trat neugierig hinein, um zu fühlen, aus was für Material der glatte Hintergrund gearbeitet sei: siehe, da gab die Hinterwand unter meinem Fingerdruck nach, sie bewegte sich in Angeln als eine Geheimthür, und dahinter wurde eine schmale Wendeltreppe sichtbar. Natürlich kletterte ich hinauf und sah mich nach einigem Steigen zu meinem Erstaunen in einem reizenden, garnicht maurisch, sondern ganz mitteleuropäisch eingerichteten Zimmer, das keinen weiteren Eingang hatte, als diesen. Es war mit einem großen behaglichen Kamin versehen und mit Möbeln ausgestattet, als hätte es erst vor kurzem zu einem ebenso romantischen wie anheimelnden Aufenthalt, etwa für ein Liebespärchen nach Art des Eichendorffschen Taugenichts, gedient. Durch das einzige Fenster blickte ich wieder in den stillen blühenden Garten hinab und sah gerade, wie das Mädchen dem verschlafenen Burschen mit einer Federpose in die Nase kitzelte. Dies trauliche, geheime Zimmerchen hinter der Wand des Allerheiligsten einer Moschee der Alhambra! — wahrhaftig, der Leser begreift, daß es schwer ist, hier keine Novelle zu schreiben.

Der übrige Raum des Alhambra-Berges wird von einer Reihe wenig interessanter moderner Baulichkeiten eingenommen, von einem Wäldchen, großen Gärten und Feldern und endlich einer jetzt wüst liegenden Fläche, die „hohe Alhambra“ ge-



Alhambra und Sierra Nevada.

— Im Mittelgrunde der Komares-Turm, daran angeschlossen die Casa Real; rechts am Bildrande der Palast Karls V. Noch weiter rechts folgt, hier nicht mehr sichtbar, die Kasbah. —

nannt. An der dies Ganze rings umschließenden Mauer erhebt sich eine Reihe von Türmen, die alle von außen eine sehr finstere und wehrhafte Gestalt haben, im Innern aber großenteils die entzückendsten Boudoire sind; so die Torre de la Cautiva, so der reizende „Prinzessinnenturm,“ der eine durch zwei Stockwerke gehende Innenhalle mit Springbrunnen besitzt und mehrere ringsherum angeordnete kleine Zimmerchen, mit dem zartesten Geschmack, den man sich denken kann, entworfen. Es ist wirklich orientalischer Märchensinn, der aus dieser Art Architektur spricht. Alle diese Türme und Mauern, alle die Säle und Gärten waren daher auch umwoben, nicht nur von geschichtlichen Erinnerungen, sondern auch von den Goldschleiern reizendster Sagen und Märchen. Und zum Glück ist, als es hohe Zeit war, ein Magier gekommen, der diese fast schon versunkenen Goldschätze für immer gehoben hat. Wer Washington Irvings Alhambra-Geschichten noch nicht gelesen hat, der thue es ja; es giebt nicht viel gleich anmutige Bücher.

Nun rasch noch ein Gang um das obere Ende der Darroschlucht herum zu dem auf der anderen Seite gelegenen Generalife. Der Name ist verunstaltet aus ginnet el arif, d. h. „Garten des Baumeisters,“ nach einem früheren Besitzer dieses reizenden Ortes. Die granadischen Herrscher erbauten später hier einen Sommerpalast im Stil der Alhambra, der noch höher hinauflag in die frische Bergeskühle, als diese selbst. Läge das Gartenschloß nicht bei der Alhambra, so würde sein Ruhm weithin erklingen; so aber bleibt immer, sowohl auf der Reise, wie bei der Erzählung, nur leider viel zu wenig Raum dafür übrig. Und doch ist es ein außerordentlich reizvolles Fleckchen Erde. Die prächtige Ornamentik seiner Zimmer und Galerien hat zwar durch unvernünftige Tünchung

sehr gelitten, aber die schlanken Formen seiner Säulen und Bogen entzücken noch heut, und in schönster Pracht blühen seine wundervollen, terrassenförmig sich aufbauenden Gärten, die noch ausgedehnter sind, als die der Alhambra. Sie erinnern lebhaft an die schönsten Gärten der italienischen Riviera; stolz namentlich ist der Bestand an schönen Zypressen, darunter einigen Exemplaren von großem Alter. Weit reicher noch und voller als auf der Alhambra sprudeln hier auch die herzugeleiteten Wasser des Gebirges. Sie rauschen als kräftige, aber schöngefaßte Bäche glatt daher, sie sprudeln in allerlei bizarren Wasserkünsten, sie rieseln die Treppen hinunter, welche die einzelnen Terrassen verbinden, ja sogar auf den steinernen Geländern dieser Stiegen, in die eine Hohlkehle eingeschnitten ist, rauschen sie hernieder. Ein unablässiges Plätschern umgiebt auf allen Seiten den Wanderer — wenn er Glück hat, wie ich.

Bei weitem der kostbarste Schatz des Generalife ist aber seine einfach unvergleichlich schöne Aussicht. Es ist sonst dieselbe, wie von der Alhambra — etwas höher nur schauen wir hernieder —: unten die weiße Stadt, die schimmernde, bergumkränzte Vega dahinter, und die herrliche Sierra Nevada. Hinzukommt aber, daß sich jetzt die Alhambra selbst, die gewaltige rote Burg auf dem dunkelgrünen Bergrücken, als Ganzes in den Mittelgrund des Bildes mit einfügt.

Heut ist der Generalife Privatbesitz; er gehört einem Abkömmling der maurischen Könige, dem italienischen Marchese Pallavicini, der zugleich Eigentümer der berühmten Villa Pallavicini in Pegli bei Genua ist, jenes nicht minder köstlichen Erdenflecks, dessen größte Schönheit nach meinem Geschmack nicht seine vielbesprochenen Gärten mit ihren barocken architektonischen Spielereien, sondern ebenfalls die wunderbaren landschaftlichen Ausblicke sind, hier auf das blaue



Aus den Gärten des Generalife.

Meer. — Der Leser beneidet vielleicht diesen beglückten Sterblichen! Er möge es nicht thun; ich sah ihn in den Straßen Genuas, einen vorzeitig ergrauten Mann; wie man mir sagte, ist er der Letzte seines Geschlechts und — von Jugend auf blind! —

Und nun tritt mit mir auf den äußersten Altan des Generalife und schaue hinaus in die blühende Landschaft mit ihren südlichen Farben, die nicht weich ineinander verschmelzen, wie bei uns, sondern die funkelnd und blitzend nebeneinander stehen, wie eine Mosaik von leuchtenden Edelsteinen. Im Westen über Loja geht die Sonne zur Rüste: ihr goldroter Strahl läßt die roten Türme der Zauberburg dort unten wie in Flammen auflodern.

„Wer das gesehen, o dem altert nimmer
Das Herz im Busen, o dem bleibt ein Schimmer
Von Jugendglück und reinster Lebenswonne!“

Kapitel XII.

El Rayo.

Es ist dunkle Nacht: der im ersten Viertel stehende Mond ist bereits untergegangen. Ich stehe um 1/23 Uhr morgens auf einem finsteren, schlecht gepflasterten, schmutzigen Platz, ich weiß nicht wo inmitten des nächtigen Granada, und friere; denn am 24. Oktober, wenige Stunden nach Mitternacht, ist die Temperatur selbst unter den Parallelkreisen von Andalusien recht erfrischend. Dicht vor mir baut sich eine schwerfällige Schattenmasse auf, in der man ein ungeheures Mammut vermuten könnte; mit unheimlich leiser Geschäftigkeit klettern einige kleinere Schatten daran herum. Wahrscheinlich ist dies aber kein Mammut, sondern die Eilkutsche, in der ich binnen einer halben Stunde Granada Lebewohl sagen soll. Da ich es nämlich verschmähe, die alte Bahnstrecke nach Cordoba zurückzufahren, wie der Tourist in der Regel thut, weil die Linie nach Granada eine Sackbahn ist, und da ich statt dessen geradewegs zur Ostküste vordringen möchte, so bin ich auf die Landstraße über Guadix, Baza, Cullar und Velez-

Rubio nach Lorca angewiesen; hier erst beginnt das Bahnnetz der Mittelmeerküste.

Ich benutze von Granada aus einen Eilwagen, der täglich einmal in der Morgenfrühe abgeht. Das Fuhrgeschäft nennt sich auf seinen hübsch verzierten Fahrkarten stolz: El Rayo. Coches de Granada à Guadix y vice versa de Rodriguez y Hernandez. Rayo heißt „der Blitzstrahl“ und ist daher gewiß ein sehr empfehlender Name für diese Einrichtung. Freilich steht in dem spanischen Lexikon von Don Federico Booch-Arkossy unter den zahlreichen sonstigen Bedeutungen des Wortes auch diese: „Plötzlicher, heftiger Schmerz an einem Teile des Leibes, plötzliche unvermutete Beschädigung“! — Man kann gleich eine Karte bis Baza nehmen, wo man, mit Wagenwechsel in Guadix, spät abends eintrifft. Wie ich von dort aus dann weiter kommen soll, bleibt mir zur Stunde noch völlig unklar. Im Grunde ist mir das aber durchaus recht, und ich fühle mich vergnügter, als je, ordentlich übermütig. Nun kommt offenbar, sage ich mir, erst das wahre Reisen.

Bei meinem wackeren Gastfreunde, wo ich mich eine Woche lang so wohl gefühlt, hatte es eine gefühlvolle Abschiedsscene gegeben. Señora hatte mir in ziemlich seltsamem Kostüm noch eigenhändig eine Schokolade gekocht, Don Jeronimo mich, obwohl ihn in seiner grauen Joppe sichtlich fror, ein kleines Stückchen vor die Hausthür begleitet und mit kräftigem Händedruck mir alles Gute gewünscht. Der Hausknecht endlich hatte mich auf geheimnisdunklen Pfaden hierhergeschleppt, meine Sachen einigen herumhuschenden Schatten ausgehändigt und war dann im Dunkel verschwunden. Die Schiffe waren also hinter mir verbrannt, ich mußte nun hinaus in jene Gegenden abseits vom Weltverkehr, über die einsamen Bergpässe, wo romantische Banditen noch vor nicht allzulanger

Zeit eine ergiebige und wenig gestörte Thätigkeit entfalteten. — War es nicht leicht möglich, daß die Bevölkerung gerade heute in einem Anfall von Atavismus den Versuch machte, das Geschäft wieder zu eröffnen? Aber auch das war, unter gewissen Bedingungen, eigentlich ein ganz verlockender Gedanke!

Zunächst ging ich jetzt auf ein trübes Licht zu, das aus einem Thorweg auf den Platz hinausquoll. Richtig, das war ja das Büreau, wo ich tags zuvor meine Karte gelöst; ein unfreundlicher, kahler Raum, zum Teil mit allerhand Gepäck erfüllt, das an den Wänden herumlag, zum Teil von einem kleinen Verschlag eingenommen, hinter dem bei einer qualmenden Lampe ein verschlafener Kassierer, bis über die Ohren in ein Plaid gewickelt, noch Karten verkaufte. Dazwischen wanderten mit dem nervösen Schritt des Wartenden mehrere vermummte Gestalten auf und nieder. Die breiten Hüte tief in die Stirn gedrückt, den Radmantel oder die Manta, das große und dicke spanische Plaid, so weit umgeschlungen, daß selbst die Nase mit vergraben war und nur die mißvergnügten Augen herausguckten, sahen sie bedenklich genug aus; genau wie jene berühmten Räuberhauptleute in mexikanischen Geschichten, die sich mit dem Helden der Erzählung in die Postkutsche zu setzen pflegen, diesem immer verdächtiger vorkommen und schließlich in irgend einem wilden Felsenthal plötzlich ein schrilles Pfeifchen erklingen lassen u. s. w. Nachdem auf mein „Guten Abend" eine einsilbige Erwiderung geknurrt worden war, blieb mir nichts übrig, als mich mit der schönen Manta, die mir Don Jeronimo, noch im letzten Augenblick angesichts meines kläglich dünnen Sommerüberziehers gutmütig geliehen hatte — mein eigenes Berliner Plaid erwies sich als eine so unzulängliche Einrichtung für das Land der Orangen und Kakteen, daß es ein Spanier, dem ich es gelegentlich lieh, schnöderweise für einen Shawl

hielt und sich um den Hals wickelte —, gleichfalls möglichst eindrucksvoll zu umhüllen und ebenso mit eingedrücktem Hut und verborgener Nasenspitze finster blickend auf- und abzuwandeln. Bei hellem Tageslicht ist der reisende Mensch fast immer liebenswürdig gestimmt und zum Anschluß und hilfsbereiter gegenseitiger Unterstützung geneigt — in Spanien ebenso wie anderwärts. Nachts aber ist er in der Regel das gerade Gegenteil davon, ungemütlich, schweigsam, mißtrauisch, sei es wegen der unsicherer machenden Dunkelheit, sei es, weil er in jedem Reisegefährten zunächst einen Mitbewerber um die in der Nacht besonders schätzenswerten Bequemlichkeiten erblickt.

Endlich erhob sich draußen ein Geklirr und Hufgetrappel, die Kutsche wurde bespannt, und wir tappten bei flackerndem Laternenlicht in unser Fahrzeug hinein. Diese Eilwagen haben vier Arten von Plätzen. Der teuerste liegt in der Mitte und quer zur Deichsel, so daß man vorwärts darin sitzt. Hier fahren die oberen Zehntausend. Der zweite Platz nimmt den hinteren Teil des Wagens ein, und man sitzt seitwärts wie in unserm Omnibus. Hier fährt der Mittelstand. Dann giebt es noch neben dem Kutscher vorn ein paar Sitze für den kleinen Mann, und endlich findet man oben auf dem hohen Verdeck zwischen den Kisten und Säcken auch noch Platz. Hier fährt das Proletariat. Ich hatte, mit diesen Einrichtungen zunächst noch unbekannt, den ersten Platz genommen, teils um auf alle Fälle sicher zu gehen, teils aus Lokalpatriotismus, denn der betreffende Teil des Wagens heißt die „Berlina“. Diese Berlina erwies sich nun jetzt als ein schmaler, niedriger Kasten mit gepolstertem Sitz, in den ich mit zwei mürrischen Persönlichkeiten hineinkroch. Die Thür schnappte zu, und ich fand mich buchstäblich in einem schwarzen, engen Kerker, der kaum eine freie Bewegung gestattete. Die

Tiere zogen an, der Wagen rumpelte über das Pflaster. In dieser sargähnlichen Kiste, aus der die kleinen trüben Scheiben in der seitlichen Holzthür nur einen winzig bescheidenen Ausblick ermöglichten, sollte ich also von morgens um drei bis abends um neun eingesperrt bleiben?!

Endlich entdeckte ich in der Thür eine Schiebevorrichtung, durch die der obere Teil derselben soweit zu öffnen war, daß ich gerade meinen Kopf mit schraubenzieherartiger Wendung hindurch ins Freie zwängen konnte. Welch wunderlich reizender Anblick fesselte mich da! Eine starke Laterne am Kutschbock warf ein helles, gelbes Licht voraus auf unsern Weg; sie war von den Seiten abgeblendet, so daß über die hohen Häusermassen der Straße, durch die wir rasch dahinrollten, nur ein unsicherer Schimmer dahintanzte und ihre Thürbogen und verhängten Balkons undeutlich, mit tiefen Schattenwirkungen, vorbeihuschten; kräftig aber beleuchtete sie die acht paarweis hintereinander gespannten Pferde und Maultiere vor unserem Wagen. Die Tiere, zufällig zum großen Teil Schimmel, in ihrem landesüblich bunten, reich mit roten Trodbeln gezierten Geschirr innerhalb eines mit ihnen wandernden und sie magisch aus der dunklen Umgebung heraushebenden Lichtkreises durch unbekannte Gassen klirrend und in schlanken Bogen um die Ecken galoppierend, boten ein höchst phantastisches Bild. Es war beinahe, als entführte mich bei nächtlicher Weile irgend ein Märchengefährt mit acht milchweißen Rossen in prunkvoller Zäumung zu irgend einem geheimnisvollen Ziel. Wer weiß, die Tiere unseres Gespanns waren vielleicht eigentlich acht weiße Mäuse, der Kutscher mit der riesigen Peitsche in seinen Mußestunden eine langgeschwänzte Ratte und unsere Arche im Grunde ein alter Kürbis; — namentlich die letzte Vermutung hatte manches für sich.

Aller Märchenzauber hält aber schließlich vor körperlichen Leiden nicht stand, und so mußte ich, nachdem mein um einen rechten Winkel verdrehtes Genick bereits beinahe einen Sprung bekommen, seufzend den Kopf zurückziehen und mich wieder in meinen dumpfen Sarg einsperren. Die murmelnde Unterhaltung meiner Nachbarn erwies sich beim näheren Hinhorchen als ein zwiefaches Schnarchen, so daß ich verzweiflungsvoll auch zu schlafen versuchte, wohl zwanzig Minuten lang. Aber mein ganzes Innere empörte sich in diesen Augenblicken, wo ich von Granada vielleicht für immer Abschied nahm und ganz neuen Dingen entgegenging, lebendiger als je gegen diese Zumutung. Wieder zwängte ich den Kopf zum Fenster hinaus.

Die Gegend war verändert, die letzten Häuser Granadas lagen hinter uns, der Weg, auf dem wir jetzt im Schritt dahinzogen, stieg kräftig bergan. Rückwärts in der Tiefe breitete sich eine düstere Fläche, die nächtliche Vega, aus, von der hier und da ein paar schwache Lichter wie Sterne herüberschimmerten. Im Mittelgrunde zeichnete sich eine schwarze Hügelmasse gegen den etwas helleren Himmel ab. Das war wohl die Alhambra, die mir so den letzten Gruß nachsandte! — Auch ich grüße dich innig und von Herzen, du alte zauberische Burg, und danke dir für alle die klare Schönheit und träumerische Wonne, die du mir gespendet! —

Da zupft es mich hinten am Plaid, und die übrige Einwohnerschaft der Berlina legt einen lebhaften Protest ein gegen das ewige Öffnen des Wagenfensters bei dieser Nachtkühle. Na, das war ja noch schöner; so konnte es nicht weiter gehen! Kurz entschlossen veranlasse ich den Wagenlenker zum Halten, und während ein Teil der zahlreichen Besetzung unseres Fahrzeugs verwundert und verschlafen die Köpfe heraussteckt, um nach der Ursache dieses Halts zu

forschen, klettere ich auf die Straße und halte an das auf dem Deck versammelte Proletariat eine Ansprache hinauf, in der ich mich zum Tausch des Platzes erbiete. Meine Mitreisenden in der Berlina wechselten ein paar Redensarten, die ich nicht verstand, die aber jedenfalls einen energischen Zweifel an meinem intellektuellen Wohlbefinden ausdrückten, und auch der Mann, der nun vom Deck herunter in meinen warmen Ecksitz kroch, mochte dieser Anschauung nicht gar so fern stehen; ich aber klomm vergnügt den halsbrecherischen Alpenpfad zum Verdeck hinauf, und die Tiere zogen wieder an. Da saß ich denn nun oben in der schneidendsten Morgenkühle und fror trotz meines Plaids einfach grimmig — aber wie war das trotz alledem so schön! Die Laterne war außerhalb der Stadt sogleich sparsam gelöscht worden; durch graue Dämmerung wand sich daher unser Gefährt eine stark ansteigende, anscheinend nicht schlechte Chaussee aufwärts. In Schattenumrissen glitten Baumgruppen von seltsamen Formen, Felsenwände und höhere Hügelkuppen langsam vorüber. Die klare Nachtluft strich still und gleichmäßig von den Bergen hernieder und über die zu unförmlichen Klumpen zusammengerollten Mitmenschen — zwei oder drei — neben mir auf dem Verdeck. Ich, unter ihnen augenblicklich die einzig fühlende Brust, genoß mit inniger Eindringlichkeit das „wundervolle tiefe Schweigen" und mein eigenes lebendiges Daseinsgefühl darinnen. Wie lange ich so fuhr, was mir durch die Seele ging — Gedanken an die Lieben daheim, an die Zukunft, an das große Welträtsel im allgemeinen u. s. w. — ich weiß es nicht mehr: die Minuten verrannen in ruhigem Rhythmus, ungezählt wie die leisen Tropfen der Dachrinne, denen man in der Regennacht auf seinem Lager halbträumend so gerne zuhört. Allmählich ward die dunkle Farbe des Nachthimmels blasser, die Sterne verschwammen, die Gegen-

stände wurden deutlicher; jenes grauliche, glasartig durchsichtige Morgenlicht, das alle Schatten auflöst und die Luftperspektive des Tages nicht zu kennen scheint, begann leise die Nähe und Weite zu umfließen. Nun tauchte unser Weg, der inzwischen schon eine ziemliche Höhe erreicht haben mußte, aus schattenden Wänden hervor; zur Rechten glitt der Blick in die Ferne hinüber zu einem riesigen, düsteren Bergwall, der Sierra Nevada, die nun hinter ihren Vorbergen hervortrat. Und jetzt, ein wundervolles Schauspiel! Die streifigen Wolken, die hinter den höchsten Gipfeln standen, beflog ein seltsam düsterrotes Licht, und plötzlich, wie wenn im ersten Akt des „Rheingold" das Kleinod auf der Spitze des Felsens in dem Bett des Rheins aufleuchtet, so erglühte in tiefer, feuriger Röte eine der höchsten Zinnen der Sierra Nevada, als ein einziger, großer, brennender Glühpunkt auf schwarzblauem Grunde — der erste Feuergruß der jungen Sonne.

Im Süden geschieht der Übergang von Nacht und Tag sehr rasch. Binnen kurzer Zeit war diese fast dämonisch anzuschauende Glut verschwunden, und in weißer Helle lag der Schneekamm der Sierra unter lichtblauem Himmel da. Unser Weg schlängelte sich an der der Sierra Nevada gegenüberliegenden Seite eines gewaltigen Längsthals, das den Fuß der Kette begleitet, immerfort aufwärts. Bald verschwand die Sierra hinter Bergkuppen, bald lag sie wieder in überwältigender Großartigkeit vor uns. Aus dunkelblauen Dämmertiefen stieg ihr breiter Fuß empor, dicht mit ungeheuren Wäldern bedeckt; lichter und lichter wurde das Blau dieser Bergwände gegen oben hin, endlich setzte mit scharfer Abgrenzung die Schneebedachung des Kammes ein.

Ich möchte Malern, die recht stolze und noch nicht zu abgebrauchte Hochgebirgsmotive suchen, auf das dringendste das Studium dieser Blicke hier empfehlen. Man findet nicht die

phantastischen Zacken der Alpenlandschaft, wohl aber eine riesige geschlossene Masse, die deshalb besonders grandios wirkt, weil sie uns in einer so wuchtigen Ganzheit entgegentritt.

Auch die nähere Landschaft bot mancherlei Reize. Mit dem Anstieg des Weges hatte die subtropische Vegetation von Granada bald einer mehr mitteleuropäischen Platz gemacht und bald wurde sie überhaupt ziemlich spärlich. Obwohl aber, wie bemerkt, die Landstraße im allgemeinen stetig höher klomm, tauchten wir doch auch zeitweilig wieder abwärts. So in das kesselartige Thal des Örtchens Huetor de Santillan, wo sich die Straße in spiralischer Windung abwärts schraubt. Da floß dann rauschend ein Bach, und Häusergruppen lagen reizvoll zwischen hohen, herbstlich gelben Pappeln. Anderswo kamen wir durch einsame Schluchten, zum Teil von großartigster Felsbildung, ebenso malerisch, wie geeignet zur Eröffnung einer jener außeramtlichen Chausseegeld-Hebestellen, von denen ich zu Anfang gesprochen. Sobald aber die Straße sich irgendwie abwärts senkte oder auch nur horizontal verlief, so ging es sofort im Galopp. Dann schwang der „Mayoral," so heißt der Kutscher, auf seinem hohen Sitz die lange Peitsche, die bis zu den vordersten Tieren reicht, und der „Zagal" trat in sein Amt. Diese merkwürdige Persönlichkeit ist in der Regel ein halbwüchsiger Bursche, der den Kutscher beim Antreiben des Gespannes — Pferde und Maultiere durcheinander, doch so, daß die letzteren in der Regel vorwiegen — unterstützt. Sobald es in schärferem Tempo gehen soll, stürzt er mit wildem Geschrei und geschwungenem Knüttel auf die Zugtiere los und rennt während der Fahrt nebenher, um jedes Tier, das nicht stramm mitzieht, sofort handgreiflich in seinem Pflichtgefühl zu unterstützen. Es ist erstaunlich, wie er gleichzeitig das ganze Gespann beherrscht und innerhalb zweier Sekunden dem linken Gaul des letzten Gespanns einen

pfeifenden Jagdhieb überzieht und mit einem blitzschnell von der Straße aufgerafften Stein unfehlbaren Wurfs das Hinterteil der rechten vordersten Mula trifft. Im schärfsten Galopp springt er so, öfters dicht von Staubwolken eingehüllt, schreiend und prügelnd neben der Kutsche her; nur von Zeit zu Zeit schwingt er sich im vollen Jagen gewandt auf den hinteren Wagentritt, um neue Kräfte für seine Thätigkeit zu sammeln. Es ist dann eine tolle Fahrt da oben auf dem schwankenden Verdeck des riesigen Kastens. Rücksichtslos werden die kühnsten Kurven genommen; und dabei wird das unheimliche Gefühl, das einen überkommt, wenn man über den Verdeckrand hinunter oft genug unmittelbar neben dem Wegrand in gähnende Abgründe blickt, nicht gerade durch ein besonderes Vertrauen in die Haltbarkeit des alten Kastens gemildert, denn dieser kracht bei dem holprigen Wege unabläßig in allen Fugen. Aber die Bauart der spanischen Wagen muß doch besser sein, als ihr Aussehen: ich bin während der nächsten drei Tage immer, wenn es irgend anging, in diesem rasenden Tempo und größtenteils auf schlimmen Wegen befördert worden, ohne daß ich einen Unfall zu verzeichnen gehabt hätte.

Seit dem Tagesanbruch hatte ich mich bald auch mit meinen Mitreisenden auf Deck angefreundet. Die warme Sonne schälte uns aus Plaid und Mänteln heraus und goß Menschenfreundschaft und Plauderlust in unsere Herzen. Ich hatte nun schon lange genug in rein spanischer Umgebung gelebt, so daß es jetzt mit der Unterhaltung ganz leidlich ging. Über was wir da nun alles geschwatzt, ist mir entfalleu. Die Passagiere wechselten ein paarmal während der langen Fahrt bis Baza. Meist waren es ganz einfache Leute, die aber doch immer über den Anbau der Gegend, über ihr Handwerk, über Sitte und Gewohnheit des Landes einiges zu sagen wußten. Leider habe ich immer da, wo ich mich am wohlsten

fühlte, keine Zeit zu Aufzeichnungen genommen. Wie ich z. B. von der ganzen Alhambra in meinem Notizbuch genau 3½ Zeile, die Notiz über die Tafel des Herrn Dreiß, stehen habe, so auch äußerst wenig von der mehrtägigen Reise bis nach Lorca.

Am besten erinnere ich mich noch der Gesellschaft eines kleinen Landmessers, mit dem ich den Sitz zwischen Guadix und Baza teilte. Er war ein bescheidener Mann, der im Auftrage der Regierung zu Zwecken des Straßenbaues die Gegend bereiste und nicht ungebildet war. Wie alle Spanier schalt er auf die Regierung. Bei dem unseligen fortwährenden Wechsel der Leitung, mit der denn auch jedesmal das ganze Programm und ein großer Teil der Beamten wechselte, könne natürlich etwas Segensreiches für den Verkehr nicht geschaffen werden. Gelder würden oft genug von oben für die Wegebauten angewiesen, aber ehe etwas davon bis unten an den Zielpunkt durchsickerte, wäre oben schon wieder anders beschlossen. In der That bewies mir das, was ich jetzt und während der nächsten Tage sah, vollauf, wie recht der Mann hatte. Der Weg, stellenweise ganz gut, war an anderen Orten fürchterlich. Mehr als einmal bogen wir bei Brücken, die über einen Fluß führten, ab und fuhren durch das Bett, weil die Brücke seit Jahren den Einsturz drohte, oder ein andermal, weil sie ebenfalls vor langer Zeit vom Hochwasser in der Mitte durchgerissen war; stellenweis schien überhaupt noch keine hergestellt worden zu sein. Wäre jetzt Hochwasser eingetreten, so hätte ich einfach vorläufig auf Fortsetzung der Reise verzichten können. So aber floß, trotz des Beginns der Regenzeit, meist noch ein ganz flaches, wenig bedeutendes Gewässer in ungeheuren trockenen Kiesbetten dahin. Zwischen Velez-Rubio und Lorca gingen wir einmal lange Zeit — wenn die Kutsche langsam fahren mußte, that man das mit

Vergnügen — unmittelbar in einem solchen trockenen Flußbett, einer „Rambla," von Kilometerbreite, dahin; unsere Kutsche knirschte mühsam über die großen Kiesel neben uns her. Dabei begleitete uns aber in einiger Entfernung am Ufer die Linie einer wahrhaft herrlichen, in die Felswand gehauenen oder hoch aufgemauerten Kunststraße. — Sie konnte nicht benutzt werden, da sie nicht fertig geworden war und plötzlich unmittelbar im Felsen endigte; man hatte die Arbeit daran schon wieder einmal aufgegeben.

Auch über Deutschland plauderte ich mit ihm, wie ich überall gern that. Zwei deutsche Namen fand ich in Spanien fast überall bekannt: Bismark war der eine, Richard Wagner der andere. Deutsche Musik, das war immer ein Gegenstand ungeheurer Hochachtung, freilich meist einer äußerst nebelhaften, etwa wie bei uns der Gebildete sie vor Klopstocks Messias hat. Denn nur zweimal habe ich wirklich deutsche Musik von Spaniern machen hören. Das eine Mal auf einem Fest der Königin in Huelva, wo man uns, statt uns etwas zu essen zu geben, einen ganzen Akt aus Lohengrin vorspielte; ein andermal in einer Form, wie ich sie nicht vermutete. Es war in der Kathedrale von Granada, einem lichten Renaissancebau von großer, freier Schönheit. Als ich die hochgewölbte Halle betrat, flutete ein brausender Orgelklang durch den Raum — die Orgeln der spanischen Kirchen sind meist herrlich. Einen Augenblick stutzte ich: „Das kennst Du doch! Aber wie hört sich das an?" Richtig, es war nichts anderes, als das Andante aus der G-dur-Sonate opus 14 Nr. 2 von Beethoven. Der anmutig einfache, streng staccato gedachte Satz in dem gemächlichen Tempo des Andante war hier zu großartigen Choralakkorden gedehnt. Ich müßte aber lügen, wenn ich sagen wollte, daß mit dieser seltsamen Vergewaltigung nicht eine ganz prachtvolle Wirkung erzielt wurde. Lächelnd

gedachte ich der guten alten Moscheles-Ausgabe, nach der ich als Knabe einst die Sonate zuerst gefingert, und die auf ihrem erläuternden Umschlage diesen Satz als die Schilderung des Arbeitszimmers eines jungen Mädchens, in dem „ernst und mit Eifer" geschafft würde, erblicken wollte.

Mein Geometer kannte natürlich auch die beiden Namen, wußte aber noch mehr von Dentschland; er wußte sogar, daß es mit der deutschen Philosophie ebenfalls etwas auf sich habe. „Schopenhauer!" sagte er bedeutsam, und „Ja wohl, Schopenhauer!" sagte auch ich mit verständnisinnigem Blick, ohne zu verraten, daß ich von diesem verdienstvollen Landsmann bis dahin nicht viel mehr im Urtext gelesen hatte, als er.

Um bei der Vorstellung von dem Interesse der Spanier an Deutschland noch etwas zu verweilen, möchte ich hier ein Erlebnis mit einem Hausknecht in Valencia einschieben. Ich hatte mir diesen zur Begleitung mitgenommen, um etwas einzukaufen. Kaum betraten wir vom Hotel die Straße, als er mich wie aus der Pistole geschossen fragte: „Sagen Sie mal, Señor, wie geht es denn eigentlich in Deutschland?" — Ich war zunächst etwas verblüfft, erstens über die liebenswürdige Kordialität dieses Herrn und zweitens über die etwas weitschauende Allgemeinheit der Frage, und sagte daher, so gut das auf Spanisch möglich ist: „Nu, ich danke, es geht."

„Ja, ich meine nämlich mit der Sozialdemokratie," fuhr mein Begleiter freundlich fort. Und nun entwickelte er mir, daß alle einsichtigen und zielbewußten Einwohner Spaniens mit dem lebhaftesten Interesse auf Deutschland schauten. Dieses Land marschiere augenblicklich an der Spitze der Zivilisation, denn dort entscheide sich der große Kampf um die soziale Zukunft Europas. Ich muß es wohl als den Beweis seiner besonderen Wertschätzung ansehen, daß er mich, da ich aus Deutschland kam, selbstverständlich auch als „Genossen"

ansah und mir nun voller Stolz ausführte, wie gut er in die Verhältnisse eingeweiht sei. Er kenne sehr wohl Marx und Enchels (spr. das ch, wie in Rache), ebenso Wewell, womit Bebel gemeint war, und ...... (hier begriff ich erst mit einiger Mühe, daß er Liebknecht sagen wollte, was ihm aber nicht gelang). In der That ist die Sozialdemokratie in Spanien bereits sehr verbreitet und zwar besonders in den Gegenden des intensivsten Landbaus, wie in den Berieselungsgebieten Valencias, und bei der leidenschaftlichen Heftigkeit des Spaniers trotz ihrer verhältnismäßig noch geringen Ausdehnung doch schon ein bemerkenswerter Faktor. Bei uns hat die Sozialdemokratie ihren Nährboden meist in den Industriebezirken, hier in Ackerbaulandschaften, und doch kommt beides auf gleiche Ursachen hinaus, auf den übermäßig gesteigerten Großbesitz.

Bei der scharfen Fahrart mußte die Bespannung unterwegs bis Baza mehrmals gewechselt werden. Das erste Mal geschah es — es war wohl gegen zehn Uhr vormittags — bei der Venta de la Cruz del Puerta. Es giebt in Spanien drei Arten von Gasthäusern: Erstens die Fonda, das „Hotel", das in großen Städten durchaus mitteleuropäischen Komfort hat, mit elektrischen Klingeln und entsprechender Rechnung. (Im allgemeinen ist es übrigens in Spanien nicht teuer.) Zweitens die Posada, eine Art Gasthof oder Ausspannung, wie sie bei uns in Ackerbürgerstädtchen die Landbevölkerung aufzusuchen pflegt. Drittens die Venta; dies ist die Schänke niedrigster Gattung, etwa hier zu Lande der „Krug", doch meist ganz ungleich ärmlicher und schmutziger, als man ihn auf unseren Dörfern gewöhnlich findet. Die spanische Fonda habe ich — zu ihrer Ehre sei es gegenüber vielfach verbreiteten anderen Meinungen festgestellt — stets ohne Ungeziefer gefunden. Von der Posada kann ich dies nicht behaupten, und hinsichtlich der Venta versichern glaubwürdige

Kenner, daß in ihr das Ungeziefer die Hauptsache sei und der Mensch nur zur Verköstigung desselben geduldet. Die Venta nun, wo wir das Gespann wechseln und zugleich frühstücken sollten, lag in einer Thalsohle hinter einem rasch fließenden Bach. Unsere Tiere schienen die Stelle bereits zu kennen, denn im wildesten Tempo zerrten sie den Wagen die steile Straße hinab und mit einem so gewaltigen Ruck durch den Bach, daß das Wasser hoch aufspritzte und wir beinahe vom Deck herunter gefallen wären. Dann hielt das Gefährt vor einem breiten niedrigen Gebäude mit weiß getünchten Stallungen daneben. Rasch spannten einige Knechte die Tiere aus und führten sie ins Wasser zur Tränke; wir aber begaben uns in die Venta. Hier fanden wir einen nicht allzu großen, niedrigen, rauchig duftenden und rauchgeschwärzten Raum, der im Hintergrund ziemlich dunkel war, denn er wurde nur durch ein Fenster und die Thür erhellt. Hinten stand ein rußiger Herd, an dem eine Weibsperson hantierte. Rechts und links ging es in ein paar ärmliche Nebenräume; im Hauptraum selbst stand ein runder schmutziger Tisch und einige wackelige Stühle. Hier nahmen wir Platz, und die Reisegesellschaft, auch die aus der Berlina, erwies sich jetzt viel liebenswürdiger, als es zuvor den Anschein hatte. Wir bestellten, was ich in Spanien in Zweifelsfällen immer, und stets mit gutem Erfolg, bestellt: Schinken und Eier. War man besonders mißtrauisch, so forderte man beides gesondert und möglichst ursprünglich; konnte man etwas mehr Vertrauen haben, wie es hier die Reisegesellschaft versicherte, so ließ man ein gebratenes Gericht daraus machen. Vielleicht fällt auch dem geehrten Leser dabei, wie mir gerade, ein famoses ham and eggs ein, das er im Pavillon auf der Düne von Helgoland so trefflich, wie sonst nirgends, gegessen. Nun, ganz so appetitlich war hier die Zubereitung nicht, und auch die begleitenden Umstände waren

minder gewinnend. Nicht nur fehlte der befrackte Kellner und — leider — die unvergleichliche Seebrise, sondern, was das Betrübendste war, auch das köstliche Ale, das man dort schänkt. Hier gab es vielmehr ein für Europäer so ziemlich ungenießbares Zeug von schlechtem Landwein, der mit aguardiente anisado, einem Anisschnaps, versetzt wird. Aber was verschlägt das alles! Ich möchte ganz gern noch einmal in meinem Leben in der rauchigen Venta de la Cruz del Puerta frühstücken können.

Nach einer halben Stunde war der „Rayo“ frisch bespannt, die Gesellschaft stieg wieder ein, ich natürlich auf meinen Hochsitz, der Mayoral ergriff die Peitsche, der Zagal, der wahrscheinlich erst noch die Rester ausgetrunken, brach als letzter mit rasenden Geberden aus der Thür hervor, und vorwärts gings, dem hellen Tag entgegen.

Kapitel XIII.

Zur Genesis von Andalusien.

Ohne Frage steigert sich der Genuß des Reisens für denjenigen ganz ungemein, der sich einige Vertrautheit mit der Anschauungsweise der modernen geographischen Wissenschaft erworben hat, jener jungen Disziplin, die sich auf die Geologie gründet und mit ihrer und der übrigen Naturwissenschaften Hilfe die Formen der Erdoberfläche ursächlich zu erklären sucht. Für ihn wird die Gegend, die er durchwandert, noch eine ganz neue Sprache reden: nicht nur durch Schönheit, Charakter, Stimmung wird ihn die Landschaft fesseln, sondern sie erzählt ihm auch Geschichte, ihre Werdegeschichte, oft so urzeitgewaltig, wie ein altes Heldenlied, das aus den Blättern eines altersgrauen Buches emporrauscht. Berge und Thäler, Ströme und Seen sind für ihn nichts Ruhendes, Gegebenes mehr: seine Augen sind gleichsam hellsichtig geworden und gewahren überall die Arbeit eines erhabenen Werdens und Vergehens. In den Felsgebilden der Gebirge erkennt er die Wirkungen unermeßlich

riesenhafter Druckkräfte, die, entstanden aus der Zusammenschrumpfung des langsam erkaltenden Erdballs, die Schichten der Erdschale gewaltsam in Falten legen, zerknittern und zertrümmern, oft so wild und wirr, wie Schollen im Eisgang. Hier vielleicht hat ein ungeheurer Sprung auf viele Meilen hinaus zwei Stücke der Erdrinde auseinandergerissen, glutflüssige Massen sind wie Blut aus der Wunde gequollen und dann als vulkanische Gesteinskrusten darüber verharscht. Dort ist der eine Teil einer zerbrochenen Scholle gegen den andern abgesunken, sodaß die Bruchfläche des letzteren nun als schroffe Steilwand emporstarrt. An den soeben durch Bruch und Faltung aufgerichteten Formen beginnen unverzüglich die zerstörenden, ausebnenden Kräfte der Luft und des Wassers: Sturm und Regen, Frost und Sonnenglut, Gletscher und Wildbach, ihr feilendes, sprengendes, fortschaffendes Werk. Die Gipfel und Gräte zerbröckeln, die Sprünge werden zu Thälern ausgefressen, andere mit Schuttmassen ausgefüllt; die Trümmer zermahlener Gebirge führt der ewig wandernde und gleichfalls ewig sich wandelnde Strom, der gewaltige Lastträger, Vermittler, Umformer, hinunter bis ins Weltmeer, auf dessen Grunde sie sich ablagern, unter dem Druck des Wassers wieder zu Gesteinen erhärten, um dereinst einmal als neue Gebirge aus der Tiefe wieder emporzusteigen. Mit ehrfürchtigem Schauer taucht die Phantasie in die purpurnen Abgründe der geologischen Zeiträume hinab, neben denen unsere historischen Jahrtausende in Nichts verschwinden, und die dennoch in die Gesteinsblätter der Erdrinde ihr Wirken so gewissenhaft — manchmal sogar viel sicherer eingezeichnet haben, als die Abschnitte der Menschengeschichte das ihrige in die Pergamentstreifen alter Chroniken. Freilich nur dem sinnenden Studium offenbart eine Landschaft die oft so tiefen Rätsel ihrer Genesis nur

dem ernsthaft arbeitenden Forscher, nicht dem eiligen Vergnügungsreisenden. Indessen ist dieser überhaupt ein Wissender, so bietet schon das allein für ihn einen Reiz, hier und da über die Oberfläche der Dinge, die ihn umgeben, in die Tiefen ihrer Probleme hinabblicken zu können. Auch wird es ja innerhalb Europas wenige größere Gebiete geben, über die er nicht bereits vorher etwas Gutes nachlesen kann.

Mit Spanien steht es allerdings gerade hierin noch verhältnismäßig recht schlecht; die Halbinsel gehört ohne Frage zu den am wenigsten bekannten Ländern unseres Erdteils. Aber auch hier hat doch schon fleißige Forscherarbeit die größten Züge des Aufbaues klargelegt*), sodaß ich auf meiner flüchtigen Streife durch das Land immerhin manchem bedeutsamen landschaftlichen Gebilde mit dem freudigen Gefühl eines wenigstens teilweisen Verständnisses gegenübertreten konnte.

Wenn der Leser Lust hat, einigen solchen Betrachtungen zu folgen und auch an dieser Art meiner Reiseeindrücke teilzunehmen, so bitte ich ihn nur, eine Karte neben die Zeilen legen zu wollen. Man darf ja in Deutschland, heute dem gelobten Lande der Kartographie, den Besitz eines guten Atlasses in jedem gebildeten Hause erwarten. Wem aber ein derartiges Interesse doch zu fern liegt, der kann dies Kapitel ohne Verlust des Zusammenhangs überschlagen.

Wir hatten den Boden Spaniens zuerst an der niedrigen Küste von Cadiz betreten, der Zug hatte uns über die flachwelligen, beinahe ebenen Gelände des Guadalquivir-Tieflandes geführt,

---

*) Das beste modern-geographische Werk über Spanien ist gegenwärtig unumstritten der entsprechende Abschnitt aus Theobald Fischer's: „Länderkunde der drei südeuropäischen Halbinseln (Wien, Prag, Leipzig 1893)". Im Buchhandel erschien es erst nach meiner Reise, doch konnte ich vorher die Korrekturbogen einsehen.

die aus Geröll und erdigen Massen bestehen. Schon zwischen Huelva und Sevilla aber hatte sich im Norden eine ferne, bläuliche, eigentümlich gleichmäßig verlaufende Gebirgswand gezeigt, die Sierra Morena. Weiter im Osten, vom Turme der Moschee von Cordoba aus, hatten wir dieselbe Gebirgswand ganz nahe erblickt; hier ragte sie als eine riesige, mauerförmige Steilwand gewaltig über dem Flußthal empor. Ich betonte damals bereits, daß dies Gebirge in Wirklichkeit keine Mauer mit zwei Wandflächen, sondern der einseitige Absturz des großen iberischen Hochlandes sei. Der Bau der iberischen Halbinsel wird durch das Vorhandensein dieses Hochlandes in seinen großen Zügen außerordentlich einfach. Den Hauptteil der Halbinsel bildet eben diese einheitliche massive Hochlandsplatte, die, einer dicken, schwimmenden, unregelmäßig viereckigen Eisscholle nicht unähnlich, von vier fast geradlinigen Bruchkanten begrenzt wird. Die vier Ecken des Hochlandes sind das Kap Finisterre im Nordwesten, das Kap St. Vincent im Südwesten, im Südosten die Gegend des Kap Nao und im Nordosten ungefähr die Gegend von Oviedo am Golf von Biscaya. Diese ganze gewaltige Fläche war vor ungezählten Jahrtausenden, zu einer Zeit, als die Entwickelung unserer heutigen Alpen wahrscheinlich noch in den Kinderschuhen stand, der Sockel eines mächtigen, alpenähnlichen Hochgebirges. Dies alte Gebirge ist heute bis auf wenige Spuren ausgeebnet, und weite Tafelländer, von einigen Gebirgsstreifen unterbrochen, breiten sich über seinen abgeschliffenen Wurzelstümpfen aus. Die Kräfte, die das bewirkt haben, sind uns nur teilweis klar. Ebenso sind auch die ungeheuren Vorgänge noch dunkel, welche diesen Sockel so vierkantig formten, wie der Steinmetz eine Marmortafel; nur die heutigen Bruchstellen erkennt der Forscher als solche, obwohl die einst scharfen

Ränder der Platte jetzt durch die zerstörende Arbeit der Äonen zu mehr oder minder verwickelten Randgebirgen ausgefurcht sind. Zwei der großen Bruchkanten springen dem Auge sofort entgegen als die West- und Nordküste der Halbinsel. Verwickelter und noch nicht völlig geklärt ist die nach Nordosten gerichtete Randfläche; sehr deutlich aber wiederum tritt uns die südliche Schwelle des Hochlands, die Sierra Morena, vom andalusischen Tieflande aus entgegen. Der Geolog kann sie auch über den Ursprung des Guadalquivirthals hinaus nach Osten im Gesteinsbau ohne Mühe verfolgen.

Wie kleinere Außenwerke an die Citadelle, so legen sich nun an diese Hochlandmasse im Norden und Süden zwei eigentümlich symmetrische Gebilde an: je ein Faltungsgebirge nämlich, das mit dem Hochlande ein spitzwinkliges Tieflandsdreieck einschließt. Im Norden die Pyrenäen mit dem Ebro-Tiefland, im Süden die Folge der andalusischen Sierren mit dem Tiefland des Guadalquivir.

Das letztere, das uns hier zunächst angeht, war ehedem ein Meerbusen. Noch jetzt leuchtet es dem Durchreisenden leichtlich ein, wie die heutige Oberfläche durch Aufschüttung dem Meere abgewonnen wurde, sobald er sein Augenmerk auf die Geröllströme richtet, die den Boden bilden: gröbere an dem Fuß der Berge, immer feinere gegen den Thalweg des Guadalquivir hin. Und am Rande des Stroms begreift man sehr wohl, wie dieser selbst sich die liebliche Schönheit seiner Ufer durch Ablagerung des weichsten Materials geschaffen hat.

Vom Turm der Moschee von Cordoba aus hatten wir dann ferner im Süden ganz am Horizont die phantastisch gezackten Rücken der granadinischen Sierren erblickt. Die Frage nach der Entstehung dieser letzteren nötigt uns,

wiederum abgrundtief in die Schächte der Vorzeit hinabzusteigen.

Die andalusischen Faltengebirge erscheinen auf der Karte nur als die nördliche Hälfte eines ungeheuren Hufeisenbogens von Gebirgsketten, der den westlichen Ausgang des Mittelmeers umwallt und nur in der Straße von Gibraltar gleichsam durchgeborsten ist. Wirklich sind auch die Gebirge Südspaniens und der Nordwestspitze von Afrika nach der Auffassung der neuesten Forschungen ihrer geologischen Entstehung nach ein einheitliches Gebilde, eingelagert zwischen der großen alten iberischen Felsscholle, die wir oben kennzeichneten, und der ebenfalls uraltverfestigten, noch ungleich riesenhafteren Scholle des großen innerafrikanischen Tafellandes. Wie im arktischen Meere zwei mächtige Packeistafeln das zwischen sie eingeklemmte Schiff zusammenquetschen, so drückten diese beiden bereits in grauester Vorzeit starr und unbiegsam gewordenen Felsplatten beim Zusammenzug der Erdrinde von Süden und Norden her mit ungeheurer Gewalt die zwischen ihnen lagernden, weniger widerstandsfähigen Teile der Erdschale zusammen und legten sie — während unmeßbarer Zeiträume natürlich — ähnlich einem Ballen Tuch, an dem man von beiden Seiten schiebt, in Falten, d. h. hier in Gebirgsketten. Als dieser Vorgang begann, sah der Zugang vom Mittelmeer zum Ozean nicht so aus, wie heute. Breit flutete zwischen den Gestaden der beiden Festlandstafeln das Meer. In noch verhältnismäßig junger Zeit — der Geolog nennt so noch die Tertiärperiode — erhoben sich, wie es scheint, von den gegenwärtigen Gebirgsketten Andalusiens erst lediglich die heute bedeutendsten, an der Südküste Spaniens gelegenen Sierren in Gestalt eines Archipels langgestreckter Inseln aus den Wellen empor. Allmählich aber stiegen dann unter dem andauernden zusammenpressenden Druck

auch nördlich davon neue, ähnlich gerichtete Ketten über die Meeresfläche auf; endlich war der ganze Raum bis an die iberische Scholle heran verlandet und mit jener Fülle annähernd gleichgerichteter Gebirgsketten angefüllt, die auf einer ausführlichen Karte wie ein Heerzug nach Ostnordost kriechender Raupen anzusehen sind. —

Unsere Reiselinie hat uns dann von Cordoba aus mitten in diese Gebirgswelt hineingeführt, und wenn der Leser jetzt mit uns den Blick über die scharfgezeichneten langgestreckten und parallelen Rücken der Sierren gleiten läßt, zwischen denen unsere Eilkutsche „El Rayo" dahinrollt, so steht er nicht mehr etwas völlig Fremdem und Unbegriffenem gegenüber, sondern Gestalten, deren großartigen Werdegang er wenigstens in einigen Teilen überschaut, und die ihm deshalb vertraut und lebendig geworden sind. —

Doch noch weiter können wir eindringen in die Geheimnisse der Landschaften, die uns umgeben. Die Erdrinde wurde durch den Druck und Zusammenschub nicht allein in gleichmäßige Falten gelegt, sondern in der immerhin doch recht spröden Masse entstanden Sprünge und Brüche: teils Querbrüche, stellenweis von solcher Größe, daß sie mehrere Parallelfalten quer durchschnitten, teils Längsbrüche, ebenfalls so gewaltig, daß sie die Ketten auf Hunderte von Kilometern der Länge nach begleiteten. Sie sind noch heut erkennbar als die besonders tiefen Thalsenken in der Landschaft, als Durchgangswege der Flüsse, als Bahnen für die wichtigsten Verkehrswege durch das Gebirgslabyrinth. Zu den Querbrüchen gehört z. B. die Thalspalte das Guadalhorce-Flusses, auf deren Vorhandensein in der Küstensierra die Blüte von Malaga beruht, denn durch sie öffnet sich hier seit uralten Zeiten ein Pfad aus dem Innern, heut benutzt von den kühnen Viadukten der Malaga-Eisenbahn. Ferner die Thalspalte

von Motril weiter im Osten, jener schon mehrfach erwähnte Zugang nach Granada, dessen Paßhöhe das Volk „den letzten Seufzer des Mauren“ nennt. Zu den Längsbrüchen aber zählt, und zwar als der gewaltigste von allen, der die ganze Gebirgsmasse der Länge nach durchschneidende Zug der ebenfalls uralten Straße, die vom Guadalquivir-Tieflande aus über Loja nach Granada und von hier über Guadix, Baza, Cullar, Velez-Rubio und Lorca nach Murcia führt. Der Leser erinnert sich, daß dies gerade der Weg ist, auf dem ich gegenwärtig mit dem „Rayo“ reise. Dieser Bruch ist auch insofern eine in der geologischen Geschichte Andalusiens bedeutungsvolle Linie, als er im großen und ganzen etwa die nördliche Grenze jenes alten Archipels bezeichnet, der bereits zur Tertiärzeit aus dem Meere hervorragte, während nördlich von ihm noch breit ein Meeresarm flutete; denn die nördlich von ihr gelegenen Gebirgsketten sind nicht nur sämtlich ein klein wenig anders gerichtet, als die südlichen, sondern sie sind auch in ihren Gesteinen durchweg jüngeren Alters. Ja es ist ferner nicht unwahrscheinlich, daß unser Längsbruch schließlich zu allerletzt die Stelle gewesen ist, wo auch nach Emporsteigen der nördlicheren Sierren eine Wasserverbindung zwischen Mittelmeer und Ozean bestand, d. h. also ein Vorgänger der heutigen Meerenge von Gibraltar. Somit ist es gewiß eine interessante Straße, die wir hier entlang ziehen!

Zum Teil besteht nun dieser Weg aus schmalen, korridorartigen Thälern, zum Teil aber auch aus mächtigen Becken-Erweiterungen: Stellen, an denen durch Zusammenwirken von Längs- und Querbrüchen und Abrutschungen von Teilen des Erdbodens große, kesselförmige Vertiefungen im Gebirge entstanden sind, die zunächst wohl als Seebecken gedient haben, dann aber verlandeten. So folgen sich auf dem genannten Längsbruche, von Westen angefangen, die Paßscharte von

Loja, dann das große Becken der granadinischen Vega, das schmale Längsthal, das im Norden der Sierra Nevada von Granada nach Guadix führt, hierauf das noch größere Becken von Guadix und Baza und endlich jene Folge schmaler und breiterer Längsthäler, die über die genannten Orte Cullar, Velez=Rubio nnd Lorca nach Murcia leiten. Diese Stadt selbst liegt noch deutlich in einer korridorartigen Längsfurche, welche dann über Orihuela, Elche und Alicante endlich frei zum Meere ausstreicht. —

Die Arbeit ungemessener Jahrtausende hat, sehen wir also, daran mitgewirkt, um den Weg zu bereiten, auf dem mich der Leser bisher über Loja und Granada bis an die Pforte des Beckens von Baza begleitet hat. Im nächsten Kapitel möchte ich ihm dies Becken selbst vorführen, das trotz der Existenz jenes Verkehrsweges immer noch eine der entlegensten und mindest bekannten, dabei aber zugleich landschaftlich merkwürdigsten Bildungen der spanischen Halbinsel ist.

Kapitel XIV.

Die Steppe von Baza.

Die Sonne nahte dem Mittagsstand. Unser „Rayo" hatte die höchste Paßschwelle des Weges zwischen Granada und Guadix nach manchem Auf und Ab erklommen, mehr als die Höhe des Brockens war erreicht, und nun rollten wir sausenden Fluges abwärts. Mit brennender Neugier erwartete ich auf meinem Hochsitz den Zeitpunkt, wo sich das Längsthal, zwischen dessen Wänden wir dahinfuhren, endlich weiten und den ersten Blick in das große Becken von Guadix und Baza freigeben würde. Denn manches Merkwürdige hatte ich von dieser bergumschlossenen, weltabgelegenen Gegend gehört: von seltsam wunderlichen Erdgebilden, von Höhlenwohnungen und dergl., wenig Klares allerdings. Endlich, nicht weit von der Stelle, wo die Vogel'sche Karte das Örtchen Diezma angiebt, traten die Thalwände wie mächtige Thorflügel trichterförmig auseinander, und von der bedeutenden Höhe des Weges konnte nun der Blick herniedergleiten bis in nebelhaft verschwimmende Fernen.

Es giebt mehrfach Orte auf der Erdoberfläche, die man als Landschaftspforten bezeichnen könnte, weil sie den Reisenden mit einem plötzlichen, großartig umfassenden Ausblick in eine neue, eigenartige Landschaft überraschen. Ein solcher Ort z. B. ist nach übereinstimmender Schilderung der Reisenden die Gegend von El Kantara am Dschebel Aures in Algerien, der berühmte „Mund der Wüste", wo sich vor dem von dem Steppenplateau Algeriens Herabsteigenden plötzlich die unabsehbare Sandwüste der Sahara aufthut. Jenes vielgerühmte Bild muß, in seinem Eindruck wenigstens, einiges Verwandte mit demjenigen haben, das ich hier genoß. Auch hier bot sich in der herbstlichen Jahreszeit dem Auge zunächst der fremdartig fesselnde Anblick einer richtigen sonnenglühenden Wüste dar. Rechts und links, in weitem Abstand, rahmten zwei ziemlich parallele gelbliche Gebirgszüge, deren scharfgeschnittene Rücken anscheinend jedes Pflanzenwuchses bar emporragten, eine weite, ebene, weißlich glänzende Fläche ein, die ebenfalls gänzlich tot und öde erschien: eine einzige Masse weißgelben Staubes oder Sandes, ohne jede Spur von Ansiedlung. Heiße Mittagssonne brütete darüber und löste die Ferne, in der das Auge ohne Haltpunkte sich verlor, in einen flimmernden Hitzenebel auf. Es war, als breite sich in der That in der Ferne ein unermeßliches Sandmeer, eine Sahara aus und sende zwischen jenen Gebirgsketten eine Bai bis zu unsern Füßen heran.

Noch phantastischer jedoch war das Bild, welches der Mittelpunkt der Landschaft darbot. Quer vor uns in der Tiefe, etwa anderthalb bis zwei Meilen entfernt, zog sich eine lange, senkrecht abstürzende Mauer meilenweit dahin, eine Steilwand von anscheinend 50, 70, vielleicht 100 Metern Höhe und seltsam graugrüner Farbe, oben horizontal abgeschnitten, als sei sie mit einem Richtscheit geglättet worden.

Zur Linken löste sich diese Mauer dann in ein wunderliches Gewirr von Zacken, Kegeln, Pyramiden und Würfelformen auf, aus dem ich zunächst gar nichts zu machen wußte. Während sich unser Eilwagen in Schlangenwindungen in die Tiefe schraubte, kamen wir dem seltsamen Gebilde allmählich näher. Die grünliche Mauer blieb keine glatte Wand, sondern zeigte eine Fülle von eckigen Vorsprüngen und Einbuchtungen, aber die obere Kante aller dieser Bildungen blieb genau horizontal, so daß sie also überraschend einem Festungswalle ähnelten. Die vielgestaltigen Einzelgebilde zur Linken aber wurden immer wunderlicher von Ansehen. Sie glichen einer Gruppe großartiger Ruinen, Trümmern von Kastellen, Türmen, Pfeilern und Pyramiden — und doch wiederum in so schwerfällig plumper Form, als seien sie im Gegenteil noch unfertig, im Groben erst aus dem Stein herausgehauen. Max Haushofer schildert in einem Kapitel seines grandios phantastischen Epos „Die Verbannten" eine verzauberte Märchenstadt, Fahana, die in tiefer, beängstigender Wüsteneinsamkeit daliegt, seit ungemessenen Zeiträumen schweigend, mit all' ihrem Leben zu Stein erstarrt. Der Held des Kapitels erschaut sie von ferne, von hohem Felsenpasse herniederspähend, und wundersam ergreift ihn der rätselhafte Anblick. Als ich später diese Verse las, gestaltete sich mir das geistige Bild davon unwillkürlich nach jenem ersten Blick von der Höhe von Diezma hinab in das Becken von Guadix.

Endlich erreichten wir den kiesigen Boden eines breiten Flußthals; eine gegenwärtig kleine, raschströmende Wasserader glitt flimmernd über blankes Geröll, Weiden und gelbgrüne Pappeln umgaben ihre Ufer, so daß wir, von der Lieblichkeit des Anblickes entzückt, die Kutsche verließen und zu Fuß durch den kühlen Baumschatten dahinschritten. Über

den Wipfeln aber erhoben sich jetzt ganz nahe, hochragend auf jenseitiger Thalwand, die wundersamen grünlichen Mauern und Türme. Bald stieg unser Weg, nach Durchfurtung des Flüßchens, wieder bergan; die Erd- oder Felsgebilde lagen jetzt in imponierender Größe nicht nur dicht vor uns, sondern die Straße glitt in einer Schlucht mitten in die große „Ruinenstadt“ hinein.

Nunmehr offenbarte sich deren Geheimnis. Seit der Zeit, wo das Becken von Baza und seine Gebirgsumwallung fertig geworden, haben fließendes Wasser und zum Teil auch wohl die Winde gewaltige Mengen von Geröll, lehmartigen Massen oder Staub von den Randgehängen herniedergeführt und den Boden des Beckens vollständig mit einer alle Unebenheiten umhüllenden, oben horizontalen Erdschicht überzogen, etwa wie man mit einem Teig den Grund einer flachen Schüssel ausfüllt. An den Rändern der Gebirge lagerte sich der größte Schutt ab, nach innen zu immer feinerer; in der Mitte finden wir annähernd so feinkörnige Massen, wie sie mancher unserer Leser unter dem Namen „Löß“ in verschiedenen Teilen Deutschlands, so z. B. am Rhein oder am Main, kennen wird. Dann trat vermutlich eine Klima-Änderung ein, ein Seltenerwerden der Niederschläge; die Regenabflüsse der Bergflanken beschränkten sich auf einzelne Wasseradern, und diese, sehr wasserarm zwar im Sommer, stürmische Wildbäche dagegen zeitweilig während der Regenmonate, rissen in den aufgeschütteten Boden tiefe und breite Furchen ein. Eine solche Furche hatte quer vor uns gelegen, als wir von der Höhe herniederstiegen. Die uns zugekehrte Wand war uns, da wir in ihre Schluchten selbst herabstiegen, nicht sichtbar geworden; die andere dagegen zeigte sich als eine so steile, regelmäßige Mauer, daß es aussah, als wäre hier mit einem Riesenmesser die Teigmasse durchschnitten und der vordere

Teil aus der Schüssel herausgehoben. Was noch mehr an eine Torte erinnerte, war die äußerst regelmäßige parallele Schichtung der Erdmasse, deren Streifen in langen geraden Linien über alle Vorsprünge hin zu verfolgen waren. Auch die seltsame Zersplitterung der Erdwand zur Linken erklärte sich leicht; es mündet hier vom Hintergrunde her ein zweites ähnliches Flußthal in das erste, und so konnte die zwischen ihnen stehengebliebene spitzwinkelige Erdzunge von beiden Seiten her durch die Verwitterung angefressen und in einzelne Teile aufgelöst werden, welche gegen die Spitze hin natürlich immer kühner gestaltet sind. Die Erdbildungen verloren in der Nähe nichts von ihrer Seltsamkeit. Bald fuhren wir zwischen anscheinend senkrechten, etwa dreißig bis vierzig Meter hohen Wänden dahin, wie zwischen Gefängnismauern, nur daß Halden heruntergefallenen Schutts ihren Fuß umkleideten, bald ragten Pfeiler und Zacken von kühnen, fast beängstigenden Formen neben uns auf. Zuweilen trugen diese auf ihrer Spitze tischförmige Platten härterer Erdmassen, Reste einer fester zusammengebackenen Schicht, während das darunterliegende weichere Material zu einem schmalen Tischfuß abgewittert war. Hier führten tiefe Klüfte in die Wände hinein, dort ragte ein plumper, isolierter Festungsturm empor.

Endlich tauchten wir aus der verzauberten Stadt wieder auf: das andere Flußthal lag vor uns. Hier aber erweiterte sich der Blick in ein neues Gewirr von Schluchten und Mauern. Überall: geradeaus, rechts, links, öffneten sich neue Klüfte. Die ganze ungeheure Ebene leuchtete, da wir von hier nach Norden zu schauten, in blendendem Mittagsstrahl. Die grüne und blaßgelbe Farbe wich jetzt einer rötlichen; ein wunderbar phantastischer, roter, lichtschimmernder Glanz lag über Nähe und Ferne und schuf wiederum eines jener uns Nordländern so völlig fremden, mit der Stimmung des

Unwirklichen, der Fata Morgana, erfüllenden Landschaftsbilder, die mich nun schon so oft in Spanien überrascht. Lag es vorhin nahe, an die wunderlichen Löß-Landschaften Nordchinas, die Ferdinand von Richthofen in so klassischer Vollendung geschildert hat, zu denken, so konnte man sich hier, infolge der zitternden Mittagsluft einer richtigen Schätzung der Größenverhältnisse entbehrend und auch durch die Färbung und die bunten Schichtungsstreifen der Steilwände, Zacken und Kegel verführt, in die grandiosen Gebilde der Kañons des Coloradoflusses versetzt glauben, welche dem Leser aus Bildern gewiß bekannt sind.

Am nächsten Tage — um das vorauszunehmen — versäumte ich nicht, einen hohen Gipfel unweit Bazas zu erklettern, und sah nun die ganze gewaltige Ebene zu meinen Füßen. Ringsum schlossen steile, starrgeformte Sierren, anscheinend von völliger Unfruchtbarkeit, die gelblichgraue Wüste ein. Hier und da ragten auch mitten aus der Ablagerungsmasse Felsklötze oder scharfkantige Bergrücken empor, anzusehen wie Klippen, die aus einer erstarrten Meerflut aufsteigen, oder wie die Flossenrücken fabelhafter Meerungeheuer. Die dürren Flanken der Gebirge waren von Wasserläufen zerrissen, und deutlich konnte man den Ansatz der Ablagerungen erkennen und wahrnehmen, daß die Erddecke der Tiefe keine wirklich horizontale Fläche ist, sondern in schwacher, gegen die Ränder hin wachsender Böschung ansteigt und jedesmal da, wo ein schuttführender Wasserriß mündet, höher am Berge hinaufreicht, so daß der Rand der Schuttmassen in guirlandenförmigen Schwingungen verläuft. Deutlich sah man auch innerhalb der Schuttebene das Labyrinth der Wasseradern sich entwickeln, am Rande vielverzweigt und nur flach eingeschnitten, gegen die Mitte hin zu größeren und tieferen Rinnsalen vereinigt. Schließlich führt nur eine Haupt-

aber das Wasser des Beckens nach Norden zum Guadalquivir ab.

Die Oberfläche der Ebene, nach der Sommerdürre wie eine Wüste anzusehen, ist in Wirklichkeit eine Steppe, ein mit niedrigem, losem, das Jahr nicht überdauerndem Pflanzenwuchs versehenes Gebiet. Dauernde Vegetation verhindert die ungleichmäßige Verteilung des Regens, die Trockenperiode in dem rings von Gebirgen umschatteten Becken; aber auch die gips- und salzhaltigen Bestandteile des Bodens — Zeugen der noch jungvergangenen Meeresbedeckung dieser Landstriche — erschweren das Emporkommen eines reicheren Pflanzenwuchses. So ist es denn vorzugsweise das zähe Halfa- oder Esparto-Gras, welches diese traurigen Flächen mit büschelförmigem Wuchs bedeckt. Obwohl nicht kultiviert, ist dies Gras doch eine wichtige Einnahmequelle der Gegend, indem die außerordentlich zähe Faser desselben ein vorzügliches Flechtmaterial abgiebt: Matten, Körbe, Säcke, Stricke u. a. m. werden daraus gefertigt. Ich machte in Baza die Bekanntschaft eines Halfa-Händlers und Industriellen, der mich in seinen Speicher führte. Der Halm des Grases wird ein bis zwei Fuß lang und etwa so dick wie eine Stricknadel; er ist äußerst geschmeidig und so zäh, daß ein Zerreißen Mühe macht.

Spärlich sind die Ansiedelungen im Becken von Baza; sie sind an Plätze gebunden, wo reichliche, zum Teil künstliche Bewässerung auf den Thalböden mitten in wüstenartiger Öde eine blühende Oase schaffen konnte. So liegt hier in einem Thalbecken, umkränzt von rötlichen Erdwänden, die alte Maurenfeste Guadix. Ihr Name, Wadi-asch, „Wasser des Lebens", deutet bereits an, wie sehr ihre Existenz mit dem belebenden Naß verknüpft ist. Obstgärten, besonders Maulbeerbäume, umgeben die ehrwürdige, von einer Mauer umwallte und einem Kastell und einer prächtigen Kathedrale

— Guadix ist Bischofssitz — gekrönte Stadt, die heut etwa 12000 Einwohner zählt. Sie liegt als eine grüne Insel in dürrer Umgebung.*)

Von hier bis Baza, d. h. auf einer Wegstrecke wie von Berlin nach Eberswalde, erinnere ich mich — wohl zu verstehen an der Hauptstraße durch dies ganze Gebiet — nur eine einzige unsäglich ärmliche und schmutzige Venta gesehen zu haben. Baza selbst, etwas volkreicher noch als Guadix, liegt wiederum in einer höchst fruchtbaren Huerta, hier „Hoya" genannt, die Korn und Wein in großer Fülle und Güte erzeugt. Beide Städte haben eine bedeutsame Vergangenheit; ihre Heroenzeit ist die Schlußtragödie der Maurenherrschaft am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Guadix ist in den Thronwirren, die der letzten Katastrophe in Granada voraufgingen und sie beschleunigten, der Ort, wohin Boabdil el Chico flüchtete (1482), als ihn der Sage nach seine Mutter nächtlich aus einem Fenster des Comares-Turms in die Darro-Schlucht am Fuße der Alhambra herniederließ. Von hier eroberte er die Burg seiner Väter zurück, um sie dann zehn Jahre später dauernd an die große Königin von Kastilien zu verlieren. 1488 bereits fiel Guadix in die Hände der Spanier. Acht Jahre vorher war Baza nach einer glänzend heldenmütigen Verteidigung von den Spaniern unter Isabellas eigener Führung genommen worden — Fanatismus und Verzweiflung rangen in diesen Jahren mit wildester Anspannung aller Kräfte um jeden Fußbreit des granadinischen Andalusien.

*) Kein Photograph von Fach in Spanien hat sich bisher die Mühe genommen, Landschaften aus diesen Gegenden in Handel zu bringen. Sehr bin ich daher der Liebenswürdigkeit des Herrn Ricardo Flores, Pfarrers in Guadix, dadurch zu Danke verpflichtet, daß er für mich eine Reihe sehr interessanter Aufnahmen aus der Umgebung dieser Stadt gemacht hat, von denen ich zwei dem Leser vorlegen kann.



Guadix.

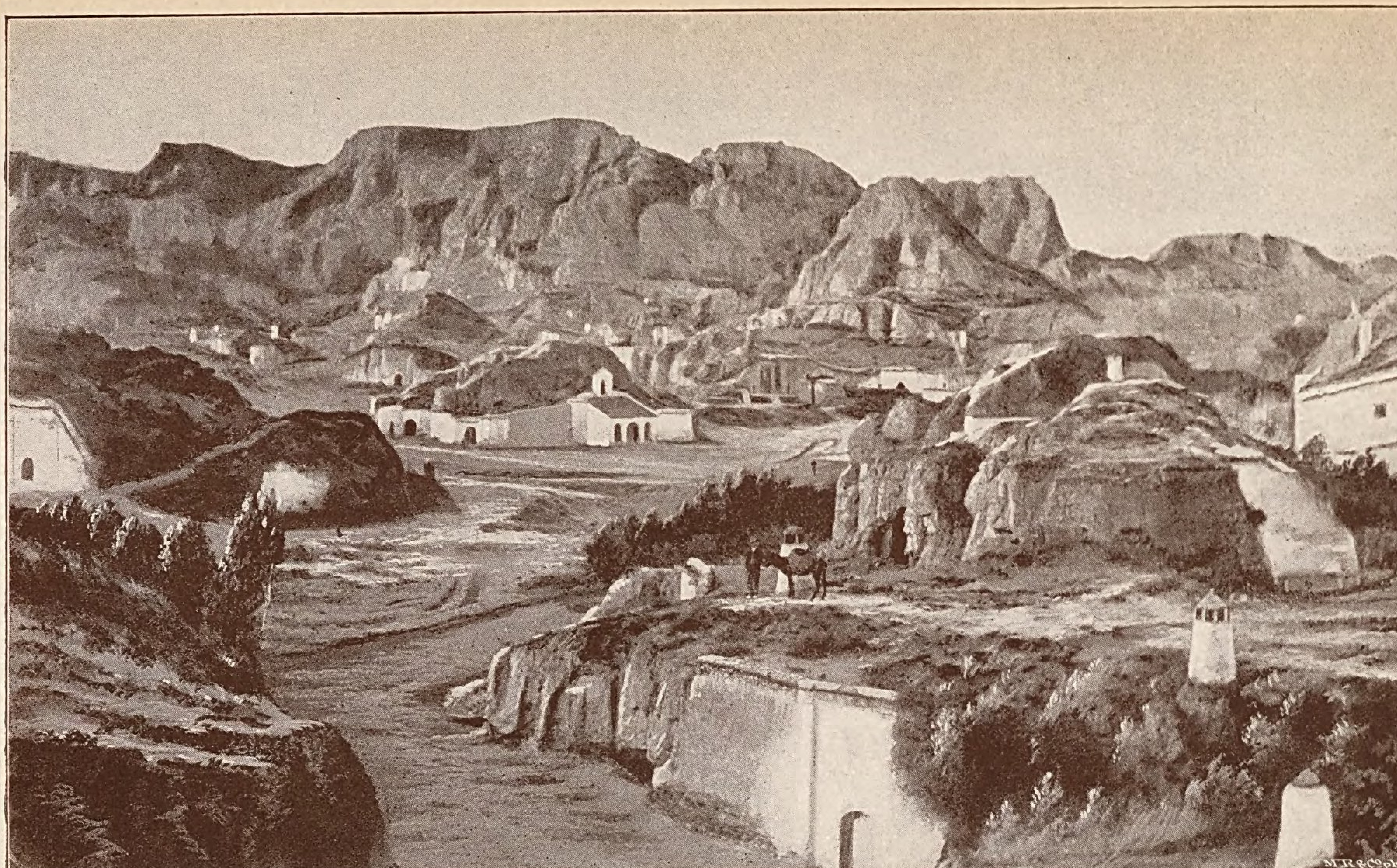
— Vorn Höhlenwohnungen, im Hintergrund Erdwände. —

Ich sah am Eingang der schattigen Alameda von Baza noch die dicken, mörserartigen Kanonen aufgestellt, mit denen die Mauer niedergelegt worden ist. Sie standen aufrecht, und ihre Läufe waren mit verrottetem Laube vollgestopft.

Neben diesen Städten, deren Bauart sich von der sonstigen andalusischen nicht unterscheidet, gewahrte ich nun aber auch Wohnplätze höchst seltsamer Art. Wohl nirgends in Europa ist der Gebrauch von Erdhöhlen als Wohnungen so ausgedehnt, wie hier im Bereich der geschilderten Erdgebilde. Ganze Dörfer, ja kleine Städtchen bestehen größtenteils oder ganz aus Höhlen, die in die leicht zu bearbeitenden Erdwände eingemeißelt sind. Die Vorderwand bildet die Erdmauer selbst, nur Fenster und Thüren sind in sie eingehauen, zuweilen verrät nur ein Schornstein dem Vorüberwandernden die Existenz einer menschlichen Behausung unter dem Boden. So besteht das Städtchen Porullena, unweit Guadix, ich kann nicht sagen zu welchem, jedenfalls aber zu einem beträchtlichen Teile aus diesen, die Erdwände hoch hinaufsteigenden Wohnungen. Und der Flecken Fumbreras weiter im Osten, schon im Thal von Murcia gelegen, schien mir ganz in Höhlen angelegt zu sein. Ich sah dort nur eine hohe, weithingezogene Steilwand, die bis oben hinauf durchlöchert war, ganz wie eine Lehmwand von Erdschwalben. Schmale Pfade, in Terrassen an der Steilwand übereinanderliegend, waren die Straßen dieses wunderlichen, unterirdischen Ortes.

Soweit die Erdgebilde reichten — und sie begleiteten uns auch im Osten über das Becken von Baza hinaus bis in die Gegend von Lorca — gewahrte ich die Erdhöhlen. Auch in den ähnlich gebildeten Ablagerungen des Darrothals, am Albaycin von Granada, hatten wir ja die ganz gleichartigen Wohnungen der Gitanos beobachtet. Es ist interessant, zu sehen, wie stark die Lebensgewohnheiten des Menschen von

den natürlichen Bedingungen seiner Umgebung beeinflußt werden. Ist es doch auch für das Lößgebiet Nordchinas, an dessen Landschaftsformen ich zuvor erinnerte, charakteristisch, daß die Bevölkerung fast durchweg, bis zu volkreichen Städten hinauf, in Erdhöhlen ganz ähnlicher Herstellung wohnt.



Hermita Nueva bei Guadix.

— Erdgebilde und Höhlenwohnungen. —

Kapitel XV.

Einsame Pfade.

Auf manche Überraschung war ich in der weltfernen Gegend von Baza gefaßt, darauf aber doch nicht, daß ich dort den freundlichen Rat erhalten würde, ja nicht an den Rhein zu ziehen. Und dennoch kam es so. Als ich nämlich um 9 Uhr nach 15—16 stündiger Eilkutschenfahrt von Granada in Baza eintraf, fand ich in der sauberen, freundlich erleuchteten Fonda eine so lustige Gesellschaft vor, daß ich das Schlafengehen noch vertagte. Die Honoratioren des Städtchens schienen hier ihr Stammlokal zu haben, und unter ihnen spielte, wie ich sogleich ersah, ein kleiner, lebhafter, grauköpfiger Herr mit weißem Zwickelbart und klugen Gesichtszügen eine bedeutsame Rolle. Heftig focht er mit den Armen und erzählte große Dinge von der Welt jenseits der Berge. Er war in seiner Jugend weit herumgekommen, sogar nach Alemania. Daß mich nun gerade der Zufall in diesen Kreis hineinwehte, war für ihn eine glanzvolle Gelegenheit, dem Stammtisch gründlich zu imponieren. Ich war für ihn etwa dasselbe,

was für einen großen Geigenspieler in einem der Erzählung seiner Erfolge gegenüber nur halb gläubigen Kreis von Zuhörern eine Violine sein mag, die jemand unerwarteter Weise herzubringt: er spielte auf mir. Da er wirklich ein wenig deutsch konnte, so war es ihm augenscheinlich lieber, wenn ich deutsch sprach; mit Stolz verdolmetschte er mich dann.

Vor langen Jahren war er als junger Kaufmann in rheinischen Städten gewesen, kannte die ganze Gegend von Köln aufwärts bis nach Mainz hin und sprach mit Begeisterung von der herrlichen Kathedrale Kölns, die mit den schönsten spanischen wohl den Vergleich aushalten könne, von der imposanten Felsenfeste Ehrenbreitstein und den malerischen Burgruinen am Strom. Es war mir fast rührend, zu sehen, wie auch auf den raschen Südländer, dem doch die ganze patriotische Tradition fehlte, der romantische Zauber unseres alten Rheins einen tiefen Eindruck gemacht; wie ein Paar sonnige Fahrten auf seinen Wellen auch ihm, gleichwie jedem von uns, jene eigentümlich ideale, fast rauschartige Lebenslust eingepflanzt hatten, die ohne Rücksicht auf Raum und Zeit mit der Erinnerung an die an seinem Ufer verlebten Tage jedesmal wieder aufwacht. Er wurde schließlich lyrisch, ganz wie ein alter Student von Heidelberg und Bonn, und fing an zu singen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten". Angesichts des bedeutenden Erfolges dieses Vortrags bei seinen Zuhörern besann er sich noch auf ein zweites Lied, das ihm einst noch besser gefallen, und er sang: „An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein, mein Sohn, ich rate Dir gut."

Sprachlich sowohl wie musikalisch hätte sich mancherlei gegen die Leistungen einwenden lassen, aber ich hatte doch meine helle Freude daran; und als wir dann endlich „Gute Nacht" gesagt, da führte mich ein neckischer Traum, dem

frommen Wunsche des alten Herrn recht zum Trotz, von meinem mit Moskito-Schleiern verhängten Lager in die Heimat und zu einem der freundlichsten Tage meiner Vergangenheit zurück, wo ich, als Heidelberger Fuchs im ersten Semester, meine erste langersehnte Rheinfahrt machte, selig vom goldenen Sonnenschein, vom roten Aßmannshäuser und vom Rhein überhaupt. Auch sie huschte mir wieder durch die Seele, die schlanke, kleine Engländerin mit den rostroten Lockenbüscheln und den seltsam goldbraunen Augen, die einen so merkwürdig stolz und fest anschauen konnten. Ach wie entsetzlich lange ging sie zwischen einer gräulichen Tante und einem baumlangen und ebenso langweilig aussehenden Vetter im Zoologischen Garten von Köln umher, bis wir uns endlich — enfin seuls! und wonnig erschrocken — im Raubtierhaus vor dem schwarzen Panther trafen. Mein ganzes Englisch reichte damals nicht viel über die Worte „very nice“ hinaus, und die waren gerade vor dem Raubtierkäfig schlecht anzubringen. Ich that es aber doch, und es wurde eine reizende Unterhaltung.

Diesen Traum nahm ich für eine gute Vorbedeutung und wanderte am anderen Morgen erwartungsvoll auf die Alameda hinaus. In Murrays vortrefflichem „Handbook“ wird nämlich versichert, daß die Frauen von Baza zu den „niedlichsten“ von ganz Spanien gehören und sich besonders durch ihren elastischen Gang und die klassische Schönheit auszeichnen, mit der sie die Wasserkrüge auf ihrem Haupte tragen. Und auch bei dem reichlich nüchternen E. A. Roßmäßler, der ungefähr vierzig Jahre vor mir schneckensuchenderweise das Becken von Baza durchwanderte, hatte ich gelesen, daß auf ihn die Schönen von Baza mit ihren feuerroten, schwarzgeränderten Mänteln einen fast dämonischen Eindruck gemacht hätten. Aber auf Träume ist doch nichts zu geben! Was ich heute auf dem Markt und

der Alameda an weiblichen Wesen sah, waren wahrscheinlich dieselben, die Roßmäßler auch gesehen hatte! Ich konnte ihnen gegenüber nur sagen: „Weh mir, daß ich ein Enkel bin!"

Notgedrungen tröstete ich mich mit der Bekanntschaft eines Halfa-Fabrikanten, der mir, wie ich bereits im vorigen Kapitel erzählt, seine Niederlagen zeigte, und mit dem ich auch sonst manches Wörtchen über das geschäftliche Leben und Treiben des Städtchens plaudern konnte. Vor den Deutschen als kühnen Geschäftsleuten schien er eine an unheimliche Scheu grenzende Hochachtung zu haben, und zwar auf Grund eines deutschen Unternehmens, das hier in Baza selbst seinen Sitz aufgeschlagen. Eine deutsche Firma — den Namen konnte er mir nicht nennen — hatte unweit der Alameda ein sehr bedeutendes Grundstück gekauft, an einer Stelle, wo der Bahnhof für die seit langem ins Auge gefaßte und in der That auch dringend erforderliche Eisenbahn Lorca-Baza-Granada angelegt werden sollte. Die Absicht war, hier einen großen Stätteplatz für Versendung der Erze — Eisenerze vor allem, soweit mir erinnerlich ist — aus Minendistrikten in den Nachbargebirgen von Baza zu schaffen. Die Anlagen waren im wesentlichen vorläufig ein gewaltiger leerer Hofraum von einer Mauer umschlossen, sowie einige noch ganz frisch getünchte, unbewohnte Häuser: Geschäfts- und Lagerräume. Nur mit bedenklichem Kopfschütteln, aber doch mit Bewunderung, entwickelte mein Begleiter mir die Tollkühnheit dieser Spekulation.

Aber so ist es überall in Spanien: mit unwilligem Staunen sieht der Spanier zu, wie der Fremde, der Engländer, Deutsche, Franzose, in seinem eigenen Lande Vorteile entdeckt und Gelegenheiten nutzbar zu machen weiß, von denen er selbst keine Ahnung hat, und wie jener, einem Moses mit dem Wunderstabe gleich, es versteht, lebendiges Wasser hervorquellen zu

lassen, wo unter den Händen des Spaniers Jahrhunderte lang nichts als öde Wüste gewesen. Spanien ist in mancher Hinsicht gar kein armes, sondern ein reiches, von der Natur glänzend ausgestattetes Land. Besonders in Bezug auf die Mannigfaltigkeit und Menge der mineralischen Schätze nimmt die spanische Halbinsel eine hervorragende, ja vielleicht die erste Stelle unter den Ländern Europas ein. Aber wann hat das eingeborene Volk davon Nutzen gezogen? Phönizier und Römer bebauten die Minen im Altertum, die Araber im Mittelalter, und in der Neuzeit sind es die führenden Völker des Nordens, deren Genie die Lager wieder aufgefunden und deren Unternehmungsgeist den Betrieb von neuem auf eine glänzende Höhe gebracht. Schon zur Reformationszeit bearbeiteten die deutschen Fugger mit ungeheurem Gewinn die berühmten Quecksilberwerke von Almadén, die heute in den Händen der Rothschilds sind. Engländer und Deutsche schürfen, wie wir bei unserm Besuch in Rio Tinto gesehen haben, das Kupfer der westlichen Sierra Morena, Engländer und Franzosen die reichen Zinn- und Manganerze der Umgegend von Kartagena u. s. w. Der Spanier selbst ist fast stets nur ein armseliger Bergarbeiter im Frondienst der fremden Herren gewesen. Mir wallte das Herz im Eifer über: ich hielt an meinen Gefährten, der ein guter einfacher Mann war, eine leidenschaftliche Rede ungefähr des soeben angedeuteten Gedankengangs. „Warum laßt Ihr Euch denn alles vor der Nase wegnehmen?“ schloß ich etwa, „so rafft Euch doch zusammen und kocht und eßt Euren Brei selbst! — Mein Bekannter hörte wehmütig zu und sagte endlich kleinlaut: „Wir können das nicht, selbst wenn wir wollten; es fehlt uns das Kapital dazu.“ — Und so ist's wirklich in dem Lande, in welches einst die Gold- und Silberströme der neuen Welt geflossen sind!

Nachmittags machte ich dann noch mit einem gemieteten Einspänner einen Ausflug in die Steppe, am Abend galt es, nach Osten weiterzukommen. Die Eilkutschen-Linie von Granada her hört in Baza auf, und erst in Velez-Rubio fängt wieder eine neue an, die nach Lorca führt. Die fehlende Verbindungsstrecke hat fast die Länge der Entfernung von Berlin nach Frankfurt a. O.; das kleine, landesübliche Fuhrwerk, die „Tartana“, legt sie etwa in zwölf Stunden zurück. Da ich anfangen mußte, mit meiner Zeit hauszuhalten — ich hatte noch viel in Spanien vor, und der Winter stand vor der Thür — so war es mir sehr wünschenswert, mit einer einzigen Nachtfahrt den Anschluß an die im Morgengrauen abgehende Kutsche von Velez-Rubio zu erreichen. Ein Fuhrwerksbesitzer in Baza vermietet zu diesem Zweck Tartanen; die meine stand gegen fünf bereit. Meinem stillen Wunsche, so ortsgebräuchlich wie möglich vorwärts zu kommen, trug das Gefährt, das ich hier vor mir sah, in einer Weise Rechnung, die mich hätte bedenklich machen sollen; aber der jugendliche Enthusiasmus über die Urtümlichkeit des Fahrzeugs bewirkte zunächst gerade das Gegenteil. Mit Entzücken stellte ich die entschiedene Originalität des zweirädrigen Karrens fest, der aus groben Brettern zusammgefügt und mit einer schmutzig grauen Leinwand überwölbt war; ich bemerkte höchst befriedigt, daß ihm die kosmopolitisch-triviale Einrichtung der Federn durchaus fehlte, und wühlte mich behaglich, von meiner in Baza gekauften prächtigen, ebenfalls landesüblichen Manta umhüllt, zwischen die Strohsäcke ein, mit denen das Innere gepolstert war. Zwei Maultiere in buntbetroddeltem Geschirr waren vorgespannt, eins hinter dem anderen; der Mayoral setzte sich schräg, wie eine reitende Dame, auf den Ansatz der Deichsel, und wir rollten aus dem Städtchen hinaus.

Zunächst ging es eine lange Allee prachtvoller, dunkellaubiger Schwarzpappeln hinab, und dann tauchten wir in das Schluchtengewirr der Steppe. Die Sonne war am Sinken und goß ein wundersames goldrotes Licht über die Landschaft, wie um mir deren Phantastik noch einmal recht zu zeigen, ehe ich sie, aller Wahrscheinlichkeit nach für immer, verließ. Ein breites, flaches Flußbett wurde auf knirschendem Kiesgrund durchfurtet, und von nun an ging es langsam aber stetig aufwärts: der Anstieg aus dem Becken von Baza hinaus begann. Sogleich verließ ich den Schritt fahrenden Wagen. Der Mayoral war ein mürrischer, etwas stumpfsinniger Mensch, mit dem ein Gespräch nicht anzufangen war; so schritt ich denn lange Stunden in völliger Einsamkeit dahin, oft längere Zeit das Gefährt so weit hinter mir lassend, daß ich es aus dem Gesicht verlor.

Und wieder genoß ich — ja eindringlicher als je — die tiefe, seltsame Wonne der großen Einsamkeit. Bald schritt ich zwischen senkrechten Erdwänden dahin, die mich wie zwei lange, lange Mauern begleiteten, bald trat ich auf eine freiere Halde hinaus, von der das Auge hinüberschweifen konnte zu den fernen Bergzinnen, an denen der letzte Sonnenstrahl rötlich erglänzte. Kühler wehte der Wind daher, erquickend nach dem heißen Tage. Langsam, wie unwillig zögernd, verglomm das feurig glühende Abendrot: Dämmerung spann ihre zarten Schleier, erst über die bläulichen Tiefen in der Ferne, dann auch über die schärferen Umrisse der Nähe. Aber es wurde nicht Nacht, denn der Mond stand schon am Himmel, mein alter, geliebter Freund. Ja wahrlich, das war er auf dieser Reise! Meinem brennenden Lebensdurst waren die Stunden der Tage immer viel zu kurz; er half sie mir verlängern. Wenn er schien, so duldete mich's nur schwer auf dem Lager: ich konnte ja sehen, leben, genießen, weshalb also schlafen?

Wie wundervolle Bilder in dem prachtvoll klaren Mondglanz des Südens habe ich so jenen Blättern der Erinnerung hinzusammeln können, die im Sonnenschein leuchten; sei es, indem ich vom Zimmerfenster aus auf nächtliche Gassen hinunterschaute, oder wenn ich Stunden und Stunden in dem rollenden Eisenbahnwagen die mattschimmernden Gelände an mir vorübergleiten ließ oder auch, wie hier, in köstlichem Alleinsein durch die fremdartige, von märchenhaftem Silberlicht noch wunderlicher gestaltete Landschaft dahinschritt. Das Licht rieselte heute wie eine kühle, glatte Flut über die grauen Erdwände, es blitzte geheimnisvoll auf den Gipskristallen, als lugten dort Diamanten hervor. Einmal gewahrte ich unweit des Weges und hoch zu meinen Häupten in einer dunklen Fels- oder Erdwand ein paar rötlich glühende Lichter, fast unheimlich zu schauen: es waren offenbar Höhlenwohnungen. Sonst aber erinnere ich mich nicht, irgend einer Ansiedelung, irgend einem menschlichen Wesen begegnet zu sein; keinen Laut vernahm ich, als bisweilen das ferne Knattern meines Wagens. Ich weiß nicht, wie weit es mir gelingt, einen Ausdruck für die wundersame Stimmung zu geben, in der ich so dahinschritt. Die Einsamkeit umfloß mich, ich möchte sagen, wie etwas Körperliches, wie ein weicher, einhüllender Mantel oder wie das leise Rauschen eines lauen Bades, in das ich hinabgetaucht war. Die große Stille sprach gleichsam zu mir mit geheimnisvollen Lauten, die man sonst im Gewühl der Welt nicht hört. Wäre ich ein Grieche des Altertums gewesen, ich hätte hinausgelauscht, ob ich jetzt nicht vielleicht die göttliche Musik der Sphären vernehmen könne. So aber war's wie ein süßer, schwermütiger Traum, wie ein Entrücktsein aus Raum und Zeit. Das Gestern, die Heimat, alles, was ich geliebt, gehofft und geplant, es lag weit hinter mir versunken, eine liebliche, aber ferne Erinnerung an etwas Fremdgewor-

denes. Und wenn ich zum Himmel aufsah, wo im blassen Blaugrau die Sterne funkelten, so nickte ich ihnen grüßend zu, als sei einer der Sterne die alte, liebe, lange verlassene Erde, und ich schritte über die sonderbar geformten Gefilde eines anderen Planeten dahin.

Endlich glitt der Mond hinter die Berge hinab, Dunkel umhüllte die Pfade, es wurde auch kalt, und so ließ ich meinen Wagen herankommen und stieg hinein. Schweigend, aber offenen Auges fuhr ich langsam durch die Nacht, eine Stunde oder mehr. Gelegentlich glitt es mir durch den Sinn, warum eigentlich der Mayoral nicht auf den Einfall kommen sollte, mich, sobald ich eingeschlafen, meuchlings umzubringen. In der unendlichen Einsamkeit schien mir dies die einfachste Sache von der Welt, eigentlich selbstverständlich. Doch war es das nicht, was mich bei aller sich nun doch allmählich einstellenden Müdigkeit wachhielt, sondern die tiefe seelische Erregung dieser ganzen einsamen Nachtreise. —

Endlich gegen Mitternacht tauchten dunkle Häusergruppen am Wege auf: wir fuhren in das Städtchen Cullar ein, wo die Zugtiere gewechselt werden sollten. Es ist immer ein eigenes Gefühl, zu nächtlicher Zeit einen fremden, schlummernden Ort zu passieren; die Empfindung des Fremdseins erhöht sich bei dem geheimnisvollen Schweigen der leeren Straßen.

Alles war totenstill, lediglich das Geräusch der Räder auf dem holprigen Pflaster tönte von den Häuserwänden zurück. Alle Thüren waren verschlossen, alle Fenster dunkel, nur hier und da hing an einer quer über die schmale Gasse gespannten Kette eine Öllaterne und beleuchtete einen kleinen Fleck der nächsten Hausfronten oder sandte ihren dämmerig machtlosen Schein ein Streckchen in eine finstere Nachbargasse hinab. Plötzlich kam mir, ich weiß nicht wie, die Erinnerung an ein altes Kindermärchen von Andersen, das sicher Jahrzehnte lang

nicht durch mein Gedächtnis gegangen war, „Die Galoschen des Glücks" genannt. Der Leser wird es auch kennen: ein Kopenhagener Bürger, der für die „gute alte Zeit" schwärmt, wird mit Hilfe eines Paars Zaubergaloschen in das mittelalterliche Kopenhagen zurückversetzt, und trefflich wird der befremdende und beklemmende Eindruck, den dies Hinabtauchen in eine längst begrabene Welt auf ihn ausübt, geschildert. Daher kehrte auch mir das Gefühl des Entrücktseins in doppelter Stärke wieder; mir war, als führe ich, um ein halbes Jahrtausend zurückversetzt, durch irgend eine kleine mittelalterliche Stadt, und ich raffte mein Herz zusammen für das Seltsame, das ich, ein modernes Gespenst in dieser Umgebung, binnen kurzem erleben mußte.

Der Wagen hielt endlich vor einer langgestreckten Hausfront, in deren Mitte sich ein großer dunkler Thorweg befand. Mein Mayoral stieg vom Wagen und führte mit einem Stein gegen die hölzerne Thür drei dumpfe Schläge, die unheimlich hohl in der mitternächtlichen Straße widerhallten. Eine Minute später thaten sich die beiden mächtigen Thorflügel knarrend nach innen auseinander, und mein Gefährt glitt langsam in die schwarze Öffnung hinein, wie eingeschlürft von einem finsteren Rachen; zuerst das eine Maultier, dann das zweite, endlich ich selbst. Der Wagen hielt, die Thorflügel schlossen sich hinter mir. Nachdem ich aus meinen Strohsäcken hervorgekrochen, sah ich mich in der von einem Öllämpchen matt beleuchteten Unterfahrt einer stattlichen Posada. Zur Rechten mußten sich Ställe befinden: Geräusch wie Halfterklirren und Strohrascheln klang aus dem dunklen Raume hervor. Der Raum zur Linken aber bot ein Bild von so eigenartiger, Rembrandtscher Lichtwirkung, daß ich es dem Leser lieber als Gemälde, denn in Worten vorführen würde. Ich sah in eine tiefe offene Halle hinein, deren Decke von mehreren

vierkantigen Pfeilern getragen wurde. In dem dunklen Vordergrunde sah ich am Boden um diese Pfeiler allerlei unförmliche Klumpen herumlagern; der Hintergrund der Halle dagegen war erleuchtet, und rötliches Licht quoll zwischen den Pfeilern herüber auf die merkwürdigen Gestalten, in denen ich mit der Zeit schlafende Maultiertreiber erkannte, wohl zwanzig und mehr. Sie hatten ihre Sättel oder Säcke als Kopfkissen benutzt und sich, in ihre dicken Mäntel gehüllt, auf den Boden hingestreckt. Einer von ihnen regte sich noch: er beendigte soeben sein Nachtmahl, dessen Reste er wieder in seinen Sattelsack schob; dann bekreuzte er sich feierlich, wickelte sich ebenfalls ein und legte sich aufs Ohr.

Vorsichtig tappte ich zwischen den Füßen der Schlummernden hindurch dem erleuchteten Hintergrunde zu und entdeckte, daß es der Gastraum des Hauses war. Freundliche Helle und behagliche, von einem großen Kochherde ausgehende Wärme empfing mich. Während der dunkle Vorraum nur gestampften Estrich hatte, war hier der Boden sauber mit rötlichen Fliesen gedeckt. Hinten an der Wand standen große Wirtschaftsschränke, zur Linken Tische und Bänke, und an ihnen saßen der Wirt und einige bäuerlich gekleidete Gäste in leisem Geplauder vor geleerten Speisetellern; etwas abseits hockte ein älterer, städtisch gekleideter Herr mit hagerer, mürrischer Physiognomie, der mich schweigend anstarrte und mir sogleich entschieden mißfiel. Auf dem Herde rechts brodelten auf mehreren Feuerlöchern unter Hantierung zweier Mägde noch allerhand gute Dinge — an Polizeistunde schien man noch keineswegs zu denken. Eins der Mädchen war anscheinend eine Zigeunerin mit dunklem, interessantem, aber gefährlich wildem Gesicht: die schwarzen Augen blickten im Herdfeuer wie glühende Kohlen, und die weißen Zähne glänzten raubtierartig, während sie kichernd und der Genossin zuwinkend dem

fremden Ankömmling ins Gesicht schaute. Einen Augenblick stand ich still, noch immer im Gefühl des Märchenhaften von vorhin. War's nicht Leichtsinn, Freund, Dich hier hineinzuwagen? Wer konnte denn wissen, was die braune Zigeunerhexe da für ein bedenkliches Gemisch am Feuer braute, und ob sie nicht plötzlich den langen Kochlöffel erhob und Dich anspritzte; nur mit ein paar Tropfen des Kessels, nächtlicher Wanderer, der Du, gebannt wie ein Vogel vom Blick der Schlange, in ihre funkelnden Augen schaust, aber Du schrumpfst davon urplötzlich zusammen zu einem schwarzen Kater, dem gleich, der dort mit erhobenem Schweife um ihren Kleidersaum streift, oder Du wirst ein dunkles Maultier, welchem sie einen Zaum mit roten Troddeln über die langen Ohren zieht, um am nächsten Sonntag auf seinem Rücken zum Tanz unter die jungen Burschen zu reiten!

Jetzt trat der Wirt, ein hübscher, schwarzhaariger Kerl von schlankem Wuchs, mit der gemessenen Höflichkeit des korrekten Spaniers auf mich zu und fragte nach meinen Wünschen. Noch aber hatten wir uns nicht verständigt, als aus einer Thür im Hintergrunde die Frau Wirtin hervorkam, ein kleines, junges, rundes Weib mit vollem Kinn, bildhübschem Gesicht und lustig lachenden braunen Augen. Nun war die leise Unsicherheit in der fremden Umgebung wie weggeblasen; ich lachte freundlich wieder, ein fröhlicher Händedruck, und behagliches Wohlgefühl lief mir wie ein guter Trunk durch die Adern. Rasch wurde in vertraulichem Ton ein einfaches Nachtmahl verabredet, die Wirtin führte mich seitab in ein kleines Honoratiorenzimmerchen, deckte selbst den Tisch, trug Schinken, Brot und Käse, einen leichten roten Wein und vortreffliche Trauben auf und setzte sich dann dazu. Ein lebhaftes Geplauder entspann sich, worüber, weiß ich nicht mehr, aber es war allerliebst. Ich merkte rasch, daß die flinke runde Frau

mit den hellen Augen ihre Wirtschaft vorzüglich regierte; alles, was sie that und sprach, hatte einen flotten, strammen Zug, eine heitere, kräftige Sicherheit. Das Hauswesen der jungen Leute, solide gegründet, ging augenscheinlich vorwärts, das Familienleben war glücklich. Inzwischen erwachte eins der Kinder im benachbarten Schlafraum; die Magd brachte es auf Befehl zur Mutter, die es auf den Schoß nahm und liebkoste, sichtlich stolz darauf, es dem Fremden zeigen zu können. Wenn aber eine junge Mutter ein Kindchen bei sich hat, das man aufrichtigen Herzens loben kann, dann ist eine fröhliche Unterhaltung leicht.

Mit innigem Behagen, frei von aller Märchenstimmung, genoß ich die wirkliche Poesie der Minuten aus. Da saß nun meines Vaters Sohn so weltverloren, zu mitternächtlicher Stunde, im Hinterstübchen einer echten spanischen Posada und im Anschauen eines reizenden Stillebens; noch wenige Minuten, und mein Mayoral wird angespannt haben; hinaus geht's wieder in die schweigende Nacht, und das ganze Erlebnis ist vorüber, auf immer verschwunden bis auf einen hellen, lustigen Schein in einem kleinen Winkel des Gedächtnisses. —

Aber auch diese Rosen sollten noch ihre Dornen zeigen. Der Wirt erschien zur Bezahlung. Sein förmliches Gesicht war inzwischen nicht freundlicher geworden, und mit einer bewundernswerten Kaltblütigkeit rechnete er mir für mein ganz ländliches Mahl, für das ich nicht viel mehr als eine bis zwei Peseten veranschlagt hatte, einen Preis an, für den ich gut und gern auch bei Dressel hätte zu Abend essen können. Ich war empört über diese offenkundige Ausbeutung des Fremden, dem gegenüber die solide Taxe aufhört. Entrüstet wandte ich mich zu meiner guten Wirtin, in dem Gefühl, sie werde das nicht dulden. Aber siehe, sie verriet mich. Da stand

das runde Kätzchen mit kühlem Achselzucken, und die braunen Augen blickten jetzt ganz so kalt und hart, wie die ihres würdigen Herrn Gemahls. Das war schmerzlich, und so bezahlte ich diesen denn mit, notgedrungen, verächtlicher Miene.

Indes ich gönnte mir doch noch den Genuß, vor seinen Augen mein Taschenlexikon hervorzuziehen, ganz gemütlich das Wort „Straßenraub“ aufzusuchen und ihm zu erklären: „Bueno, pero eso es un robo, señor!“

„Un robo?“ fragte mein Wirt zuerst in gereiztem Tone, den Kopf zurückwerfend, dann aber verbeugte er sich in kühler, tadelloser Haltung und sagte mit prächtig sonorem Wohlklang der Stimme: „gracias señor!“

Am Wagen erwartete mich ein neuer Ärger. Dort stand jener mißvergnügt aussehende Herr aus dem Gastzimmer und machte, ohne mir ein einzig Wort zu gönnen, Miene, mit in die Tartane zu klettern. — Ja zum Donnerwetter, war denn das nicht mein Privatfuhrwerk?! Eine kurze Auseinandersetzung mit meinem Mayoral, der vorn am Gespann beschäftigt war, belehrte mich, daß diese Tartanen von Baza nur insofern Privatkutschen seien, als sie auf Nachfrage abgingen, daß ich aber unterwegs den Zugang von Passagieren dulden müsse. Ob der Kerl mich nicht, trotz all der Verpflegung in der Posada, für die ich ausgiebig gesorgt hatte, schamlos belog, war mir nicht klar, aber eine andere Autorität hatte ich nicht. So ließ ich denn den unbequemen Gast, der sich schließlich wenigstens noch zu einem „buenas noches“ entschloß, neben mir ins Stroh kriechen, und der Wagen rollte zum Thor hinaus.

Nun aber kam erst „das Fürchterliche“, wie Ibsen sagen würde. Ich hatte nur noch ein Interesse, nur einen brennenden Wunsch: Schlummer.

„Löse die Ankerbande,
Stoße Dein Schiff vom Strande,
Seliger Schiffer, Schlaf!“

Lange hatte ich ihn aufgespart; wie mußte er nun köstlich sein auf der schweigenden Fahrt in sternschimmernder Herbstnacht. Tiefatmend dehnte ich mich auf den Strohkissen aus, wickelte mich rundum in meine Manta, die Augen fielen zu, die Bilder der letzten Stunde führten einen lustigen Tanz im Gehirn auf, in den sich bereits, mit der seligen Kausalitätslosigkeit des Träumens, alles mögliche andere zu mischen begann — doch das Geschick beschloß es anders.

Der Weg nämlich, der bisher bergauf geführt und das Gefährt daher zum Schritt oder langsamen Trott gezwungen hatte, war jetzt über die Wasserscheide hinausgeklettert, aus dem Gebiet des Atlantischen Ozeans in das des Mittelmeers, und es begann die Thalfahrt. Eine kurze Strecke hinter der Stadt schlug daher der Mayoral mit den frischen Tieren den üblichen rasenden Galopp an. Ein fürchterlicher Puff meiner Stirn gegen den hinteren Wagenbalken leitete unverzüglich die neue Situation ein. Blitzschnell fuhr ich aus der Ruhelage empor und war mir im Augenblick schaudernd darüber im klaren, was es zu bedeuten habe, auf einem absolut federlosen Bretterkarren im Galopp über eine spanische Landstraße zu fahren. Wenn ich sagte, man denke sich, daß eine Zahnradbahn plötzlich aus den Geleisen auf ein Asphaltpflaster geriete, so würde das nur einen sehr unvollkommenen Begriff von den Schrecken der Fahrt geben, das Schütteln jener wäre viel zu regelmäßig. Hier flog der Wagen, in allen Fugen krachend, bald in eine tiefe, von der Sommerdürre hart gedörrte Regenrinne hinunter, bald sprang er hoch auf über einen Knüppel, einen Feldstein; und jeden Stoß empfand der Körper bis in die innersten Fasern mit. Ein ausgestrecktes

Liegen, das ich noch ein paar Mal auf verschiedene Weise versuchte, war unmöglich, ich hatte das Gefühl, das Rückgrat könne plötzlich mitten durchbrechen, während anderseits das Geradeaufrechtsitzen, der senkrechten Stöße wegen, Herz und Lunge im Brustkasten abzureißen drohte. Das einzig Erträgliche war ein unbequem nach vorn geneigtes Kauern. Eine Viertelstunde etwa hielt ich den Zustand aus, dann packte ich den vor mir sitzenden Mayoral am Kragen; erschrocken hielt er das Gefährt an, und ich protestierte nun in energischer Ansprache gegen den Galopp, bei dem ich als Leiche ans Ziel kommen würde. Siehe, da raschelte es neben mir im Dunkeln, und mein Reisegefährte, von dem ich bisher nicht den leisesten Laut vernommen, kroch ebenfalls nach vorn, um ebenso energisch und mit naturgemäß weit größerer Beredsamkeit, als ich, zu erklären, er müsse unter allen Umständen bis fünf Uhr zum Postanschluß in Velez-Rubio sein, weil er sonst einen ganzen Tag in diesem elenden Neste verlöre, und deshalb müsse er auf dem Galopp bestehen. Ich glaube, ich empfand in diesem Augenblick etwas wie Mordbegier im Busen. Doch was half's, es war heut die Nacht der Niederlagen. In dem kurzen Wortwechsel zwischen uns dreien schlug sich der Mayoral entschieden auf die Seite meines Gegners; er erklärte, ohne Galopp könne er den Anschluß nicht erreichen, und so lange er die Ehre habe, hier Reisende zu fahren, ginge es immer auf dieser Strecke Galopp. Nun war ich ja in derselben Lage, wie mein Reisegefährte, auch meine Zeit war kostbar; und noch eins kam hinzu, was den Ausschlag gab: ein plötzliches Gefühl der Scham. Mein Nachbar war augenscheinlich ein bejahrter Mann, und trotzdem nahm er die Stöße des Karrens auf sich; ja nicht einen Laut des Unwillens, keine Bewegung hatte ich bisher von ihm gehört. Sollte ich junger Mensch das nicht können? So gab ich denn

meinen Widerspruch auf, wickelte mich stoisch wie weiland der vergiftete Sokrates in meine Manta, und vom neuem sprang der Wagen, ähnlich einem Torpedoboot im Seesturm, durch die Nacht dahin. Die Zähne auf einander geklemmt — schon um mir die Zunge nicht gelegentlich abzubeißen — verbrachte ich in dumpfem Hocken die zwei bis drei schlimmsten Stunden meiner ganzen spanischen Reise, bis wir endlich beim ersten leisen Morgengrauen in Velez-Rubio einliefen.

Hier stand eine Eilkutsche zur Weiterbeförderung bereit, deren Einrichtung der des Rayo glich. War mir dieser damals als der Inbegriff der Urtümlichkeit vorgekommen, so erschien mir jetzt das gleiche Fahrzeug als ein Wunderwerk des modernen Komforts. Vor allen Dingen leuchteten mir nun auch die Vorzüge der „Berlina" ein. Rasch besorgte ich mir einen Eckplatz und versank mit der Geschwindigkeit — wie der wahrhaft Gebildete so sinnreich zu sagen pflegt — von 0,5 in den köstlichsten Schlaf.

Als ich nach einigen Stunden erwachte, stand die Morgensonne hoch am Himmel; ihr Schein zeigte mir, daß der Platz neben mir von meinem alten Nachtgenossen eingenommen war. Er schlief nicht, und da er mich aufwachen sah, knüpfte er ein Gespräch an, das mein herabgestimmtes Selbstgefühl doch etwas wiederherstellte. Er jammerte nämlich nun seinerseits über die Leiden dieser Nacht. Er sei ein Reisender, der seit Jahren regelmäßig diese Fahrt mache, aber jedesmal sei er vollkommen entzwei davon, so daß er vorläufig nicht einmal Schlaf finden könne.

Mich hatte der erquickende Schlaf bereits völlig wieder in Ordnung gebracht, und nun duldete es mich auch nicht mehr in der Berlina; beim nächsten Haltort erklomm ich wieder, wie ehedem, das Verdeck. Lachend lag im Morgen-

glanz die Landschaft vor mir; wir waren inzwischen schon erheblich thalabwärts gestiegen, wärmer wehte die Luft, und rechts und links am Wege verkündeten die ersten Vertreter subtropischer Pflanzenwelt, daß wir uns den paradiesischen Gefilden des Thals von Murcia näherten.

Kapitel XVI.

Spanische Berieselungskünste.

„Und es ging aus von Eden ein Strom, zu wässern den Garten, und teilete sich daselbst in vier Hauptwasser", so schildert das erste Buch Mose die Geographie des Paradieses, und nennt die vier Ströme Pison, Gihon, Chidekel und Phrath. Der Phrath nun ist nichts anderes, als der Euphrat, der Chidekel, der „Schnellfließende", wahrscheinlich der Tigris, und auch die beiden andern Flüsse will man auf Wasserläufe Mesopotamiens, künstliche oder natürliche, zurückführen; d. h. in der mosaischen Paradiesdichtung, in jenem Goldalter-Mythos des jüdischen Volks, der die höchste Leistung seiner Phantasie in Bezug auf irdische Glückseligkeit enthält und der durch religiöse Erziehung Gemeingut der ganzen Christenheit geworden ist, liegt eine Erinnerung an die wasserdurchrauschten Fruchtgefilde Babyloniens verborgen, aus deren Nachbarschaft Abraham einst nach Kanaan eingewandert war.

Diese Kunst der Berieselung von Ackerfluren, die wahr-

scheinlich in den Euphratländern zuerst erfunden wurde und dort die Grundlage der ältesten, auf den Ackerbau gegründeten Kulturstaaten, von denen wir wissen, gebildet hat, die es vermochte, einem versengenden, wüstenschaffenden Klima zum Trotz dem Boden mit Hilfe der Wasser der Gebirge ein so üppiges Leben abzuringen, daß er den Nachbarvölkern als die Stätte des Paradieses gelten konnte: diese selbe Berieselungskunst haben die Araber, nachdem sie bereits Gemeingut des Orients geworden war, in das Abendland mit herübergebracht und sie verbreitet, soweit ihre Macht reichte. Und nicht überall ist sie mit dem Zusammenbruch der Araberherrschaft wieder verloren gegangen, sondern in weiten Strecken Spaniens sowohl wie anderer ehemals von den Arabern beeinflußter Länder des Mittelmeergebiets hat sie sich als kostbares Vermächtnis fortgeerbt von Geschlecht zu Geschlecht.

Das Hauptgebiet der auf künstlicher Bewässerung beruhenden Ackerbaukultur in Spanien ist der Gürtel der südlichen und östlichen Küstenlandschaften von Malaga bis nach Katalonien hin. In diesen Gegenden ist die jährliche Regenmenge so gering, daß ohne künstliche Bewässerung stellenweis nicht einmal Weizenbau möglich wäre. Hier werden daher seit alter Zeit die großen Flüsse, sobald sie vom Hochland herab in die Küstenebenen eintreten, vom Menschen nahezu vollständig aufgefangen und in einzelne Wasseradern, große, kleinere und kleinste, aufgelöst, wie man einen Strick in Fäden und Fädchen zerdröselt. Diese Wasserfäden werden dann fächerförmig so weit wie möglich über das Land ausgebreitet und zur Befruchtung der Äcker verwendet. Ein solch künstlich berieseltes Acker- oder besser noch Gartenbaugebiet heißt als Gesamtheit eine Huerta. Sie hat gewöhnlich in ihrer Mitte eine Hauptansiedelung, eine größere oder kleinere Stadt, und um diese herum eine Fülle kleinerer Dörfer und Gehöfte. Am berühmtesten

und ausgedehntesten ist die Huerta der Provinz Valencia. Hier wird einige zwanzig Kilometer oberhalb von der Hauptstadt Valencia der kräftige Fluß Turia zunächst in acht große Hauptkanäle nach rechts und links zerteilt, die ihre besonderen Namen haben. Der größte Arm ist derjenige von Moncardo; sein Bewässerungsgebiet wird auf ungefähr 3200 Hektar angegeben. Die Hauptarme lösen sich dann in 148 kleinere Kanäle auf; diese wieder in unzählige untergeordnete Adern. In dem gewaltigen Bette des Turia sah ich bei Valencia zur Zeit meines Besuches nur eine ganz winzige Wasserader dahinschleichen, dagegen rauschte und sprudelte draußen auf den Feldern vor der Stadt, wohin ich auch wanderte, überall das lebendige Naß in kleinen, tiefen, graseingefaßten Rinnen neben den Wegen und zwischen den einzelnen Grundstücken daher. In einiger Entfernung verbargen sich diese kleinen Wasserläufe im Grün der Äcker völlig; der stattliche Fluß war also gleichsam verschwunden, aber wie das Blut unter unserer Haut den Körper in tausend Äderchen durchpulst, so durchfloß er nun überall im Verborgenen die Huerta, und üppiges Leben kennzeichnete allenthalben seine Thätigkeit. Mittels Schöpfräder, Norias genannt, die teils von Menschen, teils von Tieren bewegt werden, hebt man das Wasser aus den Kanälen in die gewünschte Höhe und leitet es über die Äcker. Mehr als zehntausend Hektar Landes werden so bewässert, und über fünfzig Ortschaften außer der Hauptstadt liegen in diesem Gebiet verstreut; ja das Ganze macht eigentlich den Eindruck, als ob es eine einzige, rings um die geschlossene Hauptstadt vorstadtartig aufgelöst liegende Ansiedelung wäre. Pferdebahnlinien führen nach verschiedenen Richtungen stundenweit in die Umgebung Valencias hinaus. Gebaut werden auf den Äckern alle Arten von Acker- und Gartenfrüchten: Weizen, Mais und auch Reis, Bohnen, Erdnüsse,

Luzerne, Hanf, Flachs, Zwiebeln und allerlei Gemüse, sowie Obstbäume verschiedenster Art, darunter Orangen, Granatäpfel, ferner Maulbeeren für die Seidenzucht. Viele dieser Gewächse liefern mehrere Ernten im Jahre.

Die Verteilung des kostbaren Wassers ist seit alters aufs strengste genossenschaftlich geregelt. Wassergerichte wachen in jeder Huerta darüber, daß mißbräuchliche Verwendung des Wassers, Übervorteilung des Nachbarn, Nachlässigkeit in Bezug auf Instandhaltung der Leitungen vermieden werden. Das Wassergericht der Huerta von Valencia ist von diesen das berühmteste und ohne Frage eine der merkwürdigsten unter den juristischen Institutionen Europas. Es stammt noch aus arabischer Zeit und ist völlig unabhängig von der bestehenden Regierung. Alle zwei Jahr werden von den Wasserberechtigten der Huerta sieben Richter aus ihrer Mitte gewählt; diese versammeln sich jeden Donnerstag um elf Uhr auf den Bänken am Apostelportal der Kathedrale von Valencia und nehmen dort die vorliegenden Klagen der Bauern entgegen. Die Verhandlung ist durchaus mündlich, jeder Kläger führt seine Sache selbst ohne Anwalt, und das Tribunal entscheidet endgiltig. Berufung an eine höhere Instanz giebt es nicht. Alle Versuche, dies alte Volksgericht zu beseitigen, sind bisher erfolglos geblieben.

Der Wert des bewässerten Landes gegenüber dem unbewässerten steigert sich in den besonders regenarmen Gebieten ganz außerordentlich. In der Provinz Murcia rechnet man für den Hektar des unbewässerten Landes etwa 50 Fr., für bewässertes dagegen 10000. Doch sind das noch nicht die höchsten Preise. In einer für Apfelsinenzucht besonders geeigneten Gegend der Huerta von Valencia sind, wie ich einer zuverlässigen Quelle entnehme, bis 30000 Fr. für den Hektar bezahlt worden.

Das Wasser allein thut es nun freilich nicht, sondern wohlüberlegte Fruchtfolge und vor allem sorgfältigste Düngung müssen dazu beitragen, dem Boden für die fast ununterbrochene Bewirtschaftung seine Kraft zu erhalten. Die Dungmittel erhalten daher eine Kostbarkeit, die — wie überhaupt die ganze gartenbauartige Kultur dieser Huertas — an chinesische Verhältnisse erinnert. Aufs eifrigste werden alle tierischen und menschlichen Abfälle auf den Straßen und Höfen gesammelt. Die bei uns erst in den Anfängen begriffene Verwendung des gewöhnlichen Straßenschmutzes der Großstädte zur Düngung der Felder ist in Valencia bereits eine alte Einrichtung. Bis in die sechziger Jahre hinein wagte man aus Angst vor einem Volksaufstand nicht die Straßen Valencias zu pflastern, weil die Bauern der Huerta noch von maurischer Zeit her ein Gewohnheitsrecht darauf besaßen, den unergründlichen Kot derselben als Düngemittel abzufahren. Neuerdings wird Guano in großen Mengen angewendet.

Der hier näher geschilderten größten Huerta, der von Valencia, ähneln die übrigen. Jede liegt wie eine Oase in wertlosem Ödland. Besonders großartige Anlagen sind aber dort erforderlich, wo die vom Hochlande herabkommenden Flüsse nicht die Trockenzeit überdauern, sondern im Sommer versiegen. Hier tritt zu der Einrichtung des Kanalisationsnetzes noch die Aufführung gewaltiger Stauwerke. Durch riesige Dämme werden die Flüsse vor Austritt in die Ebene in den Regenmonaten zu künstlichen Seen aufgestaut, die dann in der Trockenzeit ihr Wasser wieder abgeben. Der größte derartige Stausee (pantano) Spaniens und wohl auch Europas ist der Pantano de Puentes in der am Sangonera gelegenen Huerta von Lorca. Der Staudamm desselben wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut, in 282 Meter Länge, 50 Meter Höhe und einer Dicke von 46 Metern

an der Basis und ungefähr 11 Metern an der oberen Kante. Bereits 1802 brach das Werk allerdings, und eine fürchterliche Überschwemmung zerstörte fast die ganze Huerta. Erst seit 1886 ist der Stausee wiederhergestellt und faßt jetzt 40 Mill. Kubikmeter Wasser. Mit Überschwemmungsgefahr muß überhaupt in jeder Huerta gerechnet werden. Diese braucht nicht immer durch Dammbruch erzeugt zu werden, sondern kann lediglich durch die häufig überaus stürmisch niedergehenden Regengüsse entstehen, da das Wasser von den kahlen Höhen der Gebirge rasch in den Flußbetten zusammenschießt und sich dann mit zwar kurz dauernder, augenblicklich aber wild geschwollener Flut in den breiten, flachen Kiesbetten zu Thal wälzt. Sind dann beim Austritt der Wasser in die Thalebene auch nur irgendwo die Schleusen in Unordnung, die Kanalwandungen nicht genügend befestigt, so ist ein unermeßlicher Schade gewiß und auch der Verlust von Menschenleben nicht ausgeschlossen. Daher ist in den Huertas eine unausgesetzte, Tag und Nacht anhaltende Wachsamkeit nötig. Der Leser erinnert sich wohl des Glöckleins der Torre de la Vela auf der Alhambra, die seit alters den Wasserarbeiter in der granadinischen Vega in gefahrvollen Augenblicken zur Vorsicht mahnt!

Somit ist das Dasein des Huertabauern, wenn auch der Anblick der Gefilde, die er bewohnt, an den Garten Eden gemahnen möchte, wahrlich kein paradiesisches. Ein eiserner Fleiß, eine unermüdliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit ist unerläßlich und wird den Bauern der Huertas auch wirklich nachgerühmt. Leider aber entspricht der persönliche Lohn den Bemühungen nur wenig. Man kennt die wirtschaftlich traurige Lage des Landarbeiters in der Lombardei. Und gerade wie die hier geschilderten Berieselungsgebiete Spaniens in Bezug auf ihre Bewirtschaftung die lebhafteste Ähnlichkeit mit der

Lombardei haben, so ist auch das Los des Huertabauern dem des lombardischen ähnlich. Die außerordentlich dichte Besiedelung des Bodens sowie der stark entwickelte Großgrundbesitz drücken die soziale Stellung des Landarbeiters schwer darnieder, und wir erleben auch hier die so oft zu machende Erfahrung, daß ein Bezirk zwar für den Nationalwohlstand höchst wertvoll und als Ganzes ein Stolz des Landes sein kann, daß aber der einzelne Bewohner desselben diesen Segen mit dem eigenen Elende erkaufen muß.

Soviel im allgemeinen über die spanischen Berieselungslandschaften. Diejenige Kulturoase, die, wenn sie auch nicht die größte Ausdehnung besitzt, doch ohne Zweifel als die üppigste in ganz Spanien bezeichnet werden muß, ist die Umgebung der Stadt, zu der meine Reise den Leser nunmehr führt, die Huerta von Murcia. Der Fluß, auf dessen Wasser ihre Existenz beruht, ist der Segura. Auch er wird schon seit maurischer Zeit durch einen Staudamm in einer Felsenenge acht Kilometer oberhalb der Stadt abgedämmt und dann in zahllose Wasseradern aufgelöst. Auch sein Bett, das innerhalb der Stadt von einer wunderhübsch gewölbten Brücke übersetzt wird, war zur Zeit meines Aufenthalts fast wasserlos. Auch er aber hat seine Zeiten der Leidenschaft. Erst 1877 erlebte die Huerta von Murcia eine entsetzliche Überschwemmung, deren Kunde damals durch ganz Europa ging.

An jenem schönen Herbsttage, wo ich, alter Gewohnheit nach, den Turm der Kathedrale bestieg und über das Meer von dunklem Laub zu meinen Füßen hinwegschaute, sah alles blühend und friedvoll aus. Nirgends habe ich einen so starken Gegensatz zwischen Öde und Fruchtbarkeit beobachtet, wie hier. Die Wände des Thales von Murcia ziehen sich als zwei parallele, weißgraue, anscheinend gänzlich kahle Gebirgsketten dahin,

zwischen ihnen in der Tiefe aber spannt sich horizontal die dunkelgrüne Fläche der Huerta aus. Es war, als sei alles Leben wie eine bewegliche Flut von den Berghöhen herabgeronnen und unten zu einem großen grünen See zusammengeflossen. Die Stadt Murcia lag darin als eine weiße Insel. Der Unterschied von der Huerta von Valencia, die ich später sah, war bedeutend. Letztere besteht mehr aus offenen Ackerfeldern, der Baumwuchs ist längs der Wege oder auf einzelne Flecke verteilt. Hier dagegen schien die ganze 25 Kilometer lange und 7 Kilometer breite Huerta ein einziger dicht belaubter Obstgarten von Zitronen, Orangen, Granatäpfeln, Maulbeeren u. a. zu sein. Da und dort erhoben sich, ein wunderschöner Schmuck, die schlanken, befiederten Stämme der Dattelpalmen darüber empor. Die Stadt selbst, die Hauptstadt des alten Königreichs Murcia, ist nicht groß, sie hat etwa 20 000 Einwohner; mit der Bevölkerung ihrer Huerta aber, die man gewöhnlich, und auch nicht mit Unrecht, hinzurechnet, zählt sie über 90 000. Und doch sieht man von den umliegenden Ortschaften hier viel weniger, als bei Valencia, weil sie in den grünen Wipfeln ertrinken. Blickt man nach Nordosten, so verliert sich das Auge dort zwischen den parallelen Sierren ins Schrankenlose, denn nach dorthin streicht das korridorartige Thal des Sangonera-Segura gegen das Meer aus. Noch konnte ich seinen Spiegel nicht erblicken, aber eine Vorfreude des Wiedersehens nach so langer Zeit gewährte mir der blauduftige Horizont doch schon. Die in der Ferne häufiger und häufiger werdenden zarten Silhouetten der Dattelwipfel verkündeten auch bereits den dort noch verborgen liegenden wunderbaren Palmenwald von Elche voraus.

Mit ganz besonderem Interesse aber blieb das Auge an einem merkwürdigen Gebilde haften, das in ungefähr einer Meile Entfernung am Rande der Huerta hoch über den grünen

See emporstieg. Zunächst erschien es wie ein phantastisches, spitz aufragendes Felsgebilde, beim näheren Hinschauen erwies es sich aber als eine prachtvolle, überaus kühn und malerisch auf hohem Felskegel gelegene Burgruine. Mein Führer bezeichnete sie als das Kastell Monte Agudo, d. h. auf deutsch etwa „Schroffenstein"; der ursprüngliche Name war wohl anders, denn der Bau stammt noch aus maurischer Zeit. Dies Schloß, das war mir sofort klar, mußte am nächsten Tage besucht werden.

Kapitel XVII.

Ein Idyll in Murcia.

In einer der schmalen, schmucklosen Nebenstraßen Murcias, die senkrecht auf das Norduferdes Segura auslaufen, stand zur Zeit meiner Anwesenheit ein kleines Häuschen — höchst wahrscheinlich steht es noch heute, und darum möchte ich die Adresse nicht genauer angeben, als daß es Nummer 66 war —, welches sich äußerlich von seiner Nachbarschaft durch keine Besonderheit auszeichnete. Seine weißgetünchte Front zählte nur drei Fenster Breite und zwei Stockwerk Höhe; über der Hausthür befand sich ein schmaler Balkon, von einer Jalusie überdacht. Auch das Innere bot an sich nichts Ungewöhnliches. Man betrat einen dunklen, kühlen Flur, zu dessen Seiten ein paar Zimmer mit vergitterten Fenstern lagen; im Hintergrunde führte eine steile Holztreppe zu den oberen Räumen empor.

Es war draußen ein glühendheißer Mittag, als ich am 26. Oktober 1892 die Hausthürschwelle zum erstenmale überschritt. Mein geblendetes Auge konnte in dem Dämmer des Innern zunächst nichts erkennen, ich stand im Finstern still

und spähte vorwärts. Bald aber zeichnete sich im Hintergrunde mit wachsender Deutlichkeit, durch ein mattes, von oben einfallendes Licht erleuchtet, jene Holztreppe ab und auf ihrer halben Höhe eine regungslose Gestalt. Das Einzige, was lebendig an ihr schien, waren zwei Augensterne, die infolge zufälliger Lichtbrechung, wie man sie oft bei Diamanten in halber Beleuchtung beobachtet, gleich zwei Funken aus dem Dunkel hervorglühten. Ich fühlte deutlich, daß diese Augen mich vollkommen umfaßten, während ich selbst noch ohnmächtig im Banne der Blendung stand. Von Sekunde zu Sekunde wich dieser Bann aber, und mit einer Empfindung, die halb Entzücken, halb ein seltsames Unbehagen war, erkannte ich immer deutlicher, daß ich hier einer Frau gegenüberstand, wie ich sie in Spanien verführerischer noch nicht gesehen. Ich gebrauche absichtlich nicht das Wort „schöner“ in rein ästhetischem Sinne; wohl hatte ich auf meiner Reise schon hier und da eine graziösere Gestalt, ein edleres Gesicht gesehen, die vor dem Künstlerauge ihr den Rang abgelaufen hätten, niemals aber etwas so unmittelbar Verführerisches, wie die Erscheinung vor mir. Jene Tänzerin in Sevilla, von der ich erzählte, war zarter, feiner, eine Mädchengestalt; das hier war ein hoch und kraftvoll gewachsenes Weib mit weich gerundeten und doch vollendet ebenmäßigen Gliedern, eine zwar noch junge, aber voll entwickelte Südspanierin in der höchsten Blüte des Körpers. Tiefdunkles Haar krönte in dichter Fülle den Scheitel und fiel in schwärzlichen Ringeln über Stirn und Nacken; die dunkelbraune Farbe des Gesichts, die vollen Lippen, die nachtschwarzen Augen verrieten sofort das alte maurische Blut, das im Bereich des Königreichs Murcia vielleicht noch unvermischter, als irgendwo anders, durch die Adern des spanischen Volkes rollt.

Noch erfaßte ich die Züge des beschatteten Gesichts nicht

mit völliger Klarheit, doch schien mir's bereits, als ob ein spöttisches Lächeln um ihre Mundwinkel flog. Nun trat ich näher an die Treppe heran.

„Ich bitte um Verzeihung, Señora, ist dies das Haus von Señor Don Alfonso?"

„Si Señor."

„Und ich habe die Ehre, in Ihnen Doña Mercedes zu sehen?" Mit einem befremdeten Aufzucken der Augen antwortete sie zustimmend, aber nur durch eine leise Neigung des Kopfes. „Ich habe Ihnen Grüße zu sagen von Ihren Freunden Don Emilio, Don Zerafin und Don Ramon; sie werden in einer Stunde selbst kommen, um hier Wohnung zu nehmen, und sie haben auch mir dieses Haus als eine der vortrefflichsten Casas de Huespedes in Murcia empfohlen; ich möchte daher um ein Zimmer bitten."

Bei der Nennung der drei Namen ging ein etwas geringschätziger Zug über das Antlitz der schönen Frau, sie antwortete nicht sogleich, sondern stieg langsam die Treppe herunter, ohne den Blick von mir abzuwenden. Nun sah ich das Gesicht dicht vor mir. Es lag entschieden etwas Leidenschaftliches, Zigeunerhaftes darin, die überlegene Ruhe, die sie augenblicklich in ihrem ganzen Gebahren zur Schau trug, erschien fast wie die Ruhe der Schlackendecke über einem Lavasee.

Augenscheinlich, sagte ich mir, hat sie keine besondere Lust, Dir ein Zimmer zu geben, und wird es gewiß nicht thun, wenn Du ihr mißfällst. Somit war es nun ein point d'honneur, bleiben zu dürfen.

„Dies Haus ist eigentlich keine Casa de Huespedes", begann sie jetzt mit einer Stimme von wohlklingender Altfärbung, „wir pflegen nur unsere Bekannten aufzunehmen. — Ihr seid ein Extranjero, nicht wahr?" setzte sie nach einer kleinen Pause freundlicher hinzu.

„In der That, Señora, ein Deutscher, aus Alemania, Sie wissen, oben weit im Norden von Spanien.“

„Aus Alemania? Ja, ich weiß“, und dabei lächelte sie mich so gänzlich verständnislos an, daß ich sicher war, sie hatte keine Ahnung, ob das am Nordpol oder zwei Meilen hinter Madrid sei. Aber das Lachen stand ihr vorzüglich, weil zwei Reihen blendend weißer Zähne dabei sichtbar wurden. — Señora lachte? Nun, so war das Spiel schon halb gewonnen.

„Das ist ein Land, Señora, wo die Menschen fast alle blond sind, wie ich; so dunkles Haar und so schwarze Augen, wie Señora hat, findet man bei uns nur sehr selten. Aber freilich“, setzte ich halblaut, wie für mich in Bewunderung verloren, hinzu, „so schön habe ich sie auch in Spanien noch nie gesehen.“

Ich leugne nicht, daß mir mein Vorgehen einen Augenblick selbst etwas sehr energisch vorkam, aber mein Instinkt war der richtige gewesen: Doña Mercedes geruhte weiter zu lächeln; sie lehnte sich behaglich über das Geländer, ein Zug des Übermutes umspielte ihre Lippen, und plötzlich fragte sie, mit einer kecken Handbewegung unter ihrer Nase das Streichen des Schnurrbarts nachahmend: „Und haben sie in Alemania auch alle so etwas?“

„Ganz wie in Spanien, Señora; die Männer in der Regel, die Frauen — manchmal.“

Sie lachte belustigt auf (denn ihre Oberlippe war tadellos glatt), dann aber nahm sie unvermutet wieder die vorige Miene lässiger Gleichgiltigkeit an und sagte langsam: „Es ist hier unten ein Zimmer frei; wenn Sie wollen, können Sie es bekommen.“ Damit trat sie von der letzten Treppenstufe herunter und schritt ruhigen, doch straffen Ganges voran. Sie trug ein höchst einfaches, ja ärmliches braunes Hauskleid, aber die stolze Haltung ihres Körpers gab ihr doch geradezu etwas Vornehmes. Das Zimmer war unschön, dumpfig wegen

seiner tiefen Lage und düster infolge der Vergitterung des Fensters, es gefiel mir durchaus nicht. Als aber die Hausherrin sich nun umwandte und mir die Hand entgegenhielt, faßte ich diese ohne Besinnen; sie war warm, ein wenig rauh von häuslicher Arbeit, aber doch weich in ihrer gesunden Fülle. Mit einem Widerdruck war der Pakt geschlossen, und Doña Mercedes verließ mich mit der Angabe, daß in einer Stunde oben gespeist werden würde. —

Was wollte das werden? War ich in die Wohnung einer Valandinne geraten, oder lag die Bezauberung bloß in dem Überraschenden der Begegnung, und entwickelte sich nachher etwas ganz Alltägliches? —

Nach einiger Zeit pochte es an der Thür; ein junger, etwa fünfundzwanzigjähriger Mann mit einem hübschen, aber sehr gewöhnlichen Gesicht und starkknochigem Gliederbau trat ein, sichtlich der Hausknecht. Ehe ich ihn aber noch ersuchen konnte, meinen Stiefeln die verlorene Reinheit wiederzugeben, sagte er: „Ich bin Don Alfonso, Herr, haben Sie irgend einen Wunsch?“ —

Holla! Da hätte ich ja beinahe einen spanischen Gentleman auf das tödlichste beleidigt; ich brachte daher, noch im Bann des Schrecks, nur schüchtern die Worte hervor:

„Ach können Sie wohl veranlassen, daß jemand mir die Stiefel putzt?“

„Ich werde sie sofort putzen“, sagte er, ergriff sie und verschwand. —

Wie?! Dieser vierschrötige, subalterne Geselle mit dem gekrümmten Rücken und den bäurischen Bewegungen, der Stiefelputzer des Hauses, war der Gatte der stolzen Doña Mercedes?

Wieder aber klopfte es, und herein tänzelte mein Freund Don Zerafin.

„Ah! buenas dias, Senor Jorge (mein Vorname, sprich „Chorche", beidemal mit gutturalem ch wie in Rache), da sind wir ja, wie geht es denn? Famos, was? Haben Sie Unterkommen gefunden? Wie? Fabelhaft billig und doch angenehm, nicht wahr? Na, ich habe es Ihnen gesagt. Und" — hier zwinkerte er mit den Augen in fratzenhafter Pfiffigkeit, wie ein alter Affe, — „und ist die Señora nicht großartig? Ein Weib! Ein Weib!! Habe ich zu viel gesagt, wie, was? Na, kommen Sie nur hinauf, es giebt Valencianischen Reis mit Schnecken — herrlich!" und dabei schnalzte er mit den Fingern und kam mir so nahe auf den Leib, daß ich mich bis hinter den Waschtisch rückwärts konzentrierte. —

Doch der Leser wird endlich wissen wollen, wen er sich denn unter diesem Zerafin und seinen Freunden, Don Emilio und Don Ramon vorzustellen hat. Es waren alle drei kleine Geschäftsleute aus der Landschaft, die ich in der Postkutsche von Velez-Rubio nach Lorca kennen gelernt hatte. Der eigentliche Vermittler war Don Emilio gewesen. Er fuhr mit mir in der Berline, seine Freunde dagegen auf dem zweiten Platze. Dies war bezeichnend für ihn: er war der Geck unter ihnen, ein junger Mensch mit schwarzem Schnurrbärtchen und modischem Schnitt seines Rockes, der sich daneben aber nicht des Besitzes aller Knöpfe erfreute. Sein Gemüt schwankte offenbar hin und her zwischen der Eitelkeit, sich als etwas Feineres von seinen Freunden ein wenig abzusondern, und dem Bedürfnis, diese doch als Folie seines Glanzes heranzuziehen. Da wir mehrfach längere Zeit neben unserer Kutsche herwanderten, so hatte ich Gelegenheit, bei meinen Fragen über die Landschaft sowohl seine erstaunliche Unwissenheit, wie die ebenso große Sicherheit, mit der er seine Auskünfte erteilte, zu bewundern. Er seinerseits war stolz auf die Bekanntschaft mit dem Fremden, in dem er wohl irgend etwas Geheim-

nisvolles witterte. Meine Angabe, daß ich rein zum Vergnügen die Fahrt von Granada hierher gemacht habe, schien er für entschieden unglaubwürdig zu halten; er nahm sie zwar ohne Widerspruch, aber mit einem verständnisinnigen Augenblinzeln auf. Nach einer Weile begann er wunderliche Fragen an mich zu stellen, deren Sinn ich nicht begriff.

„Verzeihung, Herr, ich verstehe, wie ich sehe, doch nur erst mangelhaft Ihre Sprache."

Er schüttelte wieder pfiffig lächelnd das Haupt. Dann sagte er mit halber Stimme:

„Sie besuchen doch die Söhne der Witwe in Murcia?"

„In Murcia? Ich kenne niemand dort."

„Aber Sie haben sie in Granada kennen gelernt?"

„Ich denke nicht daran, Herr; leider nicht einmal die Witwe."

„Oh, Señor!" lächelte er wieder, drängte sich dicht an meine Seite, tastete nach meiner herabhängenden Hand und kitzelte die innere Fläche. Nun ging mir ein Licht auf.

„Sie halten mich für einen Freimaurer? Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie sich irren."

Don Emilio wendete sich einen Augenblick etwas gekränkt ab, aber der Drang, sich mit dem Fremden vor seinen Freunden, mit denen er mich bereits bekannt gemacht hatte, nicht zu blamieren, war doch stärker; er hielt sich also weiter an meiner Seite und behandelte mich mit freundlicher Kordialität.

Der zweite Reisegefährte, Don Zerafin, war augenscheinlich schon bei Jahren, aber von zappelnder Lebhaftigkeit, ein dürres, windiges Kerlchen mit einem Kotelettenbart, wie ein Wiener Oberkellner, um das faltenvolle, verlebte Gesicht, einem zudringlich liebenswürdigen Wesen und einer endlosen Suada. So ziemlich das erste, was er mich fragte, war, wie mir die andalusischen Frauen gefielen, und dann erging er

sich über diese in verzückten Lobsprüchen. Der dritte der Freunde endlich, Don Ramon, war der sympathischste von den Dreien, ebenfalls schon ein älterer Herr, untersetzt, mit bartlosem, behäbigem Gesicht und breitem, biederem, etwas langweiligem Wesen. Er wäre wahrscheinlich weit eher als Don Emilio in der Lage gewesen, in der Berline zu fahren, aber als solider Geschäftsmann that er es nicht. Alle drei überboten sich in gastfreundlicher Liebenswürdigkeit gegen den Fremden, und seit sie wußten, daß ich einige Tage in Murcia bleiben wolle, bestanden sie darauf, ich müsse mit ihnen zusammen in einem vortrefflichen befreundeten Hause wohnen, das sie jedesmal aufsuchten, und wo man besser aufgehoben sei, als sonst irgendwo in Murcia. Freund Zerafin strich noch ganz besonders mit mysteriösem Schmunzeln und Fingerschnalzen um mich herum und sagte mir ins Ohr, er verspreche mir da etwas — etwas! — Na, ich werde ja sehen, und dabei verdrehte er die Augen gen Himmel.

Drollige Käuze! Warum sollte ich nicht versuchen, in was für Gesellschaft sie mich brachten? Ich sagte also zu. In Murcia angekommen, baten sie mich, da sie noch geschäftlich behindert seien, vorauszugehen, und so war ich hierher gekommen.

Etwas vor der angegebenen Zeit stieg ich zum Lunch die Treppe hinauf. Oben fand ich ein großes, helles Speisezimmer, in das man durch eine fensterlose Küche gelangte. Am Herde hantierte die Hausfrau mit einer Magd, nickte mir freundlich zu, ließ sich aber in ihrer Arbeit nicht stören; Zerafin, der mit neugierigem Grinsen sich an die Töpfe heranmachte, scheuchte sie mit der Kelle ins Zimmer hinein.

Binnen kurzem füllte sich der Raum; meine beiden andern Reisegefährten trafen ebenfalls ein, dazu verschiedene jüngere und ältere Männer ähnlichen Standes; im ganzen

waren wir acht bis zehn. Jeder grüßte im Vorübergehen die Hausherrin in der Weise alter Bekannter, mit einem Händedruck oder einem Scherzwort. Auch Don Alfonso kam, ohne daß seine Gattin ihm eine Beachtung zu teil werden ließ, und endlich trat sie selbst zu uns, setzte sich mit an den Tisch, um jedoch häufig wieder aufzuspringen und die Bedienung zu überwachen. Das Tischtuch war sauber, das Essen reichlich und gut, wenn auch gänzlich landesüblich. Ich verzehrte meinen Schneckenreis mit einem Gemisch von Todesverachtung und ethnographischem Interesse.

Doña Mercedes verlor beim vollen Tageslicht in der That nur wenig von dem Reiz, den sie im Halbdunkel gehabt. Das Gesicht war wohl etwas minder vornehm, als es mir anfänglich erschienen, Wuchs und Haltung aber blieben ganz so prächtig. Sie war auch, das sah ich überall, die ausschließliche Herrin im Hause, ihr Gatte verschwand zu gänzlicher Nichtigkeit daneben. Wahrscheinlich war sie die Besitzerin gewesen und hatte in einer verliebten Laune den jungen stattlichen Burschen genommen, war aber nun seiner ungeschickten Art längst überdrüssig. Jeder bemühte sich um ihre Gunst, und mit wem sie längere Zeit sprach, wohl gar hinter seinen Stuhl tretend und den schönen Oberkörper über seine Schulter neigend, der schaute mit strahlendem Gesicht zu ihr auf. Bezeichnend war es, wie sie die Gäste verschieden behandelte. Am kühlsten verhielt sie sich gegen Don Emilios fade Eleganz; sie behandelte ihn so sichtlich ablehnend, daß er bereits am zweiten Tage stumm vor Ärger war und zum Abendessen nicht wiederkam. Don Ramon gegenüber wahrte sie eine höfliche Achtung; er war offenbar eine Vertrauens- und Respektsperson im Hause, und das wenige, was er zur Unterhaltung beitrug, hatte auch immer den Stempel der biederen Verständigkeit. Sonderlich zu interessiren schien er sie frei-

lich nicht. Was Don Zerafin betraf, so nahm sie ihn nicht ernst. Seine groteske Verbindlichkeit und seine meist ans Alberne streifenden Späße parierte sie mit spöttischem Scherz; nur wenn er ihr gar zu nahe kam, ging ein Zug von Geringschätzung, ja Widerwillen über ihr schönes Gesicht. Unter den übrigen Anwesenden zeichnete sie einen Mann ganz besonders aus, ohne daß ich zunächst fassen konnte, warum. Es war ein junger, mittelgroßer Mensch mit einem runden, weichlichen Gesicht, mangelhaft rasiert und einer Brille über den entzündeten Augen. Er erschien stets in einen alten, schäbigen, schokoladenbraunen Überzieher und einen gelben Shawl eingewickelt, die er auch im Zimmer anbehielt; ebensowenig setzte er seinen steifen, beuligen Filzhut ab; wie man mir sagte, weil der Herr nicht den leisesten Zug vertragen könne. In der That litt er augenscheinlich an der Brust oder den Stimmbändern; seine Sprache war ganz leise und kraftlos und hatte überdies etwas unangenehm Lispelndes. Der übrigen Tischgesellschaft schien er ziemlich fremd; man war etwas scheu ihm gegenüber, aber die Señora behandelt ihn mit aufmerksamer Hochachtung, ja fast Zärtlichkeit. Sie füllte ihm den Teller selbst und sorgte dafür, daß er täglich vor der Mahlzeit ein paar grüne Kügelchen verzehrte — Schweizerpillen, wie es schien. Nachdem ich mich einigermaßen an das Organ gewöhnt, merkte ich bald, daß dieser sanfte Mensch ein wilder Politiker war, ein wütender Republikaner, wenn nicht Anarchist. Mit seiner kläglichen Stimme murmelte er die radikalsten Ansichten vor sich hin und meinte, Ströme Blutes müßten fließen, und die Tyrannen müßten mit Gift und Dolch vernichtet werden, ehe es besser werde — wenn das auf dieser miserablen Welt überhaupt noch möglich sei. Das imponierte augenscheinlich der leidenschaftlichen Gemütsart der Murcianerin.

Nach Tisch verließen die fremden Gäste das Haus, glücklicherweise auch der asthmatische Wüterich, und wir anderen zogen uns in das nach der Straße zu gelegene Wohnzimmer zurück. Voller Interesse sah ich mich in dem kleinen, mit höchst einfachen, altväterischen Möbeln ausgestatteten Raume um. Durch eine Glasthür erblickte man von hier das Schlafgemach mit zwei sauber verhängten Betten; eine zweite Glasthür führte auf den Balkon hinaus. An der Wand hingen einige Familienporträts und bunte katholische Heiligenbilder; auf einer mit weißer, gestickter Decke behängten Kommode stand eine kleine bunte Holzfigur, der Heilige des Hauses. Die Hände waren ihm beide abgebrochen, und auch die Nase war schwer beschädigt, aber es brannte doch in einem roten Glasbecher vor ihm ein ewiges Lichtchen, auf einer Ölschicht schwimmend.

Von dem Balkon her, den die Jalousie beschattete, zitterten leise Wellen der Mittagsglut durch die offene Thür herein, doch wahrten die steinernen Fliesen des Fußbodens und das Halbdunkel des Zimmers immer noch im ganzen eine angenehme Kühle, in der man sich wohlig dehnen konnte. Doña Mercedes saß in der Nähe der Balkonthür in einen Armstuhl zurückgelehnt; das von der unteren Hälfte der Thüröffnung hereindringende, durch die Atmosphäre verteilte Licht beleuchtete von unten her die Stirn, die Wangen und das runde Kinn und umfloß in goldiger Transparenz die ganze schöne Gestalt, die mit ruhiger Lässigkeit im Sessel lag. Ein befreundetes Ehepaar aus der Nachbarschaft kam zum Besuch herüber: er, Don Eugenio, ein Mann in den Vierzigern mit rundgeschnittenem, schon ein wenig ergrautem Bart, hatte eine Guitarre mitgebracht und ließ sie leise erklingen. Wir sprachen lange Zeit wenig, nur hin und wieder fiel ein Wort; es war das ruhige Ausatmen der mittäglichen Siesta.

Nach einiger Zeit aber griff der Spieler stärker in die Saiten und begann dazu ein spanisches Liedchen zu singen, von langgedehnter, melancholischer Weise, eine jener kleinen volkstümlichen Reimereien, an denen Südspanien so unendlich reich ist. Nun wurde auch die Señora lebendig, sie richtete sich auf und nahm mit volltöniger Altstimme an dem Gesange teil. Ein lustigeres Lied folgte dem ersten; auch die Freundin beteiligte sich mit melodischen Zwischenrufen und dem üblichen taktgebenden Händeklatschen. Ich war ganz erstaunt, wie sehr mich die Rhythmen und Melodien an die eigenartige arabische Musik erinnerten, die ich drüben in Tanger gehört. Musik läßt sich ja schwer schildern, besonders wenn Jahre seit dem Hören verflossen sind; jedenfalls hatte diese hier aber etwas ungemein Charakteristisches; es war ein von unserer klaren Tonfolge sehr verschiedenes vielfältiges Figurieren der Melodie, ein häufiges Wiederholen und Langausziehen ein und desselben Tones, eine orientalische Färbung der Intervalle, die auf die Dauer eigentümlich erregend wirkte, obwohl ich die stark dialektischen Worte nur sehr unvollkommen verstand. Jetzt ließ die Guitarre plötzlich den raschen, energischen Takt eines spanischen Volkstanzes erschallen. Doña Mercedes bewegte eine Weile leise die Glieder im Zeitmaß, dann sprang sie plötzlich auf und begann vor uns zu tanzen. Don Zerafin war augenblicklich als ihr Partner bereit, und beide führten nun einen feurigen Murcianer Zwietanz auf, bei dem Freund Zerafin seine Glieder gewaltsam umherschlenkerte, die Hausherrin aber mit Grazie und unverkennbarem Behagen die stolze Schönheit ihres Wuchses zur Geltung brachte. Meinen stürmischen Applaus belohnte sie mit freundlichem Lächeln, und auf den Vorschlag Don Zerafins, ich sollte doch einmal deutsch mit ihr tanzen, ging sie sofort

ein. Ein Walzer wurde verabredet; da aber die Musik keinen spielen konnte, so pfiff ich: „Nur — für Natur — hegte sie — Sympathie — unter Bäumen — süßes Träumen — liebt' die Gräfin — Melanie“, und schwenkte meine Tänzerin in dem kleinen Raum mit heiligem Eifer herum. Sie lehnte sich fest in meinen Arm und fügte sich mit Geschick und Grazie in meine Bewegungen; wir ernteten einen schönen Achtungserfolg. Nun aber meinte sie, hier sei nicht Alemania, in Spanien müsse ich spanisch tanzen lernen; sie führte mich an der Hand in die Mitte des Zimmers, trat mir gegenüber und lehrte mich die Schritte und Körperbewegungen des Fandango. Ich bewies entschieden mehr guten Willen, als Geschick, und das Resultat blieb recht bescheiden, der schönen Morena schien die Tanzstunde aber unbändigen Spaß zu machen, ihre Mienen wurden immer übermütiger, die Bewegungen ihrer kleinen Füße immer kecker, die schlangenartigen Windungen ihres Körpers immer verlockender, plötzlich blieb sie hoch aufgerichtet dicht vor mir stehen und sah mit ihren blitzenden, groß geöffneten Augen eine Sekunde fest in die meinen, — dann wandte sie sich lachend ab und kehrte zu ihrem Sessel zurück. Ich aber lehnte hochaufatmend an der Kommode, wo der kleine Heilige stand. Wie sein Name eigentlich war, habe ich vergessen; ich meine, es muß wohl der heilige Antonius gewesen sein.

Den Abend sowie den nächsten Vormittag schlenderte ich durch die Straßen Murcias, erfreute mich an dem grellbunten Glanz der seidenen Tücher, von denen die Läden der Calle Principe Alfonso und der Plateria, der beiden kreuzförmig sich durchschneidenden Hauptstraßen Murcias, voll sind, denn die Seidenzucht ist ein wichtiger Industriezweig Murcias und

seiner Huerta. Ich wandelte an den rohrumbuschten Ufern des rauschenden Segura, besuchte den Markt, dessen Fülle üppiger Gemüse und Südfrüchte, die ungeheuren Kürbisse und Melonen, die vollen Trauben, die gelben Mandeln, die schwellenden Granatäpfel mit dem rotglühenden Fleisch des aufgebrochenen Innern, wie ein einziges riesiges Stillleben erschien. Ich besichtigte die schöne alte Kathedrale, genoß von ihrem Turme aus die wundervolle Aussicht über die Huerta, von der ich im vorigen Kapitel erzählte, und kehrte mit einem kleinen Schmuckstück als Andenken für die Señora zurück.

Sie war seit der Tanzstunde sehr zutraulich geworden. Bei Tisch behandelte sie mich mit so viel Liebenswürdigkeit, daß der Anarchist es als persönliche Kränkung auffaßte und uns sehr ostentativ seiner Gegenwart sofort nach Ende des Mahles beraubte — zum Abendessen war er aber pünktlich wieder da. Das Gebahren der Señora mir gegenüber hatte teils etwas Hausmütterliches, teils war es eine neckende und spottende Koketterie, ein Spielen der Katze mit der Maus. Sie sorgte für mich wie für einen guten Jungen, dann aber schienen ihre lachenden Augen wieder zu sagen: Wart' nur, ich will Dir schon Deinen Kopf verdrehen; Du wärst der erste nicht! Sie war voller übermütiger Scherze und trällerte mir allerlei Liedchen vor, deren Text ich wenig verstand, die aber offenbar ziemlich verliebten Charakters waren, und lachte dann ausgelassen, wenn sie mein unsicheres Gesicht dabei sah.

Der Ausflug nach dem Monte Agudo, den ich mir auf dem Turme vorgenommen, wurde am Nachmittag des zweiten Tages ausgeführt. Mein Hauswirt besorgte mir eine kleine Tartana mit einem buntbetroddelten Maultier. Ihn und seine Frau hatte ich gebeten, mit von der Partie zu sein, und sie ihrerseits hatten ungeniert ihre Freundin und deren Gatten

mit dazu geladen. Da dieser seine Guitarre mitbrachte, so war mir die Begleitung auch ganz recht. Der Weg führte fast fortdauernd unter breitwipfligen Bäumen in angenehmem Schatten dahin; rechts und links begleiteten uns Hecken und Felder von herrlicher Üppigkeit. Dichtgedrängt standen die Obsthaine: Äpfel, Oliven, Zitronen und vor allem die tiefgrünen Orangen, in deren dunklem Laube die Goldfrüchte wundervoll glühten. Der Boden unter ihnen war mit Gemüsebeeten aller Art, mit üppig rankenden Gurken, Kürbissen, Weinstöcken u. a. bedeckt. Hier und da ragten dunkle, pyramidenförmige Zypressen oder einzelne schlanke Palmenstämme empor. Überall am Wege flutete lebendiges Wasser in künstlichen, großen und kleinen, hoch und tief liegenden Gräben; dickbuschiges, übermannshohes Schilfrohr faßte die Ränder der Hauptkanäle ein, bildete prachtvolle, den Eindruck der Üppigkeit noch vermehrende Hecken um die Äcker und warf dunkle Schatten auf das leise und schnell zwischen den fast sich berührenden Wänden dahingleitende Naß.

Am Fuße des Monte Agudo erreichten wir den Flecken gleichen Namens, der malerisch die unteren Teile des Felsberges hinaufklettert. Die meisten Häuschen bargen sich in Agave- und Kaktushecken, wie ich sie in Afrika gesehen; vor den Thüren lag auf Tüchern die brennend rote Frucht des Pimiento, des Piment-Pfeffers, zum Dörren ausgebreitet, oder sie hing in flammenden Guirlanden an den Hauswänden. Wir ließen Kutscher und Wagen vor einer kleinen Schenke und kletterten auf verschlungenen Pfaden den Berg hinan. Es war eine völlig afrikanische Landschaft; der Opuntienkaktus wucherte so dicht um das gelbe Gefels, daß es namentlich den Frauen in ihren Kleidern oft schwierig wurde, weiter zu kommen. Glühende Sonne brannte hier schattenlos hernieder, indessen es war doch eine Lust, emporzuklimmen, denn

immer prachtvoller entrollte sich der Rundblick über den grünen See der Huerta.

Endlich standen wir am Fuße der Klippen, die das Mauerwerk des alten Kastells auf ihrem Scheitel tragen. Ein wundervoller Anblick, dies trotzige Gemäuer, so fest eingekrallt in den Felsen, daß es schwer war, zu unterscheiden, wo die Natur aufhörte und die Kunst begann. Für die Frauen war ein Weiterklettern unmöglich, wir Männer aber erreichten, mit der Hand, dem Knie und dem Fuß jeden Zacken benutzend und gegenseitig uns stützend, endlich die Höhe des Gemäuers. Von einer andern Seite her, auf unserem Bilde der linken, wäre der Anstieg leichter gewesen; doch entdeckten wir das erst nachher. Das Kastell ist dermaßen zerstört, daß sich über seine ursprüngliche Form nur schwer eine Vorstellung gewinnen läßt. Es war oben zu einer Art schrägen, mit Gras bewachsenen Plattform ausgeebnet, unter welcher der dumpfe Hall unserer Schritte hier und da Gewölbe vermuten ließ. Unbeschreiblich schön aber war der frei fliegende Blick über das Thal von Murcia mit seinen kahlen, scharfgezackten Bergwänden, mit der grünen Fläche seiner Gärten und Felder in der Tiefe und der weißlichen, vom Turm der Kathedrale geschmückten Hauptstadt mitten drinnen. Auf der anderen Seite, nach Orihuela zu, glitt das Auge über den ununterbrochen fortlaufenden Streifen der Fruchtgärten mit ihren kleinen Palmengruppen immer noch, wie von der Kathedrale aus, ins schimmernde Unendliche. Unter uns, einige Kilometer entfernt, zeigten sich die gewaltigen Ruinen einer anscheinend noch weit größeren Burganlage, die aber nicht so stolz die Gegend beherrschte, wie dies phantastisch gelegene Maurenschloß hier. Leider konnte ich weder über dies noch über das andere von meinen Gastfreunden etwas Näheres erfahren. Sie wußten nur, daß diese Schlösser früher den

„Moros" gehört hätten, und das wußte ich auch. Keine Spur einer alten schauerlichen Sage, keine romantische Überzeugung von ungeheuren Schätzen, die hier verborgen sein müßten, vermochten sie mir zu berichten. Wenn Washington Irving mit Recht behauptet, daß solche mit jedem spanischen Schlosse verbunden seien, so muß es hier ganz gewiß der Fall sein, denn diese alten wilden Trümmer, die so fremdartig und vorzeittrotzig unmittelbar über den Häuptern einer Bevölkerung schweben, die abergläubisch beschränkt ist, wie nur irgendeine in Spanien, müssen auf deren Phantasie eine mächtige Anregung ausüben. Ich stampfte mit dem Fuß den Boden, ärgerlich auf die nüchternen Gesellen, die mich führten, ärgerlich selbst auf die helle, nüchterne Sonne, die allen Geisterspuk so tief in den steinernen Schoß der Berge bannt. Schienest du doch jetzt statt ihrer, mein alter Mond, du lieber Magier; stände ich doch mitternächtlicher Weile von deinen bläulichen Strahlen umflossen hier oben hoch über der dumpf schlummernden Erde: dann erklänge es auf mein Pochen wohl wundersam im Schoße des Berges, leise öffneten sich die Mauern unter mir, und hervor schwebten schwergerüstete, schwarzbärtige Krieger, ernste, schweigsame Mohrensklaven und endlich in goldgesticktem Schleier die schönste aller Prinzessinnen, schön und gefährlich wie die Tochter Schemsuddins aus Scheherasadens Zaubermärchen, von der es heißt: „Sie erscheint wie der Vollmond in einer freundlichen Nacht, mit zarten Hüften und schlankem Wuchse, ihr Auge fesselt die Menschen durch seine Schönheit, die Röte ihrer Wangen gleicht dem Rubin, schwarzes Haar hängt ihr bis zu den Füßen herab; hüte Dich wohl vor diesem dichten Haar! Schmiegsam sind ihre Seiten, doch ihr Herz ist härter als Felsen. Aus ihren Augen schleudert sie Pfeile, die immer richtig treffen und nie fehlen."



Monte Agudo bei Murcia.

Aber wie? Weckt mein Fußstoß etwa wirklich die Geister des Berges? Mitten aus dem grasigen Fußboden taucht plötzlich, zwanzig, dreißig Schritt vor uns, ein menschlicher Kopf empor, von struppigem Haar bedeckt. Einen Augenblick starrt er uns mit schwarzen Augen an, dann, als wir Miene machen, auf ihn loszugehen, verschwindet er wieder unter der Erde.

Warte, Geist! Du sollst mir nicht entgehen! Doch wer giebt mir das Zauberwort ein, das Dich bannt?

„Halt Freund; propina!!" rufe ich — wirklich, der Kopf erscheint von neuem: es war das richtige Beschwörungswort gewesen, das allmächtige; derjenige unter meinen Lesern, der im Orient gereist ist, weiß, daß es dort „Bakschisch" heißt.

Aus dem Boden wand sich ein junger Bursche in zerlumpten Kleidern und trat auf uns zu. Er erwies sich als ein Ziegenhirte, der seit Jahren am Fuß des Kastells seine Heerde weidete. Schon erhoffte ich von ihm die wunderbaren Geschichten, auf die ich mich als gewissenhafter Reisender nun einmal versessen hatte, leider aber zeigte auch er sich, trotz der Propina, scheu und unergiebig, und als ich ihn gar nach den Schätzen im Berge fragte, schüttelte er mißtrauisch das Haupt. Soviel nur entlockte ich ihm, daß unter unsern Füßen wirklich noch große Gewölbe vorhanden seien, und er war bereit, uns durch das Loch, aus dem er hervorgekrochen, hineinzuführen. Meine beiden Thebaner, denen die ganze Kletterei auf den Monte Agudo schon ohne Zweifel wie eine bedenkliche Marotte des Fremden vorgekommen war, sahen mich mit besorgten Blicken an, folgten aber schließlich doch willig. Der Schacht führte senkrecht in die Tiefe und war gerade so breit, daß man mit ausgebreiteten Händen und Füßen, an den Unregelmäßigkeiten der Wände sich anstemmend, nach unten klettern konnte. Er endigte in einem niedrigen

Gewölbe, von dem aus man bequem weiter vordrang. Die Ruinenmasse zeigte sich von wohlerhaltenen Gemächern unterkellert, zum Teil hoch und geräumig und durch ähnliche Luftschachte erhellt. Die kahlen Mauern standen in fester, gediegener Fügung, die Luft war trocken, und den Fußboden bedeckte ein mehliger Staub. Interessante Funde waren augenscheinlich hier kaum zu machen, aber die Vorstellung von der Mächtigkeit des alten Bauwerks wurde doch noch ungemein erhöht. Endlich wies uns der Hirt ein schmales Loch in der Wand zum Durchkriechen an. — Einen Augenblick später standen wir im hellen Sonnenschein am Fuße des Kastells, und unweit vor uns saß Doña Mercedes, abseits von ihrer Freundin, auf einem Felsblock; sie schaute in die Landschaft hinaus, und die tiefrote Nelke in ihrem dunklen Haar leuchtete wie ein Karfunkel.

„Sie bleiben so lange“, sagte sie ein wenig unmutig.

Wir sind in der Tiefe des Berges gewesen, Señora, wo der verzauberte Mohrenprinz sitzt, Sie wissen doch. Er hat mir aufgetragen, die schönste Morena zu grüßen, die ich auf der Oberwelt finden kann. Was hiermit geschieht.“

Sie nahm das Kompliment ruhig entgegen, schwieg einen Augenblick, dann sprach sie, mir unverwandt ins Auge sehend:

„Sie irren sich, das ist gar kein Mohrenprinz. Meine Großmutter hat mir's erzählt. Es ist ein fremder Ritter, der aus dem Norden kam, da oben her, wo alles Schnee und Eis ist, aus Francia oder Italia oder wie das heißt; es kann auch vielleicht Alemania gewesen sein, ich weiß es nicht mehr so genau. Der wollte den Schatz gewinnen, den die schöne Prinzessin unten im Berge hütet. Wer das wollte, der mußte aber ein Herz von Kieselstein oder von Diamant haben. Er glaubte, er hätte eins von Diamant, aber es war nur von Eis. Und als er nun die Prinzessin erblickte, da

hatte sie zwei Augen wie die Sonne, und davon schmolz das Eis, und —"

„Und?"

„Ja, und nun sitzt er verzaubert im Berge und kann nicht wieder in die Heimat."

„Das ist alles, Señora?"

„Si Señor!"

„Hm! — Hat er denn wenigstens die Prinzessin gekriegt?"

„Quien sabe?" lachte sie, wandte sich ab und nestelte mit hoch erhobenen Armen an ihrem Haar, so daß die zwischen mir und der Sonne stehende Gestalt sich in einer prachtvollen Silhouette vom Himmel abzeichnete.

Noch ein Blick über die prangende Landschaft hinaus, noch einer rückwärts auf die kühnen, von der sinkenden Sonne rötlich übergossenen Fels- und Mauerzacken zu unseren Häupten, dann ging es vorsichtig hinab auf steinigem Pfade, das kleine Wägelchen wurde wieder bestiegen, und langsam trotteten wir heimwärts durch die abendliche Huerta. In langen, goldroten Strahlen fiel das Abendlicht durch die Zweige und glitt über die Wangen der schönen Frau, die mir gegenüber saß. Die Guitarre erklang, und unermüdlich sangen die beiden Murcianerinnen unter Händeklatschen ihre Volkslieder. Auch ihrer schien sich die weiche Stimmung des Abends zu bemächtigen, denn melancholische, sehnsuchtsschwere Melodien waren es, die sie erklingen ließen, zwar spanische Worte, aber zum Teil ohne Frage uralte arabische Weisen, fremdartig süß dem nordischen Ohr, wie wir uns wohl den Gesang Bülbüls in den Rosengärten des Orients denken. Es ist, als ob die Seele des untergegangenen Volkes in diesen von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbenden Weisen weiter lebt, wie seine körper-

liche Bildung und sein Temperament es thut, wenn auch das Band der Erinnerung längst zerschnitten ist. Uralte Liebessehnsucht, Wonne und Klage, aus Herzen einst hervorgeglüht, die nun schon seit Jahrhunderten zu schlagen aufgehört haben, brennt geheimnisvoll in ihnen fort, immer neues Sehnen, Jauchzen und Trauern entzündend, wie eine brennende Kerze die anderen. Von den Feldern kamen die Landleute, kleine Esel trugen Obst und Gemüse zur Stadt, oft unter ihrer aufgetürmten Last beinahe verschwindend, andere Wagen mit singenden Insassen überholten uns, freundliches Grüßen ging von Mund zu Mund. Ein feuchtwarmer, duftgesättigter Hauch strich über die Huerta daher. Ringsum, soweit das Auge in die grünen Laubmassen der Gärten hinausdrang, atmete die Landschaft eine fast tropische Üppigkeit, eine lachende Überfülle, als riefe sie: Siehe, wie schön ich bin und bereit, mich dir zu schenken; strecke doch nur deine Hand aus, daß meine Frucht dir von selbst hineinfalle!

Beim Abendessen machte ich dann den Vorschlag, ins Theater zu gehen. Außer der Señora und ihrem Gatten schlossen sich Don Ramon und Don Zerafin an, überdies Don Eugenio und seine Frau, die ich nur sehr nebenbei, und der Anarchist, den ich gar nicht aufgefordert hatte. Das Theater erwies sich ganz stattlich.

„Ich werde nur immer die Billets lösen“, sagte ich, zur Kasse vorauseilend.

Die Selbstverständlichkeit, mit der dieser Höflichkeitsakt allerseits aufgenommen wurde, rief mir plötzlich die furchtbare Thatsache in die Erinnerung zurück, daß in Spanien in einem öffentlichen Lokal derjenige für alle anderen zu zahlen pflegt, der aufgefordert hat, hineinzugehen. Gegen diese Sitte zu verstoßen, hieße den Anspruch aufgeben, ein Gentleman zu sein. Ich

habe mir oft gewünscht, den Mann zu sehen mit dem vernichtenden Blick — ich meine diesmal Mucius Scävola —, wie er mit kaltem Lächeln seine Rechte über das Opferfeuer des Etruskerkönigs reckt: er muß ungefähr so ausgesehen haben wie ich, als ich ohne Wimperzucken jetzt meine Karten nahm und sie mit vollendeter Artigkeit verteilte.

Soviel aber war mir nun zur Gewißheit geworden, wie es mir auch im Lauf des Tages schon ein paarmal erschienen, daß meine Umgebung in aller Gemütlichkeit auf meine Kosten „nassauerte“. Selbst die Señora war davon nicht ganz freizusprechen. Bei unserm Hierherschlendern durch die Stadt hatte sie ganz harmlos verlangt, ich solle ihr doch die schöne seidene Mantilla mit den rot und goldgestickten Ranken kaufen, die sie mir in einem Laden der Plateria zeigte: ein Ansinnen, welches bewies, daß ihr der Unterschied zwischen einem deutschen Doktor und einem englischen Lord noch nicht aufgegangen war. Als ich mit einem Scherzworte darüber hinwegging, schmollte sie den ganzen Abend über, so daß ich mich zunächst von Herzen über sie ärgerte. Diese naive Habgier machte einen energischen Strich durch das vornehme Bild meiner Señora mit dem klassischen Wuchs und der stolzen Haltung.

Aber es war schließlich ganz gut so; es bewahrte mich vor der Dummheit, hier womöglich noch ein Stückchen Herz hängen zu lassen. So saß ich denn nun mit größerer Seelenruhe als zuvor neben der schönen Frau im Sessel und nahm in rein objektivem, künstlerischem Behagen das Auge noch recht voll von ihrem Reiz, in dem Bewußtsein, daß ich so etwas so bald nicht wiedersehen würde.

Auf der Bühne wurden in der üblichen Weise kleine Einakter gespielt, mit langen Pausen dazwischen. Während einer derselben führte mich Don Serafin hinter die Kulissen, wo

er augenscheinlich sehr bekannt war. Auf der Bühne hinter dem Vorhang wurde gerade das Mobiliar zu einem Königssaal aufgebaut, und ich konnte unbehelligt in dem vergoldeten Thronsessel Platz nehmen und dem Hantieren zusehen. Die Korridore zwischen den Garderoben waren voll von Murcianer jeunesse dorée. Bereits kostümiertes Bühnenpersonal: weibliche Pagen in Trikots, Kammerzofen, ja sogar die majestätische Königin selbst mit langer, goldbeflitterter Schleppe, bewegte sich dazwischen umher. Es schien beinahe, als ob das hier das eigentliche Theater wäre und wir vor dem Vorhang nur das profanum vulgus.

Am Abend gab ich Don Alfonso die strenge Weisung, mich morgen früh um fünf zu wecken, da ich mit dem Zuge 6 Uhr 13 Min. nach Elche weiter wolle. Als ich am andern Morgen von selbst aufwachte, war es $^{3}/_{4}$6. Ich war wütend, rief den Hausherrn und befahl ihm, mir sofort einen Wagen zu besorgen.

„Es ist unmöglich, Herr, Sie erreichen den Zug nicht mehr."

„Lehren Sie mich Ihre Eisenbahnen kennen; einen spanischen Zug erreicht man immer noch."

„Wollen Sie denn ohne Frühstück fort?"

„Was kümmert mich das Frühstück! Bitte, beeilen sie sich!"

Der Wagen erschien, nachdem ich gerade fertig gepackt hatte. Eilig zahlte ich meine Rechnung, die Señora sah ich nicht, denn sie schlief noch, und dann rumpelte mein Gefährt von dannen, so sehr ein Trinkgeld die Geschwindigkeit der Mula befördern konnte. Zwanzig Minuten nach der fahrplanmäßigen Abfahrtszeit erreichte ich den Bahnhof — da pfiff die Maschine, und vor meiner Nase rollte der Zug davon!

Ich war ernstlich erzürnt; der nächste Zug ging erst am Nachmittag um halb fünf: ich erreichte Elche nicht vor der Dunkelheit.

Doch dagegen ließ sich nun nichts thun, und da sich überdies ergab, daß ich in der Eile meinen Krimmstecher liegen gelassen, so mußte ich wieder heim zu Doña Mercedes. „Nun meinetwegen, so sehe ich sie wenigstens noch einmal, und schön ist sie ja wirklich", dachte ich mir. Richtig sie kam mir schon lachend im Flur entgegen. Für mein Geschick hatte sie nicht das leiseste Mitgefühl, sondern sagte vielmehr: „Wissen Sie denn auch, warum Sie die Zeit verschlafen haben? Ich habe meinem Mann verboten, Sie zu wecken; ich wollte, daß Sie noch hierblieben."

Damit sah sie mich mit einem so übermütig triumphierenden Lächeln an, als wollte sie sagen: „Ich mache doch mit Dir, wie mit allen Männern, was ich will."

„Da sollst Du Dich aber verrechnet haben", sagte ich mir und behandelte sie den Vormittag über sowie auch bei Tische mit kühlster Reserve.

„Sind Sie denn gar so böse?" fragte sie einmal halblaut, an meinem Stuhl vorüberstreifend und mit dem vollen Arm meine Schultern berührend. Ich neigte mich stumm. Nach Tische zog ich mich in mein Zimmer zurück.

Wenige Minuten vor der Abfahrtszeit pochte es leise an meine Thür. Mercedes war's; auf dem dunklen Tuchkleide über der klassisch gewölbten Brust trug sie eine rote Rose.

„Sie wünschen, Señora?"

„Ich möchte nicht", sagte sie lächelnd, „daß Sie so zornig von mir gehen."

Ich zuckte die Achseln.

„War es denn etwas so Schlimmes, daß ich Sie gern noch einmal sehen wollte?"

„Da hätten Sie ja etwas früher aufstehen können, Señora.

„Ich hoffte“, fuhr sie leise und nicht mehr lachend fort, „Sie sollten noch einige Tage hier bleiben; ich dachte Sie dazu zu überreden — aber wenn Sie durchaus nicht können, so will ich Sie nicht halten.“ Und dabei sah sie mich mit ihren nachtdunklen Augen an, nachtdunkel und doch heiß wie die Sonne, und ich hatte doch kein Herz von Diamant, ja nicht einmal von Kieselstein — mit einem Wort, mir war nie klarer, als jetzt, daß ich nicht bleiben durfte.

„Ich kann wirklich nicht, Señora“, sagte ich freundlicher, „leben Sie wohl!“

Die schöne Frau stand eine Weile schweigend, dann sprach sie weich: „Wollen Sie mir verzeihen und zu Haus, in Alemania, manchmal an die Hermosa Morena in Murcia denken?“

„Das will ich, Señora, wenn Sie mir — die Rose da geben.“ Dabei sah ich aber unwillkürlich nicht die Blume, sondern ihre roten blühenden Lippen an.

„Darum komme ich ja“, erwiderte sie kaum hörbar, den Blick erwidernd. Sie nestelte langsam die Rose von ihrem Kleide, dann aber legte sie beide Arme um meinen Nacken und küßte mich. — Hierauf glitt sie geräuschlos zur Thür hinaus.

Wieder sinkt die Sonne über Murcias Fluren hernieder; ihr Gold hängt an den Klippen der felsigen Sierren und verklärt die Trümmer von Monte Agudo. Vorüberfliehen an mir wie Traumbilder die dunklen Orangengärten, die hochragenden Zypressen, die schlanken Palmen und grünumwucherten Häuschen, auch die Stationen, eine nach der andern: Orihuela, Callosa, Albatera u. s. w.; ich lese die Namen und betrachte die Ortschaften neugierig und doch teilnahmlos, als seien es Kulissen einer Wandeldekoration: ich sehe sie im

Grunde kaum. Allmählich dunkelt es, ohne daß ich darauf achte. Ein unbestimmtes Wohlgefühl füllt mich vollständig aus. Ist es eine süße Wehmut, ist es Stolz oder eine innige, tiefatmende Daseinsfreude? Ich werde mir nicht klar darüber und will es auch nicht werden: mich betäubt der Duft einer roten Rose, die ich in der Hand halte.

Endlich weckt mich doch ein fremdartiger Anblick zur Aufmerksamkeit. Mächtige Palmenstämme scharen sich zu beiden Seiten der Bahn zu einem dichten, hohen Walde; langsam fährt der Zug zwischen ihnen hindurch, endlich hält er, Dattelverkäufer drängen sich mit großen Düten um die Abteile: Elche, das vielgerühmte, ist erreicht. Ich verlasse meinen Wagen, rasch ist mein Gepäck am Bahnhof untergebracht, und einige Minuten später wandle ich vom Geleise abseits in stiller Einsamkeit durch den nächtlichen Palmenhain. Die Nachtluft bewegt die mächtigen Wipfel in zartem Rauschen und kühlt mir die heiße Stirn. Zwischen den Stämmen hängt rotglühend der Mond und gießt sein Märchenlicht über die wundersame Scenerie.

Kapitel XVIII.

Schluß.

Elche ist eine Merkwürdigkeit in Europa. Das Städtchen mit seiner Huerta ist die einzige Stelle in unserm Erdteil, wo die Zucht der Dattelpalme in großem Maßstabe betrieben wird und den Hauptnahrungszweig der Bevölkerung in ähnlicher Weise bildet, wie dies in den Oasen Nord-Afrikas der Fall ist. Der schöne Baum kommt ja auf der iberischen Halbinsel noch vielfach vor; sein Gebiet umfaßt das ganze Küstenland des Westens, Südens und Ostens, vom mittleren Portugal bis hinauf nach Catalonien, und dringt im Thal des Guadalquivir sogar weit ins Innere Andalusiens vor. Aber er wird hier überall nur als Zierpflanze gehalten, seine Früchte reifen in den meisten Fällen überhaupt nicht völlig und werden nirgends in volkswirtschaftlich nennenswerter Weise verwertet. Ähnlich ist es mit den kleinen Beständen, die man auch auf anderen Küstenstrecken des Mittelmeeres noch antrifft, so z. B. in den bekannten Palmengruppen bei Bordighera

und an anderen Orten der italienischen Riviera. In der glühend heißen Landschaft zwischen Murcia und Alicante aber findet die Dattelpalme augenscheinlich so afrikanische Lebensbedingungen, daß sich ihre systematische Zucht, die ziemlich mühevoll ist, belohnt. Verschiedene der hier belegenen Ortschaften besitzen größere und kleinere Palmenhaine, bei Elche aber liegt ein wirklicher Wald, dessen Stämme auf die Zahl von 70 bis 100000 geschätzt werden. Der Fruchtertrag eines ausgewachsenen Dattelbaums beläuft sich bis auf 2 Zentner im Jahr, und den jährlichen Gesamtgewinn aus den Dattelfrüchten giebt M. Willkomm auf über 460000 Peseten an. Hierzu kommt der Handel mit gebleichten Palmenwedeln, der auch noch etwa 40000 Peseten erreicht. Dreiunddreißig Ansiedelungen liegen in der Oase zerstreut; die Hauptstadt Elche selbst zählt etwa 10000 Einwohner. Die Umgebung des Palmenwaldes ist eine Wüste; die Wasser des Vinalapo sind es, die, in zahllosen Adern über das Land geleitet, das Leben der Huerta bedingen. Die Dattelpalme muß ja, nach dem arabischen Sprüchwort, ihre Füße in einem Wasserbade, ihr Haupt in einem Feuerbade haben. Die flache Bauart der weißgetünchten Häuser vermehrt noch den afrikanischen Eindruck der ganzen Umgebung: es bedarf, wenn man unter den Palmen Elches wandelt, gar keiner besonderen Anstrengung der Phantasie, um sich in irgend eine der großen Oasen am Rand der Sahara versetzt zu denken. Und der Anblick der schlanken Stämme mit den mächtigen, vielgestaltigen Fiederkronen ist schön! Wir sind heute gegen die Freiligrathsche Tropenromantik unserer Väter schon so kritisch geworden, daß wir vielfach ins Gegenteil umschlagen und unter einem Hain von gezüchteten Dattelpalmen uns zunächst kaum etwas Besseres vorstellen möchten, als eine Baumschule von Reisbesen. Wie irrig das ist, wird dem Leser besser als meine Schilderung

das anmutige Bild beweisen, das ich ihm hier beifügen kann. —

Es war wieder Abend geworden, der Abend des 29. Oktober, als mein Zug sich Alicante näherte. Schon von weitem erglänzten die Lichter von dem Kastell herüber, das sich auf einem Felsberg malerisch über der Stadt erhebt; unmittelbar neben der Bahn aber schimmerte in mattem Dunkelgrau die unendliche Fläche des Mittelmeers. Fast genau ein Monat war erst vergangen, seit ich mich dort in Genua zum erstenmal seinen Fluten anvertraut hatte, und doch erfüllte mich das leise Rauschen der schaumigen Brandung und der erquickend herüberströmende Seewind mit einer solchen Wiedersehensfreude, daß ich unwillkürlich an die Zehntausend des Xenophon dachte, die, aus den Tiefen des feindlichen Asiens hervortauchend, auf den Höhen von Trapezunt ihr „Thalassa, Thalassa!“ jubeln. Mir war ja nun freilich keine solche Mühsal, wie ihnen, begegnet, sondern nur eine Überfülle des Schönen; aber es war doch eine fremde Welt gewesen, in der ich gewandelt, fremd an Sprache und Sitte, an Aussehen und Erinnerungen; ich hatte mich oft in ihr wie entrückt und verzaubert gefühlt. Nun lag die See wieder vor mir, die rings umfließende, allen Völkern zugängliche, alle verknüpfende, und sie erschien mir wie eine sichere, glattgebahnte, jeden Augenblick mir offenstehende Straße zu den Ländern, wo meine Art nun doch einmal daheim ist, und wo alle die weilten, die ich lieb hatte.

Allerdings kehrte ich nun noch nicht in die Heimat zurück, sondern durchzog noch einen großen Teil Spaniens, räumlich sogar erheblich größer, als den bisher mit dem Leser durchmessenen, und sehr viel Schönes, Großartiges und Merkwürdiges begegnete mir noch, wie es jedem begegnet, der auf so altem



Im Palmenwald von Elche.

Kulturboden reist. Aber ich habe die Empfindung, wie wenn meine späteren Eindrücke noch weniger etwas Abgeschlossenes, Ganzes seien, als die bisherigen, die doch immerhin eine nach Natur, Sitte und Geschichte einigermaßen einheitliche Landschaft behandeln. Ich will daher den weiteren Verlauf meiner Reise nur kurz andeuten.

Von Alicante aus besuchte ich die üppige Fruchtebene von Valencia und verfolgte dann die ganze Ostküste bis hinauf nach Barcelona. Der gesamte Küstenstreif ist eigentlich eine zusammenhängende Huerta, milden Klimas und subtropischen Pflanzenwuchses, sodaß der große geographische Breitenunterschied, den man auf dieser Fahrt überwindet, sich im Bilde der Landschaft kaum bemerkbar macht. In den überaus reichen Gebieten des unteren Ebro, ja bis nach Barcelona hin, mahnt der Fiederwedel der Dattelpalmen an den Süden. Von Barcelona, jener schon stark französisch gefärbten, überaus lebensvollen Handelsstadt aus wandte ich mich ins Innere des Landes, nach Südwesten. Ganz andere Bilder waren es nun, die mir begegneten, jedoch nicht weniger eindrucksvoll und festhaftend, als die früheren. Noch sehe ich das wilde, graue Felsgeklüft des Montserrat zum Greifen deutlich vor mir, noch die überaus seltsamen Steppen Arragoniens, glatt wie eine Meeresfläche und leblos wie eine Wüste. Noch erfüllt mich der Zauber des wunderbaren ersten Anblickes von Saragossa: es war zwei Uhr nach Mitternacht, als mein Zug im Vollmondschein am Ufer des Ebro entlang rollte; drüben jenseits der spiegelnden Wasser lag die uralte Stadt mit ihrer vieltürmigen Kirchenmasse, schlummernd und magisch beleuchtet. Der Gegensatz dieser tiefen Ruhe zu den Erinnerungen an alle die wilden Stürme, die um diese Mauern getobt haben, berührte eigenartig das Herz.

Dann erklomm ich endlich, nachdem ich so lange im Kreise

daran herumgezogen, die innere Hochburg Spaniens, die kastilischen Plateaus. Horizontale Lagerung des Gesteins herrschte nun vor statt der meist so wild sich aufbäumenden Schichten der Randgebirge, langweilig gewellte Acker- und Weideflächen in unabsehbarer Folge traten an die Stelle der vielgestaltigen Landschaftsbilder der Küstengebiete. Ungefähr eine Woche weilte ich in Madrid, einer wirklich sehr schönen und interessanten Stadt. Aber wie mir in Mailand alles andere unterging gegenüber dem einen großen Eindruck der Kathedrale, so verblaßte hier in Madrid jedes andere Interesse vollständig neben dem unglaublichen künstlerischen Reichtum des Prado-Museums. Tag für Tag brachte ich viele Stunden darin zu und erquickte mich an den Goldschätzen edelster Kunst, die seit den Zeiten der spanischen Weltherrschaft dort zusammengetragen worden sind. Entzückend ist die süße Schönheit der Italiener daselbst, des Cignaroli, Corrado, Tiepolo, Tizian u. s. w., hinreißend das kraftvolle Leben der Niederländer, des Rubens, des Vandyk, und vieles, vieles andere; aber an der Spitze aller steht mir ein Spanier, den ich hier eigentlich erst kennen gelernt habe, ja den man hier nur recht kennen lernen kann. Es ist nicht Murillo, dessen wonnig ekstatische Bilder den Spaniern selbst wohl als der Höhepunkt ihrer Kunst gelten; auch nicht Ribeira in seiner mächtigen, düsteren Kraft, sondern es ist Diego Velasquez! Welch ein mächtiges, freudiges Können, welch eine trotzige, geradezu spottende Selbständigkeit, welch ein urgesunder Realismus in jedem Zuge, an den, wie mir scheint, all die kraftgenialischen Stürmer von heute, die etwas so ganz Neues zu bringen glauben, noch lange nicht herangekommen sind.

Auch Toledo, das alte graue Felsennest, vielleicht die charaktervollste Stadt Spaniens, besuchte ich und näherte mich damit den Grenzen Andalusiens wieder soweit, daß mich

die Sehnsucht fast verführt hätte, noch einmal einen Abstecher durch den Paß von Despeñaperros bis zu den Ufern des Guadalquivir zu machen. Allein der Winter, der hier oben auf den Hochflächen doch schon empfindlich seine Vorboten voraussendete, mahnte dringend zur Eile. So kehrte ich denn nach Madrid zurück und wandte mich nun nördlich über Escorial, Valladolid und Burgos heimwärts. Im Gebiet des oberen Ebro, den ich hier also zum dritten Male überschritt, und in den kantabrischen Küstengebirgen war es wiederum eine neue Landschaftsform, die mich überraschte und wegen ihrer wachsenden Ähnlichkeit mit mitteleuropäischen Landschaften freudig berührte. Herrliche Wälder bedeckten die Berghänge, in goldenen und braunen Herbstfarben schimmernd, rauschende Wasserfälle und still fließende Bächlein, dicht wucherndes Unterholz, Farnkraut auf feuchtem Waldboden und Wiesenmatten mit weidendem Vieh dazwischen. In mächtigen Kunstbauten überwindet die Bahn die Randgebirge. Oft schweben wir an steilen Wänden hoch über den Thälern; in der fernen Tiefe lagern weiße Wolken wie langgezogene schimmernde Seeflächen, nordischen Fjorden nicht unähnlich. Aus ihnen steigen spitze Klippen und waldige Bergwände hervor. Nun rinnen die Wasser zu unseren Füßen schon nach Norden; die Wetterscheide ist überschritten, kühl und feucht weht es von der Biscaya-Bucht herauf, und jetzt sehen wir den malerischen Fels von San Sebastian auf den Wellen des atlantischen Meeres schwimmen. —

Über Irun erreichte ich Paris und eilte nach einem kurzen, aber ungemein inhaltreichen Aufenthalt daselbst über Metz nach Berlin. Es dunkelte bereits, als ich den Rhein überschritt; von Frankfurt an überließ ich mich erquickendem Schlummer, in dem ruhigen Gefühl, daß mich der königlich preußische Schnellzug im Schlaf so sicher der Heimat zu-

führen würde, wie die phäakischen Ruderer den Dulder Odysseus nach langer Irrfahrt zum heimischen Gestade. Mein letzter Gedanke war, soweit ich mich erinnere, der, daß in Deutschland die Schaffner zwar gröber, die Wagenpolster aber anständiger und bequemer als irgendwo anders in Europa seien.

Als ich erwachte, war es Morgen, indessen ein heller, weißer Novembernebel deckte rings die Gegend, wie in Ithaka, als Odysseus dort zum erstenmal wieder seine Augen aufschlug und neuer Zweifel das Herz des vielgeprüften Dulders bange beschlich, denn er erkannte die Heimat nicht. Doch Athene beschloß, daß es nun genug sei der Qual für den Freund; sie kam dahergewandelt in Gestalt eines lieblichen Hirtenknaben und nannte ihm die Namen der heimischen Gefilde: Phorkys' geheiligten Hafen und die Grotte der Nymphen und Neritons waldigen Gipfel.

Gerade so nahte sich auch mir hilfreich die Göttin, nur hatte sie diesmal die Gestalt eines Eisenbahnschaffners vorgezogen. In dieser rief sie plötzlich den Namen jener wohlbekannten, zwischen Magdeburg und Zerbst, an der Schwelle meiner heimischen Landschaft gelegenen, Kreuzstation aus, die jedem Reisenden Freude zu machen pflegt durch die wohlhabenden Vorstellungen, die sie erweckt. Aber nicht diese Vorstellungen waren es heut, die mich entzückten, auch nicht der Name allein, sondern der heimatliche Laut, in den die Göttin ihn kleidete: — „Jieterjlick!!“ — ja, nun war ich wahrhaftig zu Hause, beruhigt wickelte ich mich wieder in meine braune spanische Manta und schlief noch einmal mit seligem Lächeln ein.

Wegener, Georg,

Herbsttage in Andalusien

Berlin 1895